R
W

Berlin

und

Weſt-Afrika.

Ein Brandenburgiſcher See-Roman

von

Heinrich Smidt.

Fünfter Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.

1847.

RBR
Jantz
#406
bd. 5,6

Erſtes Kapitel.

Der Tag des Angriffs war gekommen. Die holländiſchen Unterhändler, vor Allen aber die Mynheers Hendrick und Lütke Hahn, ſowie die von ihnen erkauften und abgeſendeten Neger hatten die umwohnenden Stämme vielfach angereizt und ein Haufe von nahe an tauſend Mann zog von allen Seiten durch die Gehölze, zum Theil mit Schießgewehr und andern Waffen verſehen, auf Großfriedrichsberg heran. Sie waren bereits den Werken ſehr nahe gekommen, ehe die Brandenburger von der ſie bedrohenden Gefahr Kenntniß erhielten.

Otto von der Gröben hatte ſein Siechbette verlaſſen. Der Krankheitsſtoff war erſtickt und nur eine merkliche Schwäche blieb noch zurück. Unterſtützt von ſeinem ſchwarzen Retter, dem er thätig ſeine Dankbarkeit bewies, erſchien er auf den Wällen von Großfriedrichsberg. Hier hatte Selbing bereits alle

möglichen Vorkehrungen getroffen. Die Geſchütze waren geladen und hinter denſelben die nöthige Mannſchaft zur Bedienung aufgeſtellt; die übrigen Soldaten und Mariniers, unter Blonks Commando, der nach Gröbens Rückkehr den Befehl der Kolonie übernehmen ſollte, hielten ſich fertig, ſobald es nöthig ſei, einen Ausfall zu wagen, und den aufgewiegelten Schwarzen im offnen Kampfe zu begegnen. Außerdem gebot Gröben über eine Abtheilung von zweihundert wohlbewaffneten Negern, welche von dem Korporal Bomann und andern Brandenburgern angeführt wurden. Das ganze kampffähige Heer beſtand ſonach aus kaum dreihundert Mann, aber alle waren frohen Muthes, voll des feſten Entſchluſſes, für die Fahne, welcher ſie Treue und Gehorſam zugeſchworen hatten, den letzten Blutstropfen zu verſpritzen.

Die Soldaten und Matroſen zogen in zwei verſchiedenen Abtheilungen durch das große Feſtungsthor der Ebene zu, wo Korporal Bomann bereits, unter dem Bereiche der Kanonen, eine genaue Muſterung über ſeine Schwarzen abhielt, und ſie in ſeiner eigenthümlichen Weiſe ermahnte, ſich nicht in die Flucht jagen zu laſſen.

„Ihr ſeid nun zu vergleichen, wie unſere Pflegekinder,“ ſagte der alte Soldat, ſich ſchmunzelnd den

Schnauzbart ſtreichend, „die der Erziehung Ehre machen müſſen, die wir ihnen gegeben haben. Habt von uns gelernt, Korn ſäen und Kohl pflanzen, Ziegen melken und Käſe bereiten, zuverläſſig mit dem Schießgewehr umzugehen und mit dem Kolben dreinzuſchlagen, Alles nach geſtaltenen Sachen. Alſo friſch, noch einmal die Handgriffe durchgemacht und wenn die falſchen Kerle, die nichts wollen, als Euch in die Sclaverei ſchleppen, aus dem Buſch herauskommen, ſteigt ihnen nur geradesweges zu Kopfe. Gott verdamme mich, ich will ihnen die Wolle von dem Schädel herunterſcheeren, daß die beſte Schaafſchur in der Priegnitz ein wahrer Plunder dagegen ſein ſoll. Aber da geht der Teufel ſchon los! Achtung! Vorwärts! Marſch!"

Die ſchwarze Kolonne ſetzte ſich in Bewegung und marſchierte gerade auf die äußerſte Waldſpitze los, aus welcher jetzt die erſten feindlichen Negerhaufen in wilder Unordnung hervorbrachen. Sie ſtießen ein lautes Geheul aus, liefen ihren Gegnern im Fluge entgegen, feuerten blindlings ihre Gewehre ab, zogen ſich eben ſo ſchnell zurück, und verſchwanden unter den Bäumen.

„Marſch, ſage ich!" — brummte der Corporal. „Marſch, Ihr ſchwarzen Geſellen! Ihr ſollt helfen

am Meiſterſtück arbeiten! Für jeden Kerl, den Ihr einfangt, giebts ein Maas Branntwein! Verſteht Ihr das?"

Die Untergebenen des Korporals ſtimmten ein Freudengeſchrei an.

„Dacht's wohl! Wenn von Branntwein die Rede iſt, riechen ſie's heraus und wenn's auf türkiſch geſagt würde. Welches auch eigentlich nicht zu verwundern, denn das Kauderwälſche der Türken iſt dieſen Heidenbeſtien wohl eher verſtändlicher als unſer chriſtliches, märkiſches Deutſch. Da kommen ſie wieder aus dem Buſche heraus, aber nun auch keinen Pardon, wir wollen ihnen eben ſo zu Kopfe, als da wir die Schweden aus Rathenow hinaus wetterten!"

Im Schnellmarſch ging es jetzt auf die Schwarzen los, deren Haufen ſich beträchtlich vergrößert hatten, und von allen Seiten hervorbrachen. Sie dehnten ſich über die ganze Ebene aus und hatten zuletzt eine ſo lange Kette gebildet, daß ſie mittelſt derſelben nicht allein die außer den Verſchanzungen manövrirenden Truppen einſchließen konnten, ſondern auch den befeſtigten Berg ſelbſt, zum großen Nachtheil für die Anſiedlungen der Koloniſten, die in der Nähe deſſelben verſtreut umherlagen. Zum Glück fehlte

den Schwarzen die Einſicht; ſie begnügten ſich damit, ihre Feinde von allen Seiten zu umſchwärmen, ihren Kriegsgeſang erſchallen zu laſſen und blind in die Menge hineinzufeuern. Die Holländer, welche keine Mühe geſcheut hatten, ſie zu dieſem Ueberfall anzureizen, hatten es doch verſäumt, ihnen einen entſchloſſenen und kenntnißreichen Anführer zu geben, durch den allein es möglich geworden wäre, das begonnene Werk zu ihrem Nutzen durchzuführen.

Während der Korporal unermüdet auf das Centrum losmarſchierte, wo ſich die dickſten Haufen befanden, die gerade gegen den Berg heranzogen, hatten ſich die Soldaten und die Mariniers getrennt. Ein Theil von ihnen hatte ſich links, der andere rechts gewendet, um mit Erfolg die Feinde an den beiden äußerſten Enden anzugreifen, von wo ſie nun immer mehr zurückwichen und ſich dem Centrum anſchloſſen, welches ſie zu einer kaum zu durchdringenden Maſſe verdichteten. Durch dieſes Manöver kamen ſie ihnen mehr und mehr in den Rücken, ſo daß es ihnen möglich wurde, ſie immer weiter vorwärts, und den Kanonen entgegen zu treiben.

Auf den Wällen hatte man ſcharf ausgelugt. Als die Schwarzen den Brandenburgern ſchußgerecht waren, zogen ſich Soldaten und Matroſen vorſichtig aus dem

hintern Gliede zurück und überwachten die beiden Flanken des Feindes. Zu gleicher Zeit wurden die einzelnen Stücke gelöſet; die Kugeln flogen Verderben bringend in den dichteſten Haufen hinein, und ſchmetterten Alles nieder, was ſich ihrem Laufe hemmend entgegen ſtellte. Ein paniſcher Schrecken bemächtigte ſich der Getäuſchten; ſie ſtanden eine Zeitlang laut- und regungslos, dann aber ſtießen ſie ein herzzerreißendes Klagegeſchrei aus, ſie wandten ſich um, und rannten Alles über, was ihnen in den Weg kam. Der Haufe war raſch auseinander geſprengt, er verbreitete ſich nach allen Seiten über die Ebene und Jeder verſuchte für ſich, ſo ſchnell als möglich, dem mörderiſchen Eiſen zu entfliehen, das ihnen von den Wällen von Großfriedrichsberg nachflog.

Die brandenburgiſchen Truppen ſtimmten ein lautes Jubelgeſchrei an und brachten dem Kurfürſten ein Lebehoch, als ſie den kaum begonnenen Angriff mit einem Male beendigt ſahen. Sie zogen ſingend nach dem Thore der Feſtung zurück, wenig bekümmert um den Korporal Bomann, den ſie wohlgemuth an der Spitze ſeiner ſchwarzen Kolonne wähnten.

Aber dieſer befand ſich in keiner beneidenswerthen Lage. Die ihm zugetheilte Schaar hatte zwar

die Theorie des Exercitiums begriffen, vermochte aber noch nicht, dieſe praktiſch anzuwenden. Als der Feind in Maſſe heranſtürmte, wich die brandenburgiſche Neger-Kolonne auseinander, und Korporal Bomann wurde, ſammt den ihm Zunächſtſtehenden, von den Uebrigen getrennt. Die zurückeilenden Schwarzen riſſen ihn unwillkührlich mit ſich fort, und er war genöthigt, ſich immer weiter gegen den Wald zurückzuziehen, wollte er nicht von der Menge übergerannt werden. Bei dieſem Manöver, welches mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war, verlor er einen Gefährten nach dem andern; die wenigen Schwarzen, welche ihm geblieben waren, fürchteten für ihre Abtrünnigkeit die Rache ihrer verrathenen Landsleute; ſie warfen alſo die Waffen von ſich, machten, um ihr Leben zu retten, mit den Fliehenden gemeinſchaftliche Sache und trieben ihren ehemaligen Anführer immer mehr in die Enge. Endlich vermochte dieſer in dem allgemeinen Wirwarr nicht länger Stand zu halten, er begann ſchneller zu laufen, verwickelte ſich in dem Schlingkraut, das ſich üppig wuchernd über den Boden ausbreitete, und ſtürzte mit einem lauten Kernfluche vorne über.

Die fliehenden Neger, die ihm auf der Ferſe waren, ſtutzten bei dieſem Anblick. Sie blieben ſtehen

und ſchloſſen ihn von allen Seiten ein. Als der Korporal ſich langſam erhob, ſah er ſich gefangen. Fluchend und wetternd wollte er den ihm entfallenen Säbel aufraffen, aber die Neger verhinderten ihn daran, und flogen mit ihm, einen ſchauerlichen Geſang anſtimmend, in das Dickicht des Waldes.

Dies war der einzige Verluſt, den die Brandenburger, während dieſes Feldzuges, der mit dem einen Angriff beendigt war, erlitten, und Anfangs wurde er gar nicht einmal bemerkt. Als ſich Alle wieder in der Feſtung, oder in dem Bereich derſelben, bei ihren Wohnungen eingefunden hatten, wurden die Thore geſchloſſen. Man traf die gewohnten Vorſichtsmaßregeln; die Wachtmannſchaften bezogen ihre Poſten und die Uebrigen kehrten zu ihren gewohnten Beſchäftigungen zurück.

Der Angriff der Neger erneuerte ſich — wie ſchon bemerkt — nicht wieder. Sie waren von der Macht der brandenburgiſchen Kanonen zu ſehr eingeſchüchtert, hatten von den gefangenen Landsleuten ſo Manches gehört, das ſie zum Vortheil derſelben ſtimmte, und waren nicht zu bewegen, die Feindſeligkeiten wieder zu beginnen. Die Holländer hatten ihre ſchlauen Unterhandlungen umſonſt verſchwendet, und mußten auf neue Mittel ſinnen, den Einfluß

Brandenburgs auf die Eingebornen der Weſtküſte Afrika's zu ſchwächen.

So war der Zeitpunkt herangekommen, da Gröben nach Europa zurückkehren wollte, um den durchlauchtigſten Herrn, der ihn abgeſendet, von ſeinen Unternehmungen Rechenſchaft abzulegen. Der Capitain des „Mohrian,“ Blonk, war zum Gouverneur von Großfriedrichsburg beſtimmt und der erſte Steuermann jenes Schiffes mit dem Commando deſſelben beauftragt. Die Vorbereitungen zur Abreiſe wurden getroffen, und Alles ſo eingerichtet, daß Gröben ſeinen Einzug in Berlin als ein Mann halten konnte, der es den Pfahlbürgern jener Stadt begreiflich machte, daß er aus einem Lande heimkehre, worin des Seltſamen und Wunderbaren ſo Vieles enthalten wäre, daß es nur im hohen Grade erſprießlich ſei, dort heimiſch zu ſein, und man das ein Mal Errungene um jeden Preis feſthalten müßte.

Sein Abſchied war tief ergreifend. Während der Zeit ſeiner Ueberfahrt, und auch auf der Weſtküſte ſelbſt, hatte Gröben ſich in jeder Lage mit großer Energie benommen; er hatte die Liebe aller ſeiner Untergebenen im hohen Grade gewonnen, denn er dachte ſtets an ſich ſelbſt zuletzt, war für das Wohl des Geringſten beſorgt, ſtets mit Rath und That zur

Hand, blieb ſich gleich im Glück, wie im Unglück und zeigte von eigentlicher Herrſchergewalt nur ſoviel, als nöthig war, um den Hochmuth und den unwiſſenden Dünkel in ſeine Schranken zurück zu weiſen.

Mit ſeinem Nachfolger hatte er Alles mehrfach durchgeſprochen; er hatte ihm gezeigt, wie er bisher genau nach den ihm ertheilten Inſtructionen verfahren ſei, und was fernerhin geſchehen müſſe, um den hohen Intentionen des Kurfürſten gemäß zu handeln: Ein Reich des Friedens und der Geſittung zu erſchaffen und zu erhalten, wo der Handel und die harmloſen Künſte von Tag zu Tag mehr emporblühen und gedeihen, aber auch zugleich ein Reich der Kraft und Stärke, das nicht Krieg führen und erobern ſoll, aber jede Stunde bereit iſt, den Acker und das Gewerbe zu beſchützen und den anmaßenden Feind mit Ernſt und Nachdruck bis an die äußerſte Gränze zurück zu weiſen.

„Wenn Ihr das entſchloſſen durchführt und Euch durch Nichts irre machen laßt,“ ſprach von der Gröben ernſt, „dann, lieber Capitain, werdet Ihr das Ziel erreichen, das unſer hohe Herr uns geſteckt hat, und der Zeitpunkt wird nicht ferne ſein, wo dieſe Kolonie, die ich über Alles liebe, ſich dreiſt dem be-

rühmten Volke des Alterthums an die Seite ſtellen kann, welches das Schwerdt als Pflugſchaar gebrauchte und in deren Helm die Tauben niſteten."

„Hört, Herr Kämmerjunker!" entgegnete der Capitain. „Verſtehe ich es auch nicht, die Worte ſo zierlich zu ſetzen, und mich auf Dinge zu berufen, die vor länger als tauſend Jahren auf irgend einem Theile der Erde geſchehen ſind, ſo verſtehe ich doch, was Ihr mir ſagen wollt. Wenn mir's auch nicht gerade genehm wäre, daß die Tauben in meiner Mütze ihr Neſt bauten, ſo will ich doch dafür ſorgen, daß ſie auf unſern Dächern, oder wo ſie ſonſt wollen, ungeſtört niſten können und weder Holländer noch Neger ungeſtraft das Korn abſchneiden ſollen, das meine Brandenburger geſäet haben. Mit dieſer Verſicherung, die ich Euch mit meinem Handſchlage bekräftige, mögt Ihr getroſt an Bord gehen."

„Das will ich!" ſprach von der Gröben. „Lebt wohl, mein wackrer Freund! Sobald ich in der Heimath angelangt bin, will ich Alles daran ſetzen, daß Euch ſo ſchnell als möglich die nöthigen Hülfsmittel zugeführt werden."

„Und Schiffe, Herr Kammerjunker! Schiffe!" rief Blonk eifrig. „Laßt Euch das vor allen Dingen geſagt ſein. Ihr könnt viele Tauſende von

deutſchen Landeskindern an eine fremde Küſte ſetzen, es wird nichts Ganzes daraus, wenn es an Schiffen fehlt, die Raum genug haben, unſere Erzeugniſſe einzuladen und Kanonen genug, ſie ſich nicht abnehmen zu laſſen. Sollen wir den fremden Boden mit unſerm Schweiße düngen und ihn urbar machen, ſo müſſen uns auch unſere Brüder mit ihrer Flagge und ihrem Arm dabei unterſtützen, ſonſt fallen wir den Holländern oder den Dänen, oder ſonſt wem in die Hände. All' unſere Hunderttauſende, die wir nach und nach in die Fremde ſchicken möchten, ſind uns verloren, wenn wir ſie dort nicht mit eignen Waffen ſchützen."

„Das weiß ich, mein wackrer Blonk, und es ſoll mein tägliches Streben ſein, dieſe einzig richtige Anſicht zur allgemeinen zu machen. Freilich wird es bei dem herrſchenden Vorurtheil große Mühe koſten, dieſen Ideen Eingang zu verſchaffen."

„Laßt nur nicht nach, Herr! Und iſt der Schädel gar zu hart, ſo ſchlagt mit eiſerner Fauſt darauf; es giebt doch irgendwo eine Stelle, wo das Anklopfen endlich hilft. Zieht mit Gott, Herr Kammerjunker. Der Wind iſt Euch günſtig. Friſch daran! Es muß nun doch einmal geſchieden ſein."

„Es muß! Es muß!" rief Gröben und ſchloß

den Capitain bewegt in ſeine Arme. „Dies gilt für unſern Abſchied. Bleibt hier auf dem Walle, den Ihr vertheidigen ſollt. Vom Verdecke aus ſende ich Euch meinen letzten Gruß. Lebt wohl!“

Die Wanderung des Kammerjunkers von dem Thore der brandenburgiſchen Citadelle, bis zu dem auf ihn harrenden Boote, das auf ſeinem Vorderſteven den kurfürſtlichen Wimpel wies, glich einem Trauerzuge. Europäer und Afrikaner drängten ſich bei jedem Schritte um ihn und riefen ihm ein von Thränen erſticktes Lebewohl zu. Der Mann, der für ſeinen Herrn eine Kolonie und ſich ſelbſt alle Herzen darin erobert hatte, hatte für jeden Einzelnen ein Wort des Troſtes und der Ermunterung, bis er endlich von all den Beweiſen der Liebe und Treue übermannt, in Thränen ausbrach und mit dem Ausrufe:

„Lebt Alle wohl! — Ich kann nicht mehr! — Gott ſei mit Euch!“

in das harrende Boot ſprang, und nach dem Schiffe fuhr, das ſeine Segel ſchon aufgezogen hatte, und jetzt mit einem letzten Ruck den Anker aus der Tiefe ſteigen ließ. Von ſeiner Galerie und von der Back donnerten die Kanonen, die Staatsflaggen wehten

vor der friſchen Briſe aus, und die Spielleute blie-ſen eine fröhliche Fanfare. — Vom Ufer aus aber und von den Wällen ward dieſer kriegeriſche Gruß mit maßloſem Jubel erwiedert.

Blonk war auf dem ihm angewieſenen Platz ge-blieben. Er ſah, wie der Kammerjunker den höch-ſten Punkt der Galerie beſtieg und mit einem wei-ßen Tuche wehte; dann umzog dichter Pulverdampf das Schiff und dieſes trat immer weiter von der Küſte zurück.

„Laßt es jetzt nur gut ſein!“ ſagte Blonk nach einer geraumen Zeit zu ſeiner nächſten Umgebung. „Sie hören Euer Rufen nicht mehr und unſere Ka-nonen reichen kaum noch zu ihnen hinüber. Jetzt ſind ſie in Wahrheit fort und wir müſſen uns auf uns ſelbſt beſchränken. Hörte man nichts wieder von dem Korporal Bomann?“

„Nichts, Capitain!“ antwortete Selbing, der ihm zunächſt ſtand. „Auch ſeine Leiche iſt nicht gefunden. Die Neger haben ihn wahrſcheinlich umzingelt und mit ſich fortgeführt.“

„Der arme Teufel! Er hat für uns Alle das Bad bezahlen müſſen, oder ſie haben ihn den Hol-ländern ausgeliefert. Eines iſt ſo ſchlimm als das

Andere. Laßt die Leute auf ihrer Huth ſein, und ſich nicht einzeln zu weit vorwagen; leicht fallen ſie in einen Hinterhalt. Guten Morgen, Fähnrich! Ich erwarte Euch nach Sonnen-Untergang zum Rapport."

Zweites Kapitel.

Die Beſorgniſſe des neuen Gouverneurs waren, ſoweit ſie den ehrenfeſten Korporal betrafen, nicht ohne Grund. Die Neger, welche den alten Soldaten umringten, erhoben ein lautes Triumphgeſchrei und rannten unaufhaltſam weiter, während ſich der Menſchenknäuel durch das Herbeiſtrömen neuer Flüchtlinge mehr und mehr verdichtete, ſo daß an ein Entrinnen nicht zu denken war. Er ward von den wüthenden Schwarzen unabläſſig fortgetrieben, und ſtolperte brummend, fluchend und zähneknirſchend vor ihnen her, bis er endlich die unnatürlichen Anſtrengungen nicht mehr zu ertragen vermochte und bewußtlos zuſammenſtürzte. Jetzt riſſen ihn die Schwarzen vom Boden auf, und rannten mit ihm, ihre einförmigen Weiſen ſingend, immer tiefer in das Dickicht.

Es war Nacht. Die Schwarzen hatten ihr Ziel

erreicht. Mitten im Walde lagen zerſtreut eine Anzahl Hütten, der Hauptort dieſes Stammes. Nicht weit von dem Eingange der bedeutendſten derſelben, lag Korporal Bomann, am Boden ausgeſtreckt, Arme und Beine mit Binſenſtricken feſt zuſammen geſchnürt, und an ſeinem Körper mehrfach die Spuren der Mißhandlungen zeigend, die er unterweges hatte erdulden müſſen. Seine Kleider waren zerriſſen, und ſein Bart, deſſen ſorgfältige Pflege er ſich ſehr angelegen ſein ließ, war über die Maßen verwildert. Schwärme von Inſekten, gegen deren empfindlichen Biß der Eingeborne ſich ſchlau zu ſchützen weiß, umſummten ihn von allen Seiten, aber er empfand in dieſem Augenblicke alle dieſe Widerwärtigkeiten nicht. Ueberwältigt von den vielfachen Leiden, die er ſeit ſeiner Gefangennehmung erduldet, war er feſt eingeſchlafen und hatte nichts von dem feierlichen Gerichte geſehen, welches die Männer des Dorfes über ihn gehalten und worin beſchloſſen wurde, daß er mit dem Beginn des nächſten Tages getödtet werden ſollte. Zwei Neger ſaßen ihm zur Seite und bewachten ängſtlich die geringſte ſeiner Bewegungen, als ſei es ihm möglich, in ſeiner Ohnmacht die ſtarken Stricke zu zerreißen und in dieſer Wildniß zu entfliehen.

Eine Stunde war vergangen, als aus der Hütte des Oberhauptes ein Mädchen trat, die bei den Negern des Stammes für die Reizendſte galt, welche weit und breit unter allen ihren Schweſtern auf der Weſtküſte gefunden wurde. Aber ſo ſchön Janna in den Augen ihrer jungen Landsleute war, für ſo ſpröde galt ſie auch und es war Keiner von allen Jünglingen, der ſich nur der geringſten Gunſtbezeugung rühmen konnte.

Janna kam näher und ihre leicht dahin ſchwebende Geſtalt, von dem bleichen Schimmer des Mondes umfloſſen, machte einen nicht zu beſchreibenden Eindruck auf die beiden jungen Männer, welche den Gefangenen zu bewachen hatten. Sie vergaßen ganz das ihnen anvertraute Wächteramt, erhoben ſich ſchnell und gingen dem jungen Mädchen mit allen Zeichen der Ehrfurcht entgegen; denn Janna war nicht allein die Schönſte, ſie war, als die Tochter des Oberhauptes, zugleich die reichſte und mächtigſte; wen ſie erwählte, der erhielt mit ihr zugleich die Anwartſchaft auf die Würde des Vaters, da Janna das einzige Kind deſſelben war.

Mit mehr Unbefangenheit als man dem einfachen Kinde der Natur hätte zutrauen ſollen, nahm ſie die ihr geſpendeten Huldigungen entgegen, berührte mit

ihrem Fuße das Haupt der Männer, die ſich vor ihr auf den Boden geworfen hatten und flüſterte ihnen dann ein Wort zu, worauf ſie ſich erhoben. Die große Ehrfurcht, welche Janna den jungen Kriegern ihres Stammes einflößte, mußte um ſo höher angeſchlagen werden, als ſonſt bei dieſen Stämmen das Weib für Nichts geachtet und mit der äußerſten Geringſchätzung behandelt wurde.

„Meine Brüder wollen dieſen Mann tödten?“ fragte das Mädchen nach einer Pauſe.

Beide bejahten die Frage mit den ausdruckvollſten Gebehrden.

„Meine Brüder dürfen das nicht! Sie dürfen den weißen Mann nicht tödten.“

Ueberraſcht ſahen die Männer zu dem Mädchen auf, das dieſe Worte mit großer Beſtimmtheit ausgeſprochen hatte. Dieſe fuhr fort:

„Wenn die Krieger des Stammes einen Gefangenen machen, können ſie ihn tödten, bevor ihr König ſein Meſſer in die Bruſt des Verurtheilten geſtoßen hat? Der König hat das nicht gethan, denn er iſt nicht hier; und der König iſt mein Vater.“

„Dann mußt Du an die Stelle Deines Vaters treten!“ ſagte der Eine und der Andere reichte dem Mädchen ſein Meſſer dar.

„Wäre ich ein Mann, ich thäte, wie Ihr ſagt; mir würde es ziemen zu richten an meines Vaters Statt. Aber ich bin ein Mädchen und darf nicht das Blut des Fremden vergießen. Hört nun, was Janna Euch kund thut. Der Vater iſt zum Aufgang des großen Geſtirnes und zum Niedergang gezogen, um die Stämme ſeiner Brüder gegen die neuen Fremdlinge zu den Waffen zu rufen. Drei Mal iſt die Nacht mit ihren zahlloſen Augen erweckt worden, um ſeine Pfade zu beleuchten, und er iſt jetzt auf der Heimkehr. Darum richte ich an Euch das Gebot, ihm entgegen zu eilen, damit er ſeine Schritte hierher lenke und das Urtheil vollſtrecke, das die Männer geſprochen haben. Legt Flügel an Eure Sohlen und ſtreift über den Spiegel des Baches hin, bis Ihr die Spur Eures Häuptlings gefunden habt."

Die Männer waren erſtaunt; doch drückten ſie ihre Ueberraſchung nur durch Zeichen aus, und deuteten auf den Gefangenen, der von Allem, was um ihn vorging, nichts vernahm.

„Janna wird ihn bewachen! Eilt! Bald ſchließt die Nacht ihre glänzenden Augen, und beleuchtet nicht die Spur des Kriegers am Bache. Eilt!"

Und ohne noch einen Einſpruch ſich zu geſtatten,

gehorchten die Männer der Tochter ihres Häuptlings und flogen nach verſchiedenen Richtungen mit der Schnelle des Pfeils in das Dunkel des Waldes.

Eine Zeitlang blieb die junge Wilde ſtehen und horchte mit großer Aufmerkſamkeit den verhallenden Schritten der Boten, die ſie ihrem Vater entgegen geſendet hatte, dann aber kauerte ſie bei dem Gefangenen nieder, und wandte deſſen Geſicht ſo, daß das volle Licht des Mondes auf daſſelbe fiel. Aus ihrem Gürtel nahm ſie ein an beiden Enden wohlverſchloſſenes kurzes Rohr und träufelte den flüſſigen Inhalt deſſelben auf das Geſicht und die Bruſt des Europäers; es verbreitete ſich ſogleich ein ſtarker betäubender Duft, und die dichten Inſektenſchwärme, die ihn mit Wunden bedeckt hatten, zerſtreuten ſich mit lautem Geſumm. Gleich darauf brachte ſie ein zweites Rohr zum Vorſchein, und flößte dem Schlafenden den Inhalt deſſelben tropfenweiſe ein. Die Wirkung dieſes Mittels ließ nicht lange auf ſich warten, es wohnte eine ſtarke, belebende Kraft in demſelben. Die Bruſt des Gefangenen hob ſich ſtärker, ſein Athem wurde voller, ſein Geſicht bekam Leben und mit Anſpannnng aller Muskeln riß er nach einem kurzen Zeitraum die Augen weit auf.

Das Mädchen ſah die Wirkung der von ihr an-

gewandten Arzeneien mit ſtillem Lächeln, und nachdem ſie ſich nochmals von dem Erwachen des Gefangenen überzeugt hatte, ſprang ſie auf und eilte mit Windesſchnelle davon.

„Na nu! Donnerwetter!" rief Korporal Bomann der flüchtenden Erſcheinung nach, die er kaum bemerkt hatte. „Was wird das? Au! Das ſchmerzt und brennt überall wie helle Teufel und vor Allem in der Kehle! Wo zum Henker bin ich denn, und was iſt mit mir geſchehen, ſeit ich in die Gewalt von dieſen verdammten Schwarzen fiel? Ich kann mich auf nichts beſinnen. Und zuſammengeſchnürt haben ſie mich! Donner! Donner! Wie das einſchneidet! Ich kann mich nicht rühren! Ich bin ganz hin!"

Ermattet ließ der arme Korporal den Kopf wieder ſinken, indem er vor ſich hinmurmelte:

„Im Halſe brennts lichterloh! Verdammtes Feuer!"

Aber Janna ließ nicht lange auf ſich warten; ſchnell wie ſie entflohen war, kehrte ſie zurück und brachte Waſſer. Der Korporal, aufs neue ermuntert, trank in vollen Zügen.

„Ah! Das ſchmeckt! Mehr! Mehr! — Das bringt zu Kräften! Wenn ich nun noch einen tüchtigen Schnaps . . . Und die verdammten Schnüre! — Hört, Jungfer! Könnt Ihr denn nicht . . . .

Ja ſo! Wird der ſchwarze Satan mein märkiſches Platt verſtehen! Wie finde ich da heraus?"

Janna hatte ſich, in tiefes Nachdenken verſunken, neben den Gefangenen hingeſetzt. Sie überlegte augenſcheinlich eine für ſie ſehr wichtige Angelegenheit und ſchien zu einem günſtigen Reſultate zu kommen, denn mit Lächeln wandte ſie ſich an den Korporal:

„Verſtehen Hollandaiſe?"

„Hollandaiſe? Das iſt wohl holländiſch? Bin ja auf ſieben Jahre mit nach Oſtindien geweſen. Hörſt nicht, daß mir das Holländiſche vom Maul fließt, wie Waſſer?"

„Gut!"

„Aber Du? Wo haſt Du denn das holländiſche pratjen gelernt?"

Janna richtete ſich im Gefühl ihrer Würde höher und ſagte:

„Mein Vater große Häuptling. Große Häuptling treiben viel Handel mit Hollandaiſe und lernen ihre Sprache. Janna lernen vom Vater."

„Na! Das iſt gut. Wer in der Welt etwas lernt, kann es auch zu etwas bringen. Mein Bischen holländiſch, was ich auf dem Oſtindienfahrer erbeutet habe, macht, daß ich mit Dir, wie mit einem or=

dentlichen Chriſtenmenſchen mich unterhalten kann. Gieb mir noch ein Mal zu trinken! — Was ſolls nun geben?“

„Wollen frei ſein?“

„Frei! Ob ich will? Na, verſteht ſich, will ich das! Willſt mir die verdammten Schnüre los machen von Armen und Beinen? Sieh, wenn Du das thuſt! — Aber, da ſind gewiß allerlei Bedingungen dabei, ſo eine Art Convention, wie ſie es bei uns nennen. Alſo nur frei heraus mit der Sprache! Was muß ich thun, um das Bindewerk da los zu werden?“

„Du hier Gefangener.“

„Ja, zum Teufel, das weiß ich!“

„Arme Hannak Gefangener, gefangen von Brandenburger.“

„Aha! Der Hannak iſt wahrſcheinlich ein guter Freund von Dir?“

„Is Bruder von Janna! Is . . .“ Das Mädchen ſchwieg.

„Weiß ſchon! Die Mädels ſind bei dieſem ſchwarzen Volke nicht anders, als bei uns. Da gehts ſchon gerade zu auf die Convention los; ich muß ihr nur ein wenig zu Hülfe kommen. Du möchteſt nun gern Deinen Hannak wieder haben?“

Das Mädchen legte die Hand auf das Herz und neigte ſich vorüber.

„Und damit Du ihn recht bald wieder zu ſehen kriegſt, willſt Du mich dafür in Tauſch geben? He?"

Die Augen des Mädchens leuchteten.

„Das iſt eine förmliche Auswechſelung! Der Teufel, muß die Dirne ihren Schwarzen hoch anſchlagen, daß ſie einen Kerl wie mich dafür hingiebt. Ich thät's nicht. Aber es iſt ſonſt nichts dagegen zu ſagen und ich bin es zufrieden. Topp! Ich willige in den Vertrag!"

„Wollen ſchwören?"

„Schwören ſoll ich?"

„Schwören bei großem Fetiſch, daß Du wollen halten Dein Wort, was Du haben geben arme Janna, daß ſie ſoll haben Bruder Hannak, wenn Du kommen zu Deinen Brüdern? Wollen ſchwören bei Fetiſch?"

„Bei'm Fetiſch ſoll ich ſchwören? Höre, ich weiß nicht, was das für ein Ding iſt, aber um hier los zu kommen, will ich allenfalls bei zwei Fetiſchen ſchwören."

„Zwei Fetiſche!" rief erſtaunt das Mädchen. „Bei Dein Fetiſch und bei Fetiſch von Congo-Neger?"

„Ja, und meinetwegen auch noch bei dem hol-

ländiſchen, denn dreifach hält beſſer. Und wenn Du mich darum losbinden und frei gehen laſſen willſt, ſo ſoll mich neun und neunzig Millionen Mal der Teufel holen und ich will all mein Lebstage nicht wieder einen Tropfen Bier ſchlucken — was für einen Märker eine ſchwere Entſagung iſt — wenn ich Dir nicht Deinen Hannak wiederſchaffe."

Das Mädchen ſah den Gefangenen feſt an, dann ritzte ſie ihm am Arm die Haut und tauchte ein Stückchen Baumwolle in daſſelbe.

„Nun, nun! Was ſoll denn das bedeuten? Satansding, was treibſt Du für Künſte?"

Aber das Mädchen ließ ſich nicht ſtören. Sie lockerte die Erde an einer Stelle auf, warf die mit Blut getränkte Baumwolle hinein und ſagte, indem ſie den Fuß darauf ſetzte:

„Sobald Blut iſt vertrocknet, mußt Du ſterben, wenn Du lügſt!"

„Muß ich? Seh Einer ſolchen Teufelsſpuk! Ich ſage es ja, dieſe Schwarzen ſind ſammt und ſonders Herenmeiſter. Aber ich halte Wort, Du ſollſt Deinen Liebſten wieder haben, ſobald ich auf freiem Fuße bin."

Janna entgegnete nichts, aber ſie bückte ſich nie-

der, und hatte mit wunderbarer Schnelligkeit dem Gefangenen die Stricke abgenommen:

„Nun laufen!“

Korporal Bomann hatte ſich mit großer Mühe auf die Beine gebracht:

„Laufen! Und auch noch gar ſchnell! Ihr habt mir ja die Gelenke ſo feſt zuſammen geſchnürt, daß ich ſie erſt ſtundenlang reiben muß, ehe ich meine Gliedmaßen wieder brauchen kann.“

Janna deutete auf den nahen Bach.

„Du haſt recht. Ich will mich der Länge lang hinein werfen. Das kühle Waſſer wird mir gut thun! Aber, wenn ich nun auch laufen kann, wo ſoll ich denn hin zum Donner? Es iſt ſtockfinſtere Nacht, und ich weiß nicht Weg noch Steg. So’n Ding, wie ’ne Landſtraße iſt hierorts nicht im Gebrauch. Wer ſoll mir ſagen, welchen Weg ich einſchlagen muß?“

„Janna bringen Wegweiſer!“

„Das iſt raiſonabel, und ich ſchwöre nochmals bei allen Fetiſchen der Welt, daß Du Deinen Liebſten wiederhaben ſollſt. Wo nimmſt Du aber einen Wegweiſer her, auf den ich mich verlaſſen kann?“

„Mich anhören!“

„Anhören? Das will ich und ſo gewiſſenhaft,

als ich nur kann. Nimm Dir Zeit, Mädchen, und ſage mir Alles ganz genau."

Das Mädchen begann, ihre Gedanken dem Korporal mitzutheilen, aber obgleich ſie ſich jede Mühe gab, ihm verſtändlich zu werden, wollte es ihr nur unvollkommen gelingen, da ihr für ſo Manches, was ſie zu ſagen hatte, Begriff und Ausdruck fehlten. So verwirrte ſie den ſchlichten Soldaten mehr, als ſie ihn aufklärte, und als ſie endete, war er um ein gut Theil weniger unterrichtet, als vorher.

In der That war das, was Janna ihrem Schützling mittheilen wollte, ſo zuſammengeſetzt, daß es weit bedeutenderer Mittel bedurft hätte, ſich verſtändlich zu machen, als ihr zu Gebote ſtanden. Der Stamm, dem ſie angehörte, hegte, wie alle wilden Völkerſchaften, eine ganz beſondere Ehrfurcht für ſolche Perſonen, in denen der göttliche Funke der Vernunft erloſchen war. Der Wahnſinnige galt ihnen für ein außerordentliches, mit beſonderen Gaben ausgeſtattetes Weſen, das im Stande ſei, über Verhältniſſe zu ſinnen und Dinge auszuführen, woran ein gewöhnlicher Menſch nicht denken dürfe, weshalb derſelbe auch mit außerordentlicher Verehrung und Bewunderung von ihnen betrachtet wurde. War ein ſolcher Unglücklicher nun obenein ein Europäer,

ſo war ihre Ehrfurcht für denſelben zwiefach, und er ward faſt einem göttlichen Weſen gleich geachtet, der dem Stamme, unter welchem er verweilte, Glück bringen müſſe. Die Schwarzen dieſes Stammes, welche mit den Holländern im ununterbrochenen Verkehr ſtanden und ihnen ihre Gefangenen für Brantwein und Pulver verkauften, hatten dort einen ſolchen Wahnſinnigen getroffen, der von ſeinen Landsleuten kaum geduldet, von ihnen aber mit deſto größerer Ehrfurcht behandelt wurde. Um ſo lauter war der Jubel in ihrem Dorfe, als vor einiger Zeit die zerlumpte Geſtalt des Irren bei ihnen erſchien, und vor Ermattung zu Boden ſtürzte. Die ganze Einwohnerſchaft umringte ihn, man führte ihn, wie im Triumph zu dem Häuptlinge, der ihm die beſte Hütte als Wohnung einräumte und ihm Alles reichen ließ, was nur in ſeinen und der Seinigen Kräften ſtand. Seit jenem Tage hatte der Irre den Wald nicht wieder verlaſſen. Oft war er zwar mehrere Tage abweſend und wanderte ohne Ziel und Zweck in der Wildniß umher, dann aber ſuchten die Neger ihn mit ängſtlicher Sorgfalt wieder auf und brachten ihn mit lautem Jubel zurück. Janna theilte den Aberglauben ihres Volkes und es fiel ihr ſchwer, freiwillig etwas zu opfern, was zum Heil all der

Ihrigen diente, allein die Liebe beſiegte jede Bedenklichkeit. Es galt, einen Boten zu finden, der den gefangenen Brandenburger ſicher zu den Seinigen geleitete, damit dieſer ihr den Geliebten wieder zurückſende. Einen ſolchen Boten konnte ſie unter den jungen Leuten des Stammes nicht zu finden hoffen, denn hätte auch Einer von dieſen das Wageſtück unternehmen wollen, aus Liebe zu der ſchönen Häuptlingstochter, er hätte ſich nimmer wieder bei den Seinigen ſehen laſſen dürfen. Der heilig geſprochene Gaſt war es allein, der ihr Verlangen erfüllen konnte; ihm werde der große Geiſt, der ihn mit ſo wunderbaren Kräften begabt, durch die Wildniß dem rechten Ziele zuführen; er werde unterweges die erfriſchende Quelle und die kühlende Frucht finden, um ſich und ſeinen Genoſſen zu erquicken, er werde, am Ziele angelangt, auch den Geliebten mit gleicher Sorgfalt zu ihr zurückführen.

Den Irren an der Hand erſchien jetzt Janna wieder, an allen Gliedern zitternd und ſprach leiſe:

„Das iſt Führer!“

„Der da? Das ſcheint mir ein ſeltſamer Burſche zu ſein. Höre einmal — ja ſo, verſtehſt Du denn die Sprache eines Chriſtenmenſchen?“

Janna nickte.

„Nun, ich bin bereit, Du . . . Du biſt ſchwer zu erkennen, mein Junge! Zum Neger nicht ſchwarz und zum Europäer nicht weiß genug, biſt Du eigentlich zu beiden verdorben. Sollen wir unſere Reiſe antreten? — Lebe wohl, ſchwarzes Kind! Ich will Dir's Dein Lebelang nicht vergeſſen, und Dein Liebſter ſoll, hol mich der Teufel! ſo ſchnell es nur irgend angeht, hier zur Stelle ſein! — Geh vorauf, mein Junge!"

Aber der Irre ging nicht, ſondern lehnte ſich mit dem Geſicht auf die Schulter des Korporals, und fragte:

„Gehen wir nun nach Middelburg?"

„Nach Middelburg? Iſt das eines von den holländiſchen Neſtern hier herum? Damit möchte ich nicht gern etwas zu thun haben. Zum Donner, der Kerl blitzt mich mit ſeinen Augen ſo ſeltſam an . . . Prr! Ich glaube, es iſt ein Verrückter."

Der Irre ſchien auf das Gemurmel des Korporals nicht ſonderlich viel zu achten, ſondern eine deutliche Antwort zu fordern. Er drückte ſich noch feſter an den alten Soldaten und ſagte mit dringenderem Tone:

„Gehen wir nach Middelburg?"

„Alſo nach Middelburg willſt Du? — Ich weiß

nicht, was das für ein Neſt iſt, noch wo es liegt, aber ich muß ihm nur den Willen thun, ſonſt kommen wir nicht von der Stelle, und die junge Dirne da ſcheint ſchon bedeutend unruhig zu werden; ſie winkt in Einem fort, daß wir gehen ſollen. — Alſo nach Middelburg wollen wir, alter Kamerad? Meinetwegen! Wir wollen Beide nach Middelburg gehen. Laß uns nur tüchtig zuſchreiten, damit wir morgen früh, oder doch wenigſtens am Abend dort ſind. Friſch voran, mein Burſche, ich folge Dir! Wir gehen geradesweges nach Middelburg."

„Nach Middelburg! Nach Middelburg!" rief Jener, den Baumaſt, der ihm zur Stütze diente, um den Kopf ſchwingend, und drang ſo haſtig in die Wildniß ein, daß der Korporal die größte Mühe hatte, ihm zu folgen.

Mit großer Spannung hatte Janna auf den Moment des Aufbruchs geharrt, und den Männern mehrfach durch Zeichen und Worte bedeutet, daß ſie nicht länger ſäumen dürften. Endlich waren ſie fort und das Mädchen holte tief Athem, als ſei ihr Herz von einer ſchweren Sorge befreit. Sie ſetzte ſich ſchweigend zum Quell und ſaß in Nachſinnen verloren, als plötzlich ein Laut ertönte, ſeltſam und eigen-

thümlich, wie nur die Kehle eines Wilden ihn her=
vorzubringen im Stande iſt.

Janna horchte erſtaunt auf; der Ton hatte ſie erſchreckt; ſie bebte am ganzen Körper. Den Kopf vorgebeugt, blickten ihre Augen ſtier in die Nacht hinaus, als wollten ſie die dichte Finſterniß durchdrin=
gen. Da wiederholte ſich jener Laut in ihrer Nähe, ſie ſchrie laut auf, es raſchelte im Gebüſch, eine ſchwarze Geſtalt ſprang daraus hervor, und umfing das ſchwankende Mädchen mit kräftigen Armen.

Es war Hannak.

Auf Janna machte das plötzliche Erſcheinen ihres Geliebten einen gewaltigen Eindruck. Hannak war von den Brandenburgern gefangen worden, man be=
wachte ihn nachläſſig, er entſprang und lief zu den Seinigen zurück. Dies Alles hing ganz natürlich zuſammen; aber Janna, die nichts davon wußte, hielt die Rückkehr des Geliebten für das Werk des weißen Zauberers und war von tiefer Ehrfurcht vor deſſen Macht erfüllt.

Lauter Geſang ward vernommen und Männer=
tritte raſchelten im Laube. Es waren die Neger, welche mit dem aufgefundenen Häuptling zurückka=
men. Die Tochter eilte dem Vater entgegen und empfing ihn mit Unterwerfung. Aber ein lautes

Klagegeheul ward von den beiden Schwarzen erhoben, die das Wächteramt bei dem Corporal verſehen hatten, und dieſen nicht wiederfanden. Das Auge des Häuptlings blitzte vor Zorn.

Weinend warf ſich Janna, zum Zeichen größter Demuth, vor dem Vater platt zur Erde, der ſie zürnend von ſich ſtieß und mit lauten Worten befahl, den Entflohenen zu verfolgen. Da erhob ſich das Mädchen und die Verfolger mit einem gebietenden Winke zurückhaltend erzählte ſie, was ſie gethan, und welches die Folgen dieſer That bereits geweſen wären.

Mit Erſtaunen ſahen der Häuptling und ſeine Begleiter auf Hannak, der vor ihnen ſtand. Das Wunder des weißen Zauberers ſtand vor ihren Augen, ſie konnten es nicht leugnen. Ehrfürchtig neigten ſie ſich, indem ſie ſeinen Namen ausſprachen und zweifelten nicht, er werde wiederkehren, wenn der unbekannte Geiſt ihn treibe.

Unterdeſſen gingen der Korporal und ſein Führer auf gut Glück in den Wald hinein; Erſterer in beſter Meinung, daß er auf dem geraden Wege nach Großfriedrichsburg ſei.

Drittes Kapitel.

Der Schauplatz wechſelt abermals. Es iſt die Blumen-Verranda vor dem Hauſe des ehrwürdigen Willem's van dem Boſche, die uns im Glanze der reichſten Farben entgegen ſchimmert. Hier, auf dem gewohnten Platze, ſitzt der Greis, den erfriſchend kühlen Seewind athmend, der durch die Blätter ſäuſelt, aber ſein Auge blickt nicht mehr freundlich lächelnd um ſich, wie an jenem Morgen, als wir ihn zuerſt an dieſer Stelle begrüßten. Das ſanfte Feuer deſſelben iſt erloſchen, der Kummer hat die weißgelockte Stirn mit der Wolke eines tiefen Schmerzes umflort. Es iſt nur noch ein Gedanke, der ihn belebt, für alles Andere iſt er todt; an ſeinem Herzen nagt es unaufhörlich, daß er dem Einfluſſe de Winters unterlegen iſt, und die junge Liebe in dem Herzen ſeiner Enkelin getödtet hat. Mehr als das herannahende Alter hat dieſer Kummer ſeine geiſtigen

Kräfte geſchwächt. Auch den letzten Schein, als griffe er noch thätig in die Verwaltung der holländiſchen Niederlaſſungen ein, hat er von ſich gethan, und die ganze Macht in die Hände ſeines frühern erſten Clerk, Mynheer Cornel Matthias van Hagen niedergelegt, der jetzt mit der ganzen Würde und der vollen Verantwortlichkeit eines Oberkaufmannes der holländiſchen Regierung auf der Weſtküſte von Afrika bekleidet iſt. Willem van dem Boſche iſt jetzt nichts, als ein machtloſer Privatmann, der kein weiteres Geſchäft hat, als die Mißgriffe zu beklagen, zu denen er ſich hat verleiten laſſen und es zu bejammern, daß es ihm nicht vergönnt iſt, ſie wieder gut zu machen.

So ſaß er da, manchen Morgen, manchen Abend, und hing ſeinen kummervollen Gedanken nach, oft vergeſſend, daß ſeine Enkelin vor ihm ſaß, und in laute Klagen ausbrechend, über das Leid, welches er durch ſeinen ſtarren Sinn über ſie brachte.

Und auch jetzt ſaß Katharine neben ihm und hiet ſeine Hand gefaßt. Aber es war nicht mehr das unbefangene, ſorgloſe Mädchen, in deren Herzen das Glück einer ſchuldloſen Neigung aufkeimte und wo ſie nur erſchien, durch ihr Lächeln die Seligkeit des Himmels verbreitete. Ein Zug des tiefen Leids

wohnte auf ihrem blaſſen Angeſicht, das mattblikkende Auge war durch Thränen umflort und der Ton ihrer Stimme ſchwach und klanglos.

Willem van dem Boſche hatte abermals vergeſſen, daß Katharine ihm zur Seite ſaß. Er fuhr mit der Hand über die Augen und ſeufzte:

„Ich bin nun ganz allein! Es geſchieht mir recht! Warum habe ich ihn in Verzweiflung hinausgejagt?"

Die Jungfrau ſah den Greis mit einem Blick des innigſten Mitleids an, ſie ſtreichelte ſeine welke Hand und ſagte mit traurigem Lächeln:

„Aber Katharine?"

Der Greis horchte auf. Ohne auf ſeine Enkelin zu blicken, antwortete er mit geheimnißvollem Winken, als gelte es, einem Frager zu antworten, deſſen Stimme aus weiter Ferne zu ihm herüber töne:

„Sie iſt nicht mehr! Meine Grauſamkeit hat ihr das Herz gebrochen. Sie iſt geſtorben und der unnatürliche Großvater hat nicht einmal einen Blumenſtock auf ihr Grab gepflanzt."

Katharine warf ſich mit überſtrömenden Augen in ſeine Arme:

„Nein, Großvater, nein! Deine Katharine lebt und ſchließt Dich an ihr Herz. Ich bitte Dich, verbanne doch die finſtern Gedanken, die Deinen klaren

Sinn verwirren. Sieh mich an, lieber Großvater; ſieh mich doch nur ein einziges Mal an!"

Und das Auge des Greiſes wandte ſich der flehenden Jungfrau zu; es war ein Blick der tief-ſten Wehmuth, der innigſten Bekümmerniß:

„Mein armes Kind! Vergieb, was ich Dir gethan."

„Du haſt mir nichts gethan, als mir mein Le-belang mit unendlicher Liebe zur Seite geſtanden. Du haſt nichts gewollt, als mein Glück, und unab-läſſig darnach geſtrebt, es mir zu erringen. Daß es dort nicht zu finden war, wo Du es ſuchteſt, iſt nicht Deine Schuld. Wer iſt ſicher, ſich nicht zu irren?"

„Ich aber irrte nicht aus Unwiſſenheit. Ich kannte Dein Herz und mußte wiſſen, daß es brechen würde, wenn ich die junge Blüthe deſſelben knickte."

„Nicht weiter, Großvater! Wenn Du mich irgend liebſt, nicht weiter!"

„Wie gerne habe ich meinen Fehler wieder gut machen wollen. Ueberall habe ich nachgeforſcht, überall hin einen Aufruf ergehen laſſen, er möge doch zu mir kommen, und ſein Glück aus meinen Händen empfangen."

„Und er iſt nicht gekommen. Er kann nicht

mehr kommen. Hätte er ſonſt wohl geſäumt, Deiner wiederholten Mahnung zu folgen? Er lebt nicht mehr."

Laut ſchluchzend neigte ſich das zum Tod betrübte Mädchen vorüber und bedeckte ihre überſtrömenden Augen mit den Händen.

„Nein! Nein!" rief der Alte mit ungewohnter Lebhaftigkeit. „Er iſt nicht todt! Er lebt ganz gewiß; ich bin zu feſt davon überzeugt; eine Stimme in meinem Innern, die noch nie gelogen, ſagt es mir. Aber meine Botſchaft iſt gar nicht in die Welt hinausgelangt . . . ."

„Großvater!"

„Jener Menſch, jener Böſewicht, der nicht aufhört, mich zu verfolgen, der mich gequält hat, mein Lebelang, hat ſie unterſchlagen."

„Du täuſcheſt Dich, Vater! So weit reicht die Bosheit eines Menſchen nicht."

„Sie reicht ſo weit, mein Kind; und noch darüber hinaus. Er hat einen furchtbaren Eid geſchworen, daß Du ſein Weib werden ſollſt und ihm iſt kein Mittel zu ſchlecht, um dieſen Schwur zu erfüllen."

„Er wird ihn nicht erfüllen, er wird einen Meineid gethan haben! Ich verrachte die Liſt, die mich zu

einem ſo verhaßten Bündniſſe zwingen wollte! O Gott der Güte und Barmherzigkeit, iſt es mir denn nicht einmal vergönnt, in ungeſtörter Abgeſchiedenheit mein maßloſes Elend zu beweinen?"

Ein neuer Thränenſtrom unterbrach die Klagen der Jungfrau.

Der Anblick des leidenden Kindes regte den Greis furchtbar auf; die frühere Energie ſeines Geiſtes erwachte noch einmal mit aller ihrer Stärke. Er erhob ſich raſch und ging, von ſeinem Gedankengange fortgeriſſen, in der Verranda auf und ab.

„Er ſoll ſein Bubenſtück geſtehen! Er ſoll bekennen, welche Frevel er verübt hat. Sei ruhig, Katharine, er ſoll es Dir ſelbſt ſagen, daß er meine Briefe unterſchlagen, und es verhindert hat, daß meine liebreichen Worte das Ohr meines verſtoßenen Pflegeſohnes erreichten. Ich will es ihm ſagen und ſeinen kalten, durchbohrenden Blick nicht fürchten."

Da drang eine Stimme an ſein Ohr. Es war die Stimme eines Mannes, der einen Neger anherrſchte, weil er ihm zufällig in den Weg kam. Der Alte hielt ſeinen Schritt an und wandte ſich zu Katharinen:

„Das iſt er! Er kommt hierher! Er wagt es, hierher zu kommen! Wohlan, ſo will ich ihm denn

auch gleich ohne Rückhalt ſagen, was ich von ihm halte, und wie tief ich ihn verachte."

„Thu' es nicht, Großvater!" bat das Mädchen, den Greis mit ſanftem Weinen umſchlingend, aber plötzlich ſtarb ihr das Wort auf den Lippen, denn Mynheer van Hagen erſchien am Eingange der Veranda. Willem van dem Boſche hatte nicht ſobald denſelben bemerkt, als er ſich von ſeiner Enkelin losmachte und ihm mit den Worten entgegen eilte:

„Bekenne! Bekenne nur gleich, wie unwürdig Du neuerdings gegen mich gehandelt haſt."

Mynheer van Hagen trat einen Schritt zurück und ſagte mit verletzender Kälte:

„Das iſt ein eigenthümlicher Empfang, der mir zu Theil wird, noch ehe Ihr wißt, was mich hierher führt. Nehmt gefälligſt Eure Hand von meiner Schulter."

Der alte Mann aber richtete ſich ſtolz auf und ſagte mit Würde:

„Ihr erinnert mich zur rechten Zeit, daß ich nahe daran war, mich zu vergeſſen. Irgend ein Gefühl, eine Empfindung in Gegenwart eines van Hagen zeigen wollen, iſt eine Uebereilung, die man ſich ſelbſt kaum vergeben kann. Das Bekenntniß, das ich von Euch zu fordern im Begriff war, ich will es ſtatt

Eurer ablegen. Die zahlreichen Aufforderungen, die ich habe ergehen laſſen, um meinen Pflegeſohn zur Rückkehr zu bewegen, Ihr habt ſie unterſchlagen! Ihr habt zu verhindern gewußt, daß ihn keine derſelben erreichen konnte. Dieſe Ueberzeugung trage ich im Herzen.“

„Und ich will ſie Euch noch auf Verlangen beſtätigen. Es iſt nicht nothwendig, daß in dieſer Angelegenheit ferner ein Geheimniß obwalte!“

„Dieſe Frechheit iſt maaßlos.“

„Wenn Ihr jetzt noch vielleicht Belieben tragt, ihn bei Euch zu ſehen, will ich ſelbſt ſeine Einberufung mit dem größten Eifer betreiben. Er iſt mir nicht furchtbar mehr; im Gegentheil, es ſoll mich freuen, wenn er ein Zeuge meines endlichen Triumphs iſt.“

„Ihr wagt . . . .“

„Ja, mein hochedler Herr, ich wage noch zu hoffen, daß mir die Hand Eurer reizenden Enkelin zu Theil werde. Noch mehr! Seit Kurzem iſt dieſe Hoffnung ſogar bei mir zu einiger Gewißheit geworden.“

Mit dieſen Worten ſenkte ſich ſeine Hand auf ein Päckchen mit Schriften, das er neben ſich auf einen Tiſch gelegt hatte.

Katharine, die ihren Großvater noch nicht verlaſſen hatte, erhob ſich jetzt ſtolz und ſagte:

„Die Verachtung, welche ich für Euch hege, iſt ſo groß, daß ich mich nur mit Mühe überwinden kann, das Wort an Euch zu richten. Aber, ehe wird Nacht ſich in Tag verwandeln, ehe meine Hand die Eurige berührt.“

Ein teufliſches Lächeln flog über das Geſicht des Oberkaufmanns:

„Es iſt Schade, daß Ihr keine Britin ſeid, ſonſt wollte ich Euch eine Wette vorſchlagen. Und ich würde einen zwiefachen Gewinn haben, weil ich den Betrag der Wette zugleich mit Eurer Hand erhielte, denn ich ſage Euch, Ihr werdet mein Weib.“

Und ſeine Hand drückte ſich feſter auf die mitgebrachten Papiere.

„Großvater, befreie mich von dem Anblick dieſes entſetzlichen Menſchen, den ich nie, nie wiederſehen will!“

In der größten Aufregung eilte Katharine ihrem Gemache zu. Willem van dem Boſche rief ihr nach:

„Ich begleite Dich, mein Kind, ich begleite Dich!“

„Ihr werdet hier bleiben, Mynheer!“ entgegnete Herr van Hagen raſch, ihm den Weg vertretend. „Ich habe in Geſchäften mit Euch zu reden.“

„Ich weiß von keinem Geſchäfte, das mich noch

mit Euch zuſammen führen könnte und will dieſer Unterhaltung enthoben ſein.“

„Es thut mir leid, dieſem Winke nicht Folge leiſten zu können, oder vielmehr, ich will ihm nicht folgen, aus Mitleid mit Euch.“

„Mitleid? Ihr? Und Mitleid mit mir? Ihr ſeid ein grauſamer Spötter.“

„Freilich könnte ich dieſe Briefſchaften, welche mir ein glücklicher Zufall in die Hand geſpielt hat, auch an einem dritten Orte vorzeigen, ſtatt damit zu Euch zu kommen.“

„Was kümmern mich jene Papiere? Ich habe nichts damit zu ſchaffen.“

„Doch, Mynheer, doch! Und bald würdet Ihr von der Wahrheit meiner Worte durchdrungen ſein, wenn ich ſie einer richterlichen Perſon einhändigte.“

„Thut das! Thut das unverzüglich!“

„Ich thue es nicht und damit Ihr mich nicht wieder der Lüge zeiht, ſage ich Euch, daß es nicht aus Mitleid für Euch unterbleibt, ſondern aus Rückſicht für mich. Dieſe Briefe werden der Preis ſein, den ich Euch für die Hand Katharinens zahle und Ihr werdet ſie mir nicht weigern, ſie wird ſie mir nicht weigern, denn es handelt ſich um Eure Ehre, Eure

Freiheit, vielleicht — wenn es der Richter ſchlau anfängt — um Euren Kopf.“

„Jammervolle Erfindung!“

„Es wird ſich bald zeigen, ob hier nur von einer Erfindung die Rede iſt. Für dieſe Briefe Katharinens Hand. Ihr könnt Euch überzeugt halten, daß Ihr ein gutes Geſchäft macht.“

„Da Ihr nicht geſonnen ſeid, zu gehen, ſo muß ich . . .“

„Ihr werdet noch einen Augenblick verweilen. Es war unüberlegt von mir, einen Preis für meine Waare zu fordern, ehe Ihr die Beſchaffenheit derſelben kanntet. Ihr ſeid ein zu vorſichtiger Kaufmann, als daß Ihr zahlen ſolltet, ohne zu wiſſen, wofür. Ihr erinnert Euch wohl nicht mehr, welcher Natur die Verbindungen waren, die Ihr mit Eurem Freunde de Winter unterhalten habt, Mynheer?“

„Ich verſtehe Euch nicht.“

„Euer Freund iſt etwas vergeßlich geweſen, Mynheer, und Ihr nicht minder. Als Ihr Euch trenntet, hättet Ihr ſollen alle Zeugniſſe vernichten, die über Euer früheres Treiben ein Euch gewiß nicht willkommenes Licht verbreiten. Dann hätte nicht, als ich in meiner amtlichen Stellung das Comptoir von Weltefreden übernahm, dieſe unſchätzbare Samm-

lung in meine Hände fallen können, worin von nichts Geringerem die Rede iſt, als von dem großen politiſchen Projecte der Herren de Winter und van dem Boſche . . . ."

Der Alte fuhr erſchreckt zuſammen:

„Ich bitte Euch, Herr, nicht weiter!"

Der Oberkaufmann fuhr mit kalter Gelaſſenheit fort:

„. . . . Die holländiſch-afrikaniſchen Kolonieen von dem Mutterlande zu trennen, ſie zu einer ſelbſtſtändigen Republik zu erheben, und Euch an die Spitze dieſer Republik zu ſtellen."

Der Alte hatte ſich niedergeſetzt, ſein Geſicht erbleichte, und er konnte ein leichtes Zittern nicht verbergen:

„Iſt es möglich, daß ein Scherz . . . ."

„Inwiefern hier von einem Scherze die Rede iſt, liegt einer competenten Behörde zu entſcheiden ob nicht mir. Soviel ich bei dem Leſen der einzelnen Briefe indeſſen habe ergründen können, iſt hier von etwas mehr, als von einem Scherze die Rede; die Sache nimmt, im Gegentheil, einen ſehr ernſten Charakter an."

„Wenn Ihr die Briefe, von denen Ihr ſprecht, und deren ich mich kaum noch erinnere, geleſen habt,

ſo kann Euch auch nicht das Datum entgangen ſein, und Ihr müßt erkannt haben, daß ſie das Product einer jugendlichen, unreifen Phantaſie . . . .“

„Keinesweges. Es ſind Briefe dabei aus einer Zeit, da Ihr und Euer Freund ſchon längſt mündig waret. Dergleichen Ausreden fruchten bei mir nichts, das müßt Ihr Euch ſelbſt ſagen. Hört mich an, Herr van dem Boſche! Wir ſind hier ohne Zeugen. Ihr ſagt mir die Hand Eurer Enkelin zu, und am Hochzeitstage übergebe ich dies Packet Euern Händen . . . .“

„Nein! Nein! Dieſen Preis zahle ich nicht. Nehmt mein halbes Vermögen . . . .“

„Ich will nicht das halbe Vermögen, ich will es ganz, und die Hand Eurer Enkelin dazu.“

„Was kann es Euch frommen, dies arme, unſchuldige Geſchöpf zu verderben? Sie liebt Euch nicht.“

„Was es mir frommen kann? Iſt ſie nicht Euere Erbin? Iſt ſie nicht die Erbin de Winters? Werde ich nicht, wenn ich meine eigenen Mittel in Anſchlag bringe, durch dieſe Verbindung der mächtigſte Mann auf dieſer Küſte? Und dann . . . . Myjuffrouw iſt das ſchönſte Mädchen, was je mein Auge ſah; es iſt nicht blos ein flüchtiges Wohlgefallen, es iſt

wirkliche Neigung, die ich für ſie empfinde, es iſt . . . . zum Teufel, Herr, glaubt Ihr, daß ich ein fühlloſer Klotz bin? Ich liebe dies Mädchen, heiß, innig."

„Entehrt dieſe edle Leidenſchaft nicht dadurch, daß Ihr ſie Euch andichtet."

„Zum Henker mit dieſer Moralpredigt! Genug, ich liebe Katharine, ich will ſie heirathen und ſie muß mein werden! Hört Ihr? Sie muß!"

„Barmherzigkeit! Es iſt ihr Tod!"

„Es ſtirbt ſich nicht ſo ſchnell. Und dann . . . . Aber, was fällt uns ein, daß wir uns gegenſeitig erhitzen? Bei dem Abſchluſſe eines Geſchäftes muß man ruhig, beſonnen zu Werke gehen. Gefällt es Euch nicht, mir noch einen Augenblick zuzuhören? Ich habe Euch einige ſchlagende Gründe mitzutheilen, die mich zwingen, von dieſem Vorſchlage nicht abzugehen. Behaltet gefälligſt Euern Platz."

Er ſetzte ſich dem zitternden Greiſe gegenüber, nahm aus dem Pakete einen Brief und las denſelben vor. Es war ein umfangreicher Brief von Willem van dem Boſche an Mynheer de Winter gerichtet; ein Brief voll Feuer und Leben, geſchrieben mit einer Begeiſtrung, wie ſie nur der glücklichen Jugend eigen iſt. Der Greis hatte dieſen Brief längſt ver-

geſſen, der Inhalt deſſelben war ſeinem Gedächtniſſe völlig entſchwunden. Durch dieſe Vorleſung wurde die Erinnerung an die Zeit, da er geſchrieben ward, plötzlich wie aus einem Zauberſchlafe erweckt, und übte einen ſolchen Einfluß auf den geängſtigten alten Mann aus, daß er mit einem krampfhaften Schrei zuſammenzuckte.

Matthias van Hagen hielt inne. Er faltete den Brief ſorgſam zuſammen und verbarg das ganze Packet:

„Ihr wißt genau meine Meinung, und werdet mich nicht allzulange auf Antwort warten laſſen. Meine Ungeduld iſt zu heftig, als daß ich glaube, ſie werde ſich länger als vier und zwanzig Stunden zügeln laſſen. Euere Enkelin iſt ein viel zu frommes Kind und Euch mit zu heißer Liebe zugethan, als daß ich fürchten ſollte, ſie werde ſich weigern, ein kleines Opfer zu bringen, ſobald ſie erfährt, daß ſie dadurch ihren Großvater vor Schande bewahren und ihm das Leben retten kann.“

Aber der Greis vermochte nicht mehr, hierauf eine Antwort zu ertheilen. Die Schwäche hatte ihn vollends überwältigt, er war in Ohnmacht geſunken.

Matthias van Hagen ſah mit einem Blicke des grauſamſten Hohnes auf ihn hin:

„Dummkopf! Schreckt vor einem Dinge zuſammen, das noch weniger iſt als ein Geſpenſt! Und das ſoll ich achten? Ha! Ha! Ha! Lieber ein wenig Teufelei, als eine ſo jämmerliche Maſchine! Ich habe meinen Willen!"

Er rührte die Klingel und mehrere Neger flogen herein.

„Seht nach Euerm Herrn; ihm iſt nicht wohl!" ſagte der Kaufmann kalt und entfernte ſich.

Und was war es, das den Greis bis zum Tode erſchreckt hatte? Matthias van Hagen hat es ausgeſprochen: Ein Geſpenſt, ein Phantom, ein Schatten, ja, weniger als das Alles! Ein Nichts. Aber das iſt das Ende des Schauſpiels, das wir ſo oft geſehen und das ſich ſtets wiederholt: Trage nur Jemand das Bewußtſein irgend einer That mit ſich herum, die nicht den hellſten Strahl des Tages verträgt; ſei ſie noch ſo unbedeutend, von allen Menſchen längſt vergeſſen, vor dem Geſetze verjährt und durch tauſend gute Thaten vollſtändig geſühnt — Der, deſſen Gewiſſen ſie belaſtet, iſt der Einzige, der ſie nicht vergißt; ſie erſcheint ihm, wie ein neckender Dämon zu jeder Stunde, wie ein quälender Geiſt in ſeinen wachen Träumen, und Opfer auf Opfer gebracht, wollen ihn nicht verſöhnen. Dies Phantom

mordet die Ruhe ſeines Herzens und er iſt zu Allem willig, was man von ihm verlangt, wenn er nur die Hoffnung hat, dafür Verſchwiegenheit zu erkaufen. So Willem van dem Boſche. Er war vor dem Geſetze unantaſtbar, die öffentliche Meinung dachte nichts Schlimmes von ihm; hätte ſie die früheren Pläne des alten Mannes und ſeines Freundes gekannt, ſie würde ſie höchſtens als das Werk jugendlicher Thoren verlacht haben. Aber ſein eigenes Gewiſſen hatte ihn verdammt, er hielt ſich für einen Verbrecher, wo er nichts als ein Phantaſt geweſen war.

Das Geſchrei der Neger, die ſich um ihren Herrn bemühten, hatte Katharine aufgeſchreckt. Sie ſaß neben dem alten Mann und harrte mit ängſtlicher Spannung, daß er die Augen aufſchlagen ſollte. Endlich kam dieſer angſtvoll erſehnte Moment, aber ſein Blick irrte unſtät umher, er ſchien die Perſonen, die ihn umgaben, gar nicht zu erkennen.

Allmählich kehrte ihm das Bewußtſein zurück. Er ſah ſeine Enkelin tief bekümmert an und reichte ihr die Hand. Auf einen Wink der Jungfrau hatten ſich die Neger entfernt; ſie beugte ſich zu ihm nieder und ſprach mit großer Aufregung:

„Um Gottes Willen, Großvater, was iſt Dir

begegnet? Hat jener abſcheuliche Menſch es gewagt, Dir zu drohen, oder gar . . .? Sprich doch! Sieh, wie die Angſt der Ungewißheit mich foltert. Was iſt geſchehen?"

Der Greis drückte die Hand des Mädchens an ſeine Bruſt:

„Vergieb mir, liebes Kind! Ich kann nicht anders! Du mußt ſein Weib werden."

„Großvater! Ich das Weib des Matthias van Hagen? Beſinne Dich! Nimmermehr!"

„Du mußt, ſage ich! Oder . . . O Gott! Gott! Warum haſt Du mich nicht ſchon längſt abgerufen von dieſer Welt?"

Er ſank zurück in die Kiſſen und ſchluchzte krampfhaft. Katharine ſaß, ein Bild des Schreckens, an ſeinem Lager, und harrte umſonſt auf eine Löſung dieſes entſetzlichen Räthſels.

Während dies Alles ſich in der Behauſung einer ſonſt ſo glücklichen Familie ereignete, war ein großes dreimaſtiges Schiff unter holländiſcher Flagge vor Anker gegangen. Es war „der Afrikaner" geführt vom Capitain Gottlieb Schwalbe. Der junge Schiffsführer befahl, ſogleich das Jollboot zu ſtreichen und ließ ſich an's Land rudern. Ohne ſich irgendwie aufzuhalten, eilte er dem Herrenhauſe

zu, und erſchien auf der Verranda, als Willem van dem Boſche ſich abermals erhoben hatte, und ſeine Enkelin mit Thränen bat, ſie möge es ihm nicht hart anrechnen, daß er der dringenden Gewalt der Umſtände nachzugeben gezwungen ſei. Das arme Mädchen war um ſo mehr der Verzweiflung nahe, als ſie durchaus nicht verſtand, wovon die Rede ſei, und nicht begreifen konnte, was ihren beſonnenen, ruhigen Großvater ſo plötzlich verwandelte.

Da erſchien Gottlieb Schwalbe mit fröhlichem Geſichte und Katharine gewahrend rief er:

„Da bin ich, Katharine! Sage nur ſchnell, Mädchen, wie Du mich empfangen willſt, ehe ich noch verkündige, was aus mir geworden iſt, ſeit ich von Dir getrennt geweſen bin."

Aber eben ſo ſchnell verſtummte er, denn er ſah das kummervolle, todesbleiche Geſicht der Geliebten, er ſah ihre von Thränen umflorten Augen und als ſie mit einem Schrei ſich in ſeine Arme warf, rief er angſtvoll:

„Um Gotteswillen, Katharine! Was iſt Dir? Wer hat mein ſüßes Mädchen zum Weinen gebracht?"

„Katharine war des Wortes nicht mächtig, ſie deutete mit der Hand auf den Greis und ſchmiegte ſich feſt an den Geliebten. Gottlieb Schwalbe löſte

ſich ſanft aus ihren Armen und warf ſich neben dem Greiſe in die Knie:

„Vater! Hier bin ich, Vater! Dein dankbarer Pflegeſohn, der ſich nach einem Blicke, nach einem Worte von Dir ſehnt! Hörſt Du mich nicht, Vater?"

„Ich wollte, ich hörte Dich nicht, ſondern der Tod hätte vor Deiner Ankunft meinen Leiden ein Ende gemacht. Dann wäre mir beſſer, und ich wäre nicht dazu verdammt, Kummer und Betrübniß auf Diejenigen herabzurufen, die meinem Herzen ſo nahe ſtehen."

„Das verſtehe ich nicht, Vater! Iſt aber Kummer und Sorge bei Dir eingekehrt, ſo iſt auf meiner Schwelle das Glück erſchienen und ich will es Dir allein zuwenden. Kaum wage ich es, Dir gegenüber, zu äußern, daß mich das Glück mit Reichthum geſegnet, allein wenn Du Gold bedarfſt und wollteſt es von mir nehmen .... Aber, was ſoll das hier? Ich bringe eine ſchönere, köſtlichere Botſchaft! Ich bin nicht mehr der arme Findling, der verſtoßene Waiſenknabe; ich bin der glückliche Sohn eines geachteten Vaters! Ja Katharine, ich habe meinen Vater gefunden! Ich bin nicht mehr ausgeſtoßen! Eine ehrenwerthe Familie iſt mir zu Theil geworden; ich kann ohne Erröthen als Dein Bewerber erſcheinen."

Katharine warf ſich an ſeine Bruſt:

„Dein bin ich, Dein, wer Du auch immer ſeiſt. Nur um Deinetwillen freut mich Dein Glück!"

„Es darf nicht ſein!" rief Willem van dem Boſche. Er hatte ſich mühſam von dem Lager aufgerafft und trat zwiſchen die Beiden:

„Du wirſt ihm nun und nimmer angehören!"

Katharine ſah ihren Großvater feſt an:

„Ich weiß nicht, was für ein ſchreckliches Ereigniß Dich zwingt, ſo grauſam gegen mich zu ſein. Wenn aber dies mehr als eine bloße Drohung iſt, ſo ſage ich Dir, daß ich feſt entſchloſſen bin, nur mit dieſem Manne, oder nie zum Altar zu gehen."

„So geh! Geh mit ihm — Mich laſſe hier zurück, preisgegeben der Schande, dem Kerker, vielleicht, — o Gott! Gott!"

Seine Kräfte verſagten ihm neuerdings und die beiden jungen Leute eilten ihm in größter Beſtürzung zu Hülſe.

Viertes Kapitel.

Auf einem Sumpffelde, das ſich längs der Seeküſte erſtreckte, wurden mit dem anbrechenden Morgen zwei Geſtalten ſichtbar, die mühſam nebeneinander hinwankten. Ihre äußere Erſcheinung gab auf den erſten Blick kund, daß ſie ſich längere Zeit in Wüſten und Einöden umhergetrieben, und mit Entbehrungen aller Art gekämpft hatten. Ihre Kleidung beſtand nur noch aus einigen Fetzen, ihr Bart- und Haupthaar war über die Maßen verwildert, und ſchmerzhafte Wunden, durch den Stich giftiger Inſecten veranlaßt, bedeckten ſie. Es waren der Korporal Bomann und ſein wahnſinniger Führer, die, ſtatt den Weg nach der Seeküſte einzuſchlagen, eine gerade entgegengeſetzte Richtung gewählt hatten, und erſt jetzt, nach achttägigen Irrgängen an dieſer Stelle zum Vorſchein kamen.

Der alte Dirk ſah ſich nicht ſobald von dem Geſtrüpp des Waldes befreit, als er auf dem freiern Terrain kräftiger ausſchreiten wollte; aber die Beine verſagten ihm, und er ſank zu Boden.

„He, He! Alter Kamerad! Das geht nicht! Die Sonne iſt kaum aufgegangen und wir können jetzt noch nicht raſten!" ſtöhnte der Korporal, indem er ſeinen Gefährten zum Aufſtehen nöthigte. „Uf! Iſt das eine Wanderung! Ob ich nicht lieber einen reellen Dolchſtoß vorgezogen, wenn ich dieſen Kampf mit allen Teufeln der Wüſte vorhergeſehen hätte. Es iſt mir, als wäre ich ein Jahr . . . Da packt mich der Schwindel wieder, und ich falle eben hin wie eine Fliege. Herr, mache ein Ende, oder hilf uns aus dieſer Wirrniß."

Erſt nach geraumer Zeit hatten ſich beide Wanderer ſoweit erholt, daß ſie ihren Weg langſam fortſetzen konnten. Es war unterdeſſen vollends Tag geworden, und ſie ſahen das Meer in der ganzen Pracht des jugendlichen Morgens ſich entgegen ſchimmern.

„Hurrah, da iſt die See!" rief der Korporal erregt. „Die große, weite, blaue See! Hätte ich doch nie geglaubt, daß dieſer Anblick mir noch ein Mal Waſſer in die Augen pumpen ſollte, da ich mir ſonſt

nicht ſonderlich viel daraus gemacht habe. Schnell dahin!"

„Die See! Die See!" rief der Irre mit großer Lebendigkeit. „Jetzt geht's nach Middelburg! Nach Middelburg!"

„Ja, nach Middelburg! Aber will's Gott auf andern Wegen, als Du mich bisher geführt haſt. Nur friſch vorwärts! Dieſer Ausweg wäre uns nicht gezeigt worden, wenn er uns nicht zu Menſchen führen ſollte. Jetzt glaube ich an unſere Rettung."

Die beiden Männer ſchritten, ſoviel ihre ſchwachen Kräfte und das ungünſtige Terrain es zuließen, nebeneinander hin, und bald war die Küſte erreicht. Der Korporal ſtürzte ſich kopfüber in die ſalzige Fluth, die Brandung rollte einige Male über ihn hin, und er ſtieg wunderſam geſtärkt aus dem Wellenbade an das Ufer zurück.

Der alte Dirk hatte unterdeſſen ſcharfen Blickes auf die See und den Strand hinaus geſchaut. Den Letztern konnte er nicht lange verfolgen, denn derſelbe lief längs einer Bucht landwärts, und ein hoher, mit dichtem Laubwerk bewachſener Hügel hinderte jede Fernſicht; aber auf der See erſpähte er bald den Rumpf eines ſtattlichen, vor Anker liegenden Schiffes.

Er breitete die Arme dagegen aus, begrüßte es mit einem Freudengeſchrei und rief:

„Nimm mich mit nach Middelburg! Nach Middelburg nimm mich mit."

„Wer ſoll Dich mitnehmen?" brummte der Korporal. „Mit wem ſprichſt Du jetzt wieder? — Das war nicht das geringſte Leid der letzten Tage, die Reden des Verrückten anzuhören, ohne daß man weiß, ob er mit Luft, Erde, Waſſer oder Feuer ſpricht. Aber diesmal muß er wirklich etwas haben; er ſtarrt immer nach derſelben Stelle und ſchreit ſein Middelburg. Ich muß nur ſeinen Augen folgen . . . Ein Schiff! Weiß es Gott! Ein Schiff! Wo ein Schiff iſt, ſind auch Menſchen! Hurrah, wir ſind gerettet! Vorwärts, vorwärts im Geſchwindmarſch."

Und Einer den Andern unterſtützend ſchritten ſie dem Hügel zu, um den Pfad zu ermitteln, der ſie dem erſehnten Platze zuführen ſollte, von welchem aus ſie das Schiff errufen möchten.

Unweit von dem Hügel lag ein Boot am Strande; ein Theil der Schiffsmannſchaft war damit gelandet, um Waſſer einzunehmen. Die Fäſſer waren gefüllt und die Matroſen ſchwärmten umher, nach bunten Muſcheln und anderen Spielereien ſuchend, die von der ewig bewegten See ausgeworfen werden. Nico-

laus van Dören, der die Expedition geleitet hatte, trieb zur Heimkehr an, denn ihm war wenig daran gelegen, das feſte Land unter ſeinen Füßen zu haben, und ſchon waren die Zögernden mit einigen Donnerwettern von ihm begrüßt worden, als ihm die beiden Wanderer der Wildniß entgegentraten.

„He! Hollah Ahoi! Wen haben wir hier?“ rief der alte Seemann überraſcht. „Ringbolzen und Ankerſtock! Dergleichen Geſichter habe ich mein Lebstage nicht geſehen! Stopp, ſage ich und ſperrt das Maul auf. Wer ſeid Ihr?“

Der unerwartete Anblick von Menſchen hatte den alten Korporal wunderſam überraſcht. Er verſuchte, ſich verſtändlich zu machen, aber die Schwäche ſeines Körpers trug den Sieg über ſeine geiſtige Energie davon; er rief nur: „Kamerad Seemann! . . . Hülfe!“ und ſank dann, mit ſeinem Gefährten kraftlos zu Boden.

„Was, der Donner! Da komme ich unerwartet genug zu der Ehre, den Schiffsdoctor zu ſpielen. Nun, ich will's auf meine Weiſe verſuchen! He! Hollah Ahoi! Mannſchaft! Kommt hierher, Jungens! Da liegen zwei Kerle, die verhimmeln wollen, Chriſtenmenſchen, wie es ſcheint, aber ärger zugerichtet als heidniſche Beſtien. Die müſſen wir kuriren.

ſchleppt Waſſer herbei und gießt es ihnen ohne Aufhören Eimerweiſe über den Kopf; ich will ſehen, daß ich mit meinem Meſſer irgendwo eine Ader treffe, damit das Blut in Bewegung kommt. Einer von Euch ſpringe nach dem Boot und hole die Flaſche mit Genever, die in der Vorderplicht liegt. Rührt Euch, Kerle!"

Und die Matroſen beeilten ſich, den Willen des Hochbootsmannes genügend zu erfüllen. Das Waſſer floß in Strömen auf die beiden Ohnmächtigen herab, während Nicolaus van Dören mit ziemlicher Geſchicklichkeit Beiden eine Ader geöffnet hatte und den ſpringenden Blutſtrahl mit lautem Hurrah begrüßte.

„Nun, Burſch! Das hat gut gethan und Ihr könnt die Augen wieder fröhlich aufſchlagen!" ſagte der Hochbootsmann zum Korporal, der ſich zuerſt erholte. „Laßt nur Euern linken Arm noch eine Weile bluten und ſteuert unterdeſſen mit der Flaſche da nach dem Maule zu. Nehmt aber einen herzhaften Schluck; ſie möchte zum zweiten Male nicht in Eure Hände gerathen."

Der Korporal ſäumte nicht, der an ihn ergangenen Aufforderung Folge zu leiſten und von dem lange entbehrten Labetrunk ſoviel zu ſich zu nehmen, als er nur vermochte, während Nicolaus van Dören ſich zu ſeinem Genoſſen wandte:

„He, Hollah! Ihr ſcheint mir noch mit dem Kiel auf dem Sande feſtzuſitzen. Warum reißt Ihr nicht die Augen weit auf? Hollah! Bootsgaſten! Hier noch ein Paar Sturzwellen her! — So! Nun iſt's gut! Laßt'n auch noch ein Bischen nachbluten und ſpült ihm unterdeſſen die Gurgel mit Genever aus. Seht's nicht auf einen Tropfen mehr an bei einer allgemeinen Deckwäſche! — Nun, alter Burſche, ſeid Ihr wieder bei vollem Verſtande?"

„Großen Dank, Kamerad Seemann, helft mir nur den Tuchfetzen da um den Arm ſchnüren, dann iſt Alles gut!"

„Ihr ſeid reſolut. Aber wie kommt Ihr denn hierher in ſolcher Takelung, die eine ſo große Havarie andeutet, und wer ſeid Ihr?"

Der alte Soldat erhob das Haupt:

„Martin Bomann, Korporal bei der Beſatzung der kurbrandenburgiſchen Feſtung Großfriedrichsberg auf der afrikaniſchen Weſtküſte, ein geborner Märker und meinem durchlauchtigſten Herrn mit Leib und Seele zugeſchworen. Die Neger, von den Holländern aufgehetzt, rückten in großer Anzahl gegen die Feſtung heran, und wir machten einen Ausfall. Ich kann's Euch nicht ſagen, ob die Brandenburger geſchlagen ſind, oder ob ſie geſiegt haben, glaube aber

das Letztere. Ich wurde von meinen Leuten abgeſchnitten und von den Negern gefangen, die mich mit ſich fortſchleppten. Das Uebrige erzähle ich Euch ein anderes Mal, denn jetzt, ſeht Ihr, vermag ich kein rechtſchaffenes Wort mehr hervorzubringen."

„Stopp! Haltet nur den Mund! Das Geſpinnſt, was Ihr uns bis dieſen Augenblick abgewickelt habt, iſt hinreichend, um meinem jungen Capitain drei Mal das Blut von dem Herzen in die Backen zu jagen. Ihm und mir auch. Wie ſteht's? Ihr kommt doch bei uns an Bord? Hier ſeid Ihr nahe bei den Holländern und muthmaßlich nicht allzuwohl aufgehoben, wenn ſie entdecken, wer Ihr ſeid. Hollah! Bootsgaſten! Lantſcht dieſe beiden Männer in die Barkaſſe! Rührt Euch!"

„Was ich Alles für Stückgut an Bord zu bringen habe," brummte Nicolaus von Dören vor ſich hin, indem er ſich dem Boote zuwandte. „Wer weiß, ob ich hier nicht wieder ſolche Dummheit mache, als damals mit dem Juden! Aber ſei's! Haben wir doch dieſes Mal keinen Jakob Roberts zum Commandeur. He, Mann am Vorderriemen! Du haſt flinke Beine, mein Junge, ſteuere Dich landeinwärts, ſuche den Capitain und theile ihm Alles mit, was Du gehört und geſehen, er wird dann wohl ſelbſt beurtheilen,

ob es Zeit für ihn iſt, an Bord zu kommen oder nicht. Ich ſchicke ihm jedenfalls das Jollboot entgegen. Lauf, Burſche! Und Ihr Andern, friſch die Riemen eingeſetzt!"

Der erſte Steuermann des Dreimaſters „der Afrikaner" hatte die von Nicolaus von Dören mitgebrachten Gäſte gütig empfangen und da er wußte, daß Moſes in der Behandlung von Kranken wohl erfahren war, bat er dieſen, ihnen jede Hülfe angedeihen zu laſſen, die er bei ihrem Zuſtande für zweckmäßig hielte. Weil die ganze Mannſchaft des Schiffes ſich einer guten Geſundheit erfreute, war derjenige Theil des Zwiſchendecks, welcher zum Lazareth eingerichtet worden, ganz leer, und konnte den beiden Fremden zur alleinigen Benutzung angewieſen werden, die ſich hier nach ſo vielen erduldeten Strapatzen überaus behaglich fanden.

Mehrere Stunden waren bereits vergangen. Der Capitain wurde noch immer erwartet. Corporal Bomann hatte ſich nach einem kurzen Schlafe geſtärkt erhoben; ſein ſtarker, robuſter Körper hatte die Anſtrengungen der letzten Tage inſoweit überwunden, daß er aufrecht ſitzen und dem Steuermann die an ihn gerichteten Fragen beantworten konnte.

„Das iſt es Alles, Herr, vom Anfange bis zum

Ende und mein närriſcher Kamerad da würde es Euch beſtätigen können, daß es ſich genau ſo verhält, wie ich es Euch erzählte. Aber Der wird wohl ſobald nicht wieder die Augen aufſchlagen; er ſieht ſo ſchwach und hülflos aus, als müßte er ſchon in der nächſten Stunde hinüber."

„Ich hoffe," ſagte Moſes, der an dem Lager des Irren ſaß, und ſeinen Schlaf aufmerkſam beobachtete, „ich hoffe, das Mittel, welches ich ihm habe gegeben, wird ſein von guter Wirkung, wenn ſeine Geneſung auch nich ſo ſchnell von Statten geht, als es die Eurige thun wird. Ihr ſeid kräftig von Körper und fröhlichen Humors, während jener Mann . . . ."

„Sagt's nur gerade heraus: Nicht recht bei Troſte iſt. Ha! Ha! Das habe ich erfahren während unſerer gottserbärmlichen Wanderung. Er brummt immer leiſe vor ſich, ſo leiſe, daß man auch nicht eine Silbe verſtehen kann, und wenn Ihr ihn fragt, was er eigentlich damit ſagen will, antwortet er kein Sterbenswort, als: Nach Middelburg! Nach Middelburg!"

„Nach Middelburg?" fragte Moſes mit einigem Erſtaunen. „Habt Ihr auch recht gehört? Hat er geſagt, daß er wolle nach Middelburg?"

„Das will ich meinen!" entgegnete der Corporal.

„Er hat's ja mehr als zehn Mal jeden Tag wiederholt. Und damit Ihr's wißt, wie Ihr am Beſten mit ihm fertig werdet, ſage ich Euch, daß er ſtets ungeduldig wird, und querfeldein rennt, wenn man ihm in dieſen Dingen widerſpricht. Gebt Ihr ihm aber recht, und ſagt, er ſolle nun gleich nach Middelburg abreiſen und Ihr würdet mit ihm gehen, ſo iſt er ſtill und freundlich und Ihr könnt ihn, ſo zu ſagen, um den Finger wickeln."

„Nach Middelburg!" ſprach Moſes vor ſich hin und wurde ſehr nachdenklich. „Das is ſonderbar!"

Der Steuermann erhob ſich:

„Meine Pflicht ruft mich auf das Verdeck. Ich kann mich alſo darauf verlaſſen, daß die Ausſage, die Ihr gemacht habt, ganz der Wahrheit gemäß iſt?"

„Das könnt Ihr. Und wenn es Euer Dienſt mit ſich bringt, daß Ihr als Offizier der Wache darüber einen Rapport aufſetzt, oder wie man dergleichen Geſchreibſel am Bord eines Schiffes nennt, ſo will ich's zur Bekräftigung an Eidesſtatt unterzeichnen. Das heißt, verſteht mich, mit einem Kreuz, denn das Schreiben habe ich nicht gelernt."

Der Offizier verließ das Lazareth und der Corporal brummte vor ſich hin:

„Das iſt eine vertrackte Geſchichte auf ſolchem

Schiffe! Es iſt Einem halb und halb, als ſei man am Lande, und doch iſt's wieder ſo ganz anders. Es hauſt ſich in dieſem Rumpf, als ob man in einem Zelte läge zur Zeit eines Erdbebens, wie ich es einſtmals während der Feldzüge oben im Reiche erlebt habe. Alles hebt ſich auf und nieder, daß Einem ganz ſchwindlich wird; dabei knarrt nnd knirrt es an allen Ecken, daß es mich gar nicht wundern ſollte, wenn mir all' das Gebälk über dem Kopf zuſammenſtürzte. Wollte doch lieber mich mit den Schwarzen herumhauen, wenn ich nur wieder auf den Wällen von Großfriedrichsberg ſtände! Gewiß halten ſie mich dort für todt und haben dem nichtsnutzigen Burſchen, dem Böhmiſch-Rixdorfer, mein Amt und meinen Corporalſtock gegeben. Aber wenn ich nur erſt wieder mit geſunden Beinen dahin gelange! . . . ."

Eine von der Brandung am Ufer zurückgeſchleuderte Welle rollte jetzt gegen das Schiff heran. Sie hob den Vorderſteven, ging unter dem Kiel weg, worauf ſie mit lautem Geräuſch zuſammen brach und das Schiff von ihrem Rücken jäh hinabgleiten ließ. Das Gebälk erdröhnte, die nichtgenau auf geſtützten Luken fielen mit lautem Schallen zu und mehreres nachläſſig hingeſtellte Geräth fiel übereinander.

„Da haben wir's!" rief unwillkührlich zuſammenfahrend der Corporal. „Dies und mehreres Andere wird folgen, bis Alles zuſammenbricht, wie morſche Latten und wir hinunter müſſen in's Salzwaſſer, eine Ausſicht, die mich's noch ſtärker bedauern läßt, daß ich unſere Wälle nicht als Schutzwehr im Rücken habe. Wer hieß mich auch, wie ein Verrückter, ſo weit vordringen, ohne Jemand Anderes bei mir zu haben, als dieſe Schwarzen, auf die kein Verlaß iſt, außer im Geneverſaufen und im Stehlen? Und was das ſchwarze Mädel von mir denken mag! Sie hat mich doch ganz allein aus der Patſche gezogen und ich habe ihr mein Soldatenwort gegeben, daß ſie ihren Liebſten wieder haben ſoll, ſobald ich angekommen bin. Ja, ich bin aber nun doch nicht angekommen, und wer weiß, ob es jemals geſchehen wird. Es iſt eine Saccerments-Geſchichte, wenn man nicht weiß, wo aus, noch ein!"

Moſes ſeufzte tief auf und ſprach leiſe vor ſich hin:

„Sollte es ſein? Sollte es wahrhaftig ſein? Es wäre ein großer Fingerzeig, daß es giebt eine göttliche Allmacht, die über uns waltet un uns nich läßt zu ſchanden werden!"

Der Corporal blickte halb neugierig, halb furchtſam zu dem Juden hinüber:

„Und was ſie für ſeltſame Leute hier am Bord haben. Seevolk aller Art, ſo bunt durcheinander, wie man ſich's nicht möglich denkt, und lange nicht ſo kerzengerade, als auf unſern brandenburgiſchen Schiffen, womit wir hierher gefahren ſind. Auch Soldaten giebts hier nicht, ſo daß man nicht mit einem wirklichen Kameraden Eins ſchwatzen kann. Dagegen geht hier ein kleiner, vertrockneter Jude herum, der ſo ſachte vorbei ſchleicht, wie ein Geſpenſt, und den . . . . Hm! Hm! Er hat mir freilich ein Medicament zuſammengebraut, das mir bis jetzt gute Dienſte gethan hat; aber man hat es nun doch ſchon mit der Muttermilch eingeſogen, daß man keinem Juden trauen ſoll und darum ſehe ich nicht ab, warum gerade ich mich in die Gefahr begeben ſoll, von einem ſolchen Zwickelbart verhext zu werden.“

Der Jude erhob ſich langſam und ging auf den Corporal zu, was dieſem zum nicht geringen Schrecken gereichte, da er glaubte, der Alte habe die ſo eben von ihm ausgeſprochenen Worte gehört, und komme nun, um ſich für dieſe Beleidigung zu rächen. Er erhob ſich deshalb unwillkührlich, ſoviel ſein geſchwäch-

ter Körper es geſtattete und verſuchte, ſich in einen Defenſionsſtand zu verſetzen. Allein Moſes achtete nicht im Geringſten auf dieſe Beſtrebungen, ſondern ſetzte ſich zu ihm, und fragte mit zutraulichem Tone, ſeine Hand auf den Arm des Soldaten legend:

„Ihr müßt nich ſein verdrießlich, wenn ich frage noch einmal Euch Alles ab, was Ihr wißt von Euerm Genoſſen. Als ich Euch ſage, daß es mir is von großer Wichtigkeit, Alles genau zu erfahren, werdet Ihr nich ſein vergrummt. Sprecht alſo, mein guter Mann un ich will Euch ſein wieder zu Dienſten. Ein Soldat, der liegt zu Felde, kann immer nöthig haben die Dienſte eines Mannes, wie ich bin. Aber Ihr braucht Zeit, Euch zu beſinnen; bitte darum, beſinnt Euch ſchnell; ich will ſehen, ob ich kann Euch dabei helfen.“

„Ihr wollt mir helfen? Ihr wollt Euch beſinnen auf das, was ich weiß, oder eigentlich, nach Eurer Einbildung, wiſſen muß. Erlaubt mir, aber das ſcheint mir doch gewiſſermaßen ein Hexenwerk.“

Der Corporal wich unwillkührlich vor der Berührung des Juden zurück und ein leiſer Anſtrich von Furcht flog über ſein Geſicht. Moſes aber nahm die

Hand von ſeinem Arm und ſchob ihn mit der andern ein Paar blanke Guldenſtücke zu:

„Ich meine nur, das da möchte ſein eine Art von Mittel, wodurch Ihr könnt werden bewogen auszuſprechen, was Ihr wißt.“

„Beſtechen!“ fuhr der Corporal auf. „Mich beſtechen! Kreuz Donnerwetter, wer hat jemals gehört, daß der Corporal Bomann ſich beſtechen ließe.“

„Was ſeid Ihr für ein empfindlicher Mann! Beſtechen? Wofür? Steht Ihr auf einem wichtigen Poſten, wovon aus Ihr könnt verrathen Land un Leute? Ihr ſollt mir leiſten einen Dienſt, un dafür leiſte ich einen andern, indem ich Euch gebe das Geld. Ihr werdet's nöthig haben, lieber Mann denn ſobald Ihr ſeid hergeſtellt, geht's zurück zu Euren Landsleuten, un Ihr wollt doch nich vor ihnen erſcheinen ohne Kleider un ohne Alles, wie Ihr ſeid gekommen aus der Wildniß. Un habt Ihr je gehört, daß man von einer Factorei, oder von einem Schiffskommiſſair kann kaufen eine Elle Leinwand ohne Geld?“

„Ja, das iſt wahr! Erbarmungswürdig ſehe ich genug aus und der verdient ſich ein Gotteslohn, der mir zu einem Stück Zeug verhilft, um meine Blöße zu decken. Pfui Teufel, wer hätte je gedacht, daß ich

in dieſem Lande der Inſekten ſollte barhäuptig, mit nakten Armen und Beinen umherlaufen? Ich nehme das Geld, Jude, das heißt als ein Anlehen, das ich von meinem Solde gewiſſenhaft wieder bezahlen will, nicht als Geſchenk, denn ich kann Euch Nichts dafür wiederſchenken. Glaubt's mir auf Soldatenwort, ich habe den Mann in dem Augenblicke zuerſt geſehen, als er mir zum Führer gegeben wurde. Er weiß Euch nichts weiter zu ſagen als: Nach Middelburg! Nach Middelburg! und nur wenn Ihr es ihm abſchlagt, dorthin zu gehen, wird er böſe und rennt davon; ſonſt aber, wenn Ihr auf ſeine Narrheiten eingeht, iſt er zufrieden, hält treulich bei Euch aus und weiß mit wunderbarem Inſtinkt die Stellen aufzufinden, wo eßbare Beeren wachſen, oder wo ein Tröpfchen Waſſer aus dem Sande hervorſickert. Hat er mir auch nicht den rechten Weg gezeigt, ſo hat er mich doch vor dem Verhungern geſchützt, und dadurch bewieſen, daß er ſchon lange in dieſen Gegenden hauſt. Aber das habt Ihr ja Alles ſchon vorhin gehört und es iſt nicht die zwei Gulden werth."

„Und ſonſt wißt Ihr nichts? Garnichts? Hatte der ſchlafende Mann nich einen hellen Augenblick? Nich einen? Beſinnt Euch recht genau, Herr Corporal."

„Wartet 'mal! Hm! Mein Gedächtniß iſt von all' den Strapatzen ſo durchlöchert worden, wie'n Sieb! Aber da kommt mir eine Erinnerung. Wir hatten ein Mal einen lichten Platz erreicht, da floß kühles Waſſer vollauf und mein Kamerad hatte eine Frucht gefunden, die ſchmeckte wunderſchön, zumal wir ſchon länger als zwei Tage nichts gegeſſen hatten. Da bekam er auf einmal ein ganz vernünftiges Anſehen, und er ſprach allerlei durcheinander hin. Aber ich hatte genug mit mir ſelbſt zu thun, und ich habe nicht ſonderlich Acht darauf gegeben."

„Habt Ihr nich? Hört, lieber Mann, als Ihr Euch könnt nich von ſelbſt darauf beſinnen, was er hat geſagt, ſo erinnert Ihr Euch vielleicht, wenn Ihr hört das Geſprochene noch ein Mal. Ließ er nich ein Wort fallen, was er ehedem für ein Geſchäft betrieben, oder ein Gewerbe? Beſinnt Euch, lieber Mann. War es vielleicht ein Handwerk?"

„Meiner Seel', es war ſo etwas von Handwerk dabei, und daß er es in Middelburg betrieben habe in einer Bude am Hafen! Soll mich aber der Teufel holen, wenn ich's kurz kriege . . ."

„Sagte er vielleicht, er ſei ein Schuſter?" fragte Moſes raſch.

„Ja, ein Schuſter, wahrhaftig ein Schuſter! So

war es! Hört einmal, wenn Ihr nicht ein ſo ehrliches Anſehen hättet, ſo müßte ich doch glauben, Ihr wäret ein Herenmeiſter. Wie könnt Ihr eine Sache wiſſen, worauf ich mich nicht beſinnen kann, obgleich ich der einzige Menſch bin, der ſie erlebt hat? Wie geht das zu, frage ich."

„Laßt nur das und fahrt fort Euch zu beſinnen; ich werde Euch helfen. Wir wiſſen nun ſchon, daß der Mann dort ein Schuſter iſt, der zu Middelburg eine Werkſtatt gehabt hat. Hat er Euch nich auch ſeinen Namen geſagt? Gewiß hat er ihn geſagt und wenn Ihr Euch nur ein Bischen beſinnen wollt, ſo werdet Ihr ihn mir wiederſagen können."

„Wahrhaftig, nun iſt es mir, als hätte ich einen Namen von ihm nennen hören, aber Ihr könnt mich mit glühenden Zangen zwicken, ſo muß ich ihn doch verſchweigen. Er ſchwebt mir ſo zu ſagen auf der Zunge, allein ich bringe ihn nicht herunter, wogegen ich weiß, wenn nur Einer mir zur Hülfe käme, ich ihn gewiß ausſprechen könnte."

„So will ich Euch dieſen Dienſt erweiſen. Gebt wohl Acht, Mann, was ich jetzt ſage, und denkt daran, daß von Eurer richtigen Ausſage wichtige Dinge abhängen."

„Das Auge des Juden leuchtete wunderbar. Der

Corporal ſah ihn mit einiger Befürchtung ſtarr ins Geſicht.

„Sagte der Mann nicht, ſein Name ſei Dirk Schwalbe?"

„Ja, meiner Seele, ſo that er! Ich will einen körperlichen Eid darauf ablegen, daß er geſagt hat, er heiße Dirk Schwalbe."

„So iſt Er's! Un ich finde ein ander wichtig Zeugniß für das, was ich habe verloren! Sei Gott geprieſen für un für, daß er läßt einem armen Mann dieſe neue Gnade zu Theil werden."

Der Corporal empfand nun wirkliche Furcht. Kalter Schweiß perlte vor ſeiner Stirn und er konnte ein leiſes Zittern nicht unterdrücken.

„Alle guten Geiſter! — Ihr ſeid wahrhaftig ein Zauberer! — Lobet Gott den Herrn alle Wege und hebe Dich weg, Satanas! — Ich will nichts mit Dir zu thun haben!"

Moſes wandte ſich unwillig zu dem Corporal:

„Ich muß Euch verweiſen Euer kindiſches Schreien, da Ihr doch ſeid ein vernünftiger Mann, deſſen Haar iſt geworden grau. Was ſcheltet Ihr mich einen Herenmeiſter, einen Teufel, einen Satanas un habt doch gehört eben, daß ich habe angerufen Gott den Vater un zu ihm gebetet, aus einem Herzen voll

Inbrunſt? Wann Ihr wüßtet, daß Ihr habt mitgeholfen ein gutes Werk zu thun, Ihr würdet ſein mächtig froh darüber, daß Ihr konntet dem Schiffsherrn dadurch einigermaßen vergelten, was er hat an Euch Gutes un Liebes gethan, als ein barmherziger Samariter."

„Ja, wahrhaftig, das iſt wahr!" ſprach der Corporal und ſah den Juden mit ſeltſamen Staunen an. „Wenn Ihr es ſo meint, kann ich gern zufrieden ſein. Ich habe alſo eben einem Juden ein chriſtlich Werk vollbringen helfen? Was man nicht Alles erlebt! Und ich dachte, es ſei auf nichts abgeſehen, als teufliſche . . . . Nun, nun, ſeht mich nur nicht ſo zürnend an! Ich habe mich ja ſchon bekehrt und wünſche nur, daß mein Werk — ſoll mich der Teufel holen, wenn ich von Etwas weiß! — dem Schiffsherrn Segen bringen möge! Aber um nicht Eins in's Andere zu reden, ich verſpüre einige Müdigkeit und wenn Ihr nichts dagegen habt, will ich all dieſe Wunderwerke gehörig beſchlafen."

„Thut das, un wenn Ihr wieder aufwacht, laßt die gotteslästerlichen Teufeleien ſtill liegen. Aber vorher ſchluckt dieſe Tropfen hinunter, die ich habe gegoſſen in den Wein. — Ihr könnt ſie getroſt nehmen," ſetzte der Jude mit ſeinem wehmüthigen Humor hinzu, als

der Corporal zu zögern ſchien. „Ich gebe ſie Euch hin im Namen Gottes, damit Ihr könnt darüber beruhigt ſein, daß keine Hexerei darin verſteckt is.“

Der Corporal nahm den dargebotenen Becher, leerte ihn auf einen Zug, und legte ſich dann ſchweigend nieder, feſt entſchloſſen, Alles über ſich ergehen zu laſſen, was der Jude ferner mit ihm vornehmen würde, da er nun doch eigentlich nichts daran ändern könne.

Eine Stunde war wiederum verſtrichen — der alte Dirk Schwalbe ſchlief ungeſtört fort. Auch Corporal Bomann war entſchlummert. Es war eine Todtenſtille in dem Lazareth, die nur unterbrochen wurde, wenn am fernen Ufer die Brandung aufrauſchte, oder wenn das Tackelwerk knarrte, ſo oft die Diehnung unter dem Kiel des Schiffes hinrollte.

Moſes ging zwiſchen den beiden ihm anvertrauten Kranken hin und her; er beobachtete aufmerkſam ihren Schlaf und beſchäftigte ſich dann mit der Anfertigung von Medicamenten, welche die Geneſung ſeiner Patienten vollenden ſollten. Dabei flogen ſeine Gedanken nach allen Richtungen hin, und wenn ſie ſich ihm beſonders lebhaft aufdrängten, lieh er ihnen unwillkührlich Worte:

„Moſes, Moſes! was biſt Du für'n Narr Haſt

Du gearbeitet Dein Lebelang vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht, zu erwerben ein Vermögen, damit Du es ſollſt verſchleudern auf Deine alten Tage un Dich herumtreiben in fremden Weltheilen, um zu ſein der Knecht von Chriſten und Heiden, die nehmen Deine guten Dienſte an un halten Dich zum Dank für'n Herenmeiſter, den man muß verbrennen, oder todtpeitſchen aus lauter chriſtlicher Liebe? Welche Prozente haſt du erworben in alle Jahren, da du biſt herumgezogen in der Welt, wie ein Vagabonde und haſt erduldet Mißhandlungen für andre Leute, die Du nich haſt wollen erdulden für Dein eigenes Genuß? Sage an, Moſes, was kannſt Du Dir antworten auf das Alles? Schau 'mal in Dein Inneres un ſage an, wie ſiehts aus auf'm Grund Deines Herzens? Is nich da zu leſen, warum Du biſt gewandert von Haus un Hof, un läufſt in der Welt herum, ruhelos von Einem zum Andern, wie ein vom Herrn Verfluchter, der da is gezeichnet wie Kain? Wer hat Dich ſo verhert, alter Moſes?"

Er hatte ſich geſetzt und ſtarrte auf den Boden vor ſich hin:

„Belüg Dich nich, alter Mann. Lügen is Sünde un am meiſten, wenn man ſich ſelbſt belügt: Habe ich Gutes gethan, nur um die göttliche Barmher-

zigkeit willen? Habe ich nur beigeſtanden wildfremden Menſchen darum, weil mir hat einmal ein Mann gerettet in Middelburg, als die betrunkenen Matroſen haben mich wollen todtſchlagen? Habe ich nich geſehen die Tochter jenes Mannes . . . . Moſes, was biſt Du für'n Heuchler vor Dir ſelber!"

Seine Hand fuhr über die Augen, aber ſie konnte nicht die Thränen zurückhalten, die unaufhaltſam aus denſelben hervorquellten:

„Es is nu gut! Schäme Dich nich einer Empfindung, die Gott hat gelegt in Dein Herz. Es war kein ſträflich Gefühl in mir, un ich habe nich beleidigt die Chriſtenjungfrau mit einem unziemlichen Wort. Ich habe ſie nich ſehen laſſen den tiefen Schmerz, der hat gewüthet in mir, un meinen vielen Kummer noch vergrößert; ich habe gethan das Gute um ihretwillen, un ſie hat's anerkannt mit'n dankbaren Händedruck. Ich habe ſie angeſehen wie eine jüngere Schweſter, die ein alter Jüd kann haben auch unter den Chriſtenleuten. Nur daß ich das habe verſchwiegen, daß ich ſie habe gelten laſſen als meine Patronin, deren Geſchäfte ich mache, weil ſie bezahlt meine Mühe, das is die Lüge, die ich habe geladen auf mir un ich denke, ſie wird werden verziehen 'nem alten Mann, der nich wollte ſagen um alle Schätze Iſraels

daß er hat einmal können lieben die ſchöne Chriſtenjungfrau Agneta. Ich hätte das nich wollen um's Leben für ſie un für mich. Nun is ſie lange hinüber, ohne zu ahnen des alten Mannes Gedanken, un wenn ich habe gethan in ihrem Namen das Letzte, dann will ich treten in mein Kämmerlein un will beten zum lieben Gott, der is gleich gütig für Chriſten und Juden, daß er ſoll nehmen die Laſt von mir, un mir vergeben, daß ich habe belogen die Welt un habe wollen belügen Ihn, der Herzen un Nieren prüft un wohl weiß, daß ich nich bin geweſen ein Märtyrer meines Volks, ſondern ein ſchwacher Menſch mit irdiſchen Gedanken, der die Uebereilung ſeines Herzens hat machen wollen vergeſſen, ſo viel es ihm geweſen is möglich."

Die Hände hatte er gefaltet; das Haupt ſank auf die Bruſt herab; ein Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen, es war ein frommes, faſt heiliges Lächeln, das den Zügen des Greiſes einen Schein der Verklärung lieh.

Da regte ſich der alte Dirk Schwalbe. Er warf ſich unruhig auf ſeinem Lager hin und her, focht mit den Armen in die Luft und fuhr dann jach empor, wie man aus einem quälenden Traum aufſchreckt.

„Wo bin ich?" rief er, und blickte mit dem größten Erſtaunen um ſich.

Moſes erhob ſich ſchnell und eilte ſich ſelbſt ſcheltend zu dem Kranken hin:

„Da haſt Du's! Das kommt vom Träumen un Simuliren, daß Du erhitzeſt den alten Kopf mit Gedanken, die nich ſind 'mal werth einen Heller, un dafür vergiſſeſt, auf die Kranken zu achten, die ſind Deiner Pflege anvertraut worden. — Nun, mein guter Mann, habt Ihr ausgeſchlafen? Ei, ei, das hat gewährt ſein lange un Ihr müßt geworden ſein mächtig durſtig. Da nehmt nu un trinkt; wird's Euch doch erquicken."

Dirk Schwalbe nahm das ihm dargebotene Gefäß und leerte es bis auf den letzten Tropfen. Dann gab er es zurück und ſagte mit ſchwachem Tone:

„Dank Euch, lieber Herr! Das hat mich ſehr erquickt. Wo bin ich denn eigentlich? Wie thut mir doch der Kopf ſo weh."

„Ihr ſeid bei guten Menſchen, die Euch haben gefunden in Elend un Euch beiſtehen. Aber das is jetzt genug für Euch. Ich werde Euch niks ſagen un niks beantworten, bis Ihr ſeid mehr erholt un geſtärkt. Legt Euch ſtill wieder hin un ſchlaft weiter."

Und Dirk Schwalbe that, ohne etwas zu erwiedern, gehorſam, was ihm geheißen wurde.

Aufmerkſam betrachtend blieb der Jude vor ihm ſtehen:

„Was war das? Das war nich die Gebehrde eines Wahnſinnigen! Das war kein Wort, wie es ausſpricht ein toller Menſch! Sein Auge blitzte fried-lich un war voll ſchweigenden Gehorſams. O Gott meiner Väter! Wollteſt Du ſein ſo allbarmherzig, zu wirken ein Wunder durch die Hand Deines Knech-tes! Gott Abrahams, ich rufe Dich an aus vollem Herzen, laß für Alle kommen den Tag des Friedens und der Ruhe! Ich habe genug gewandert un ſehne mich nach der Seligkeit Deines Paradieſes. Herr, Dein Wille geſchehe!" —

Fünftes Kapitel.

An der Breitſeite des Steuerbords und auf dem Verdecke hörte man ein kurzes Geräuſch. Es war die Capitains-Schaluppe, welche an den Fallreep legte. Gottlieb Schwalbe ging mit einem ſtummen Gruße an ſeinen Offizieren vorüber, ſelbſt Nicolaus van Dören empfing einen Wink, ſeitwärts zu treten als er ſich ſeinem ehemaligen Zöglinge nähern wollte.

Der junge Seemann betrat ſeine Kajüte und warf ſich in großer Bewegung auf ſein Ruhebett; die Kniee zitterten ihm, er hatte ſich, in Gegenwart Anderer, nur mit Mühe aufrecht erhalten; jetzt, wo er allein, unbeachtet war, überließ er ſich ſeinen Empfindungen und brach in einen Strom von Thränen aus.

Nicolaus van Dören, der beſondere Rechte auf ſeinen jungen Capitain zu haben glaubte, war ihm leiſe nachgegangen. Als er das Beginnen deſſelben

ſah, runzelte er die Stirn und ſagte, die Arme über-einander ſchlagend:

„All mein Lebstage hätte ich nicht geglaubt, der-gleichen zu ſehen! Pfui Teufel! Alte Weiber wei-nen, aber keine Männer. Du biſt ein Mann, ſeit Du in dieſer Kajüte hauſeſt. Wo bliebe der Re-ſpect der Steuerleute und Matroſen, wenn ſie erfüh-ren, ihr Capitain habe geweint wie ein Deckläufer, der Hanſaale freſſen muß, weil er durch's Soldaten-loch gekrochen iſt."

„Mich bekümmerts nicht, was ſie von mir den-ken!" entgegnete Gottlieb Schwalbe, ſeine Thränen mühſam zurückzwängend.

„Dich bekümmerts nicht? Nun, zum Teufel, ſo bekümmerts mich auch nicht. Lebt wohl, Capitain Schwalbe, wir haben nichts mehr miteinander zu theilen."

„Du willſt fort? Nein, Nicolaus, das kann Dein Ernſt nicht ſein."

„Es iſt aber mein Ernſt. Ich habe Dich erzo-gen zum Seemann; freilich nur kurze Zeit, allein wie ſich's gebührt, ohne vielen Schnack, aber mit dem kurzen Tallreeps-Ende. Meinſt Du, ich hätte jeden Bootsmannsjungen, der einen dummen Streich gemacht, von einem Bugſpriet auf das andere ge-

lantſcht und dadurch zwei Schiffe und viel hundert Menſchenleben auf's Spiel geſetzt? Hol' mich der Teufel, wenn ich das jemals that, hätte ich's mir möglich denken können, Du werdeſt meiner Erziehung ſolche Schande machen."

„Nicolaus, ich bin ſehr unglücklich."

„Unglücklich? Hm! Dann drückt dem Kerl, dem Ihr's Unglück verdankt, mit der Hand die Kehle zu und werft'n über Bord, das iſt beſſer, als weinen. Wozu iſt das Weinen gut, als die Augen zu verderben, damit ſie zur Zeit der Noth nicht klar ſehen. Weinen! Ihr müßt viele Thränen weinen, wenn Ihr auf einer Sandbank ſitzt, ehe Ihr ſoviel Waſſer habt, Euern Kiel zu flotten."

„Du haſt recht! Ich ſchäme mich dieſer Kinderei. Und doch! Nicolaus, mein Herz ſteht faſt ſtill; es iſt zu hart getroffen."

„Herz? Stille ſtehen? Hart getroffen? — Stopp' Mann! Dabei iſt gewiß eine Geſchichte von Weibsleuten. Ich kenne das ſchon! Dies Pack richtet mehr Unheil in einer wohlgetakelten Fregatte an, als es zehn Nordweſtſtürme vermögen. Bringts nur heraus und ſagt, der alte Nicolaus hat recht."

„Es iſt! O, Katharine!"

„Da haben wir's! Dachte es mir wohl, daß

es unverſehends eine Bue geben würde, als unterweges von nichts als Sonnenſchein und ſtricter Fahrt die Rede war. Fehlte nicht viel, ſo hätte der alte Jude dem Schiffskoch Anweiſung gegeben, einen Hochzeitskuchen zu backen. Der vertrackte Schuſter, der hier am Bord herumläuft, hat aus Segeltuch und Pumpenleder ſchon ein Paar Brautſchuhe zuſammen geſchuſtert und ich — Gott verdamme mich! ich glaube, ſie haben auch den alten Kerl dahin gebracht, daß er ein neues Fallreepstau gedreht hat, um es über Bord zu hängen, wenn die junge Capitainsfrau zuerſt . . . . Alle Teufel Donnerwetter! Ich will's haarklein mit meinen Zähnen zerreißen, bevor ich das ruhig hinnehme! Hat ſie ſich anders beſonnen? Will ſie Euch nicht? Nun, ſo ſoll ſie eine Galgenmuſik unter ihrer Hängematte kriegen, wie ſie noch keine Weibsperſon gehört hat, und der alte Hochbootsmann wird ſie ausbringen."

„Schelte ſie nicht, Nicolaus! Sie iſt unſchuldig."

„Iſt ſie? Alſo der Alte macht Flauſen? Ihr ſeid ihm wohl nicht gut genug? Nun, Dem will ich ein Leuchtſignal aufſtecken."

„Frieden mit dem alten Mann! Er hat mich nicht verſtoßen."

„Auch nicht? Nun, zum Donner, wer denn?

Wenn's der Vater und die Tochter nicht thun, — macht mir den Kopf nicht warm! — wer ſoll es denn thun?"

„Das iſt mein Unglück. Es iſt die Macht der Umſtände, die mich verfolgt."

„Macht der Umſtände? Was iſt das für Stoff? Hört einmal, ſeit Ihr mit dem Landvolk ſo vielfach verkehrt, gewöhnt Ihr Euch eine Sprache an, von der ein ſchlichter Seemann den Teufel nichts verſteht. Nehmt guten Rath von mir an, Capitain, und denkt eine Weile nicht an das, was vorgegangen iſt, Euch wird beſſer zu Sinn werden. Ueber Bord mit der Geſchichte von den Umſtänden und laßt Euch von mir erzählen, was während Eurer Abweſenheit vorgegangen iſt."

Der Hochbootsmann erzählte nun ſein Abentheuer am Lande, und was er von den an Bord gebrachten Perſonen erfahren habe. Gottlieb Schwalbe hörte ihn mit großer Aufmerkſamkeit an.

„So haben dieſe Holländer unſere brandenburgiſche Flagge beſchimpft?" rief Gottlieb Schwalbe mit blitzenden Augen aufſpringend.

„Hollah Ahoi! So gefallt Ihr mir viel beſſer! Da ſeht Ihr doch aus wie'n Kerl und 'n Seemann obenein! Freilich haben ſie die Brandenburger be=

ſchimpft und gehudelt und wir wiſſen nicht einmal, wie es ausgefallen iſt. Werden's noch mehr thun, denn ſie haben die Uebermacht und wollen nun einmal keine Fremden hier dulden. Aber daran muß man ſich nicht kehren, denn die Sonne ſcheint ſo gut für die Brandenburger, als für die Holländer. Und deshalb ſollten wir unſern rothen Adler von der Gaffel wehen laſſen, ſollten unſere Kanonen in Stand ſetzen, ſoviel wir deren haben, und unter all' unſerer Leinwand direkten Cours nach Großfriedrichsberg ſteuern, wo ſie uns vielleicht brauchen können."

„Und was wird unterdeſſen aus ihr?"

„Aus ihr? Aha! Das iſt wohl wieder ſo eine vornehme Redensart? Wenn das Frauenzimmer Euch wirklich liebt und Euere Frau werden will, ſo kümmert ſie ſich den Teufel um die Macht oder die Umſtände, oder um alle Beide, ſondern läßt ſie rechts und links liegen, geht bei Euch an Bord und ſegelt mit Euch entweder nach Großfriedrichsberg oder nach Grönland und Spitzbergen, ohne viel zu fragen. Wenn das nicht geſchieht, ſo iſt's auch nicht von der rechten Art und es iſt nicht werth, um ihretwegen Flagge und Wimpel aus dem Flaggenſpinde zu holen."

„Laß mich nur ein Paar Stunden ruhig über-

legen, Nicolaus. Unterdeſſen will ich die fremden Männer hören, die an Bord gekommen ſind. Wo habt Ihr ſie?“

„Sie ſind bei'm Juden im Lazareth. Und da ſchleicht auch des Juden Burſche, der Schuſter, herum, der uns mehr ſagen kann. He, Schuſter! Schuſter!“

Hans kam herbei:

„Biſt Du nun . . . Ich wollte ſagen, ſeid Ihr nun endlich da, Capitain? Sapperment, wird mir's ſchwer, das zu behalten.“

„Ich habe Dir ſchon oft geſagt, es bleibt unter uns bei'm Alten, Hans!“

„Nun hört Ihr's ſelbſt, Hochbootsmann! — Mynheer van Dören will's nicht wahr haben, und bläut mir den Capitain auf alle Weiſe ein, aber er will doch nicht über die Zunge. Höre, Gottlieb, hier iſt närriſches Zeug vorgefallen, ſeit Du fort warſt. Der Moſes iſt außer ſich und hat wenigſtens zwanzig Mal gefragt, ob Du noch nicht zurück wärſt. Er hat von dem einen Fremden ſeltſame Dinge gehört, und brennt vor Begier, es Dir mitzutheilen. Mir wollte er's nicht ſagen, weil ich Alles ausplauderte. Komm nur mit mir, ſo geſchwind Du kannſt.“

Korporal Bomann war erwacht, und Moſes, in

Erwägung der nächſten Vorgänge, hatte ihn in einem anderen Theil des Schiffes untergebracht. Jetzt ſaßen Moſes und der junge Capitain allein nebeneinander vor dem Lager des alten Dirk Schwalbe. Der Jude hatte dem Seemann Alles geſagt, was er erfahren und Beide erwarteten nun mit Ungeduld das Erwachen des Alten.

Endlich ſchlug dieſer die Augen auf. Seine Züge waren ruhig, wie vorher und ſein Blick hatte nichts von dem früheren Unſtätten und Flüchtigen.

Moſes machte ſich mit ihm zu ſchaffen. Er reichte ihm zu trinken und richtete mehrere Fragen an ihn. Der Kranke beantwortete ſie langſam und deutlich; ſeine Worte hatten vollſtändigen Sinn, eine Zerſtörung des Geiſtes war nicht bemerkbar. Als Moſes zurücktrat, fiel der Blick des Kranken auf Gottlieb Schwalbe. Er betrachtete den jungen Mann mit ſteigender Verwunderung, rieb ſich die Stirne, als wollte er ſich beſinnen, und ſagte unwillkührlich:

„Ich habe das Geſicht ſchon geſehen! Wer iſt der Mann?“

„Das is der Capitain von dem Schiffe, der Euch bei ſich aufgenommen hat, un Euch pflegt, damit Ihr von der Krankheit ſollt geneſen, was Euch is zugeſtoßen. Wißt Ihr noch, wie das is zugegangen?“

„Ich will mich beſinnen; aber es wird ſchwer halten, denn der Kopf thut mir weh, wenn ich ſimuliere. Ich war lange im Walde und in der Wüſte bei den Negern; und ein alter Mann war auch dabei mit einem langen Bart, ein Soldat, glaube ich — und nun thut mir der Kopf wieder ſehr weh."

Moſes beſtrich ihm die Stirn mit einem Balſam und ſagte freundlich:

„Nehmt Euch Zeit; beſinnt Euch. Ihr ſeid alſo aus Middelburg in Holland?"

„Aus Middelburg auf Walcheren. Woher wißt Ihr . . . ."

„Ihr habt's mir vor'm Einſchlafen geſagt. Da ſind wir Landsleute. Ich bin auch da geboren. Was ſchaut Ihr mich ſo an?"

„Weil ich nun auch Euer Geſicht erkenne. Könnte ich mich nur beſinnen."

„Es is geweſen viele Jahre, als ein hülfloſer Jud ward überfallen in den Straßen Middelburgs von betrunkenen Matroſen. Da is gekommen ein Mann, ihn zu retten, un als er is worden befreit, hat'n der Mann zuerſt in ein Haus, wo hat gewohnt ein Schuſter . . . ."

„Das war ich!" rief Dirk Schwalbe lebhaft „und Ihr ſeid der Handelsjude Moſes!"

„Ich bin's. Un wie Ihr ſeht, ſuche ich mich jetzt zu bedanken für die Gaſtfreundſchaft, die Ihr mir habt bewieſen. Ihr ſeid damals geweſen ein ſchmucker Junggeſelle un habt daran gedacht zu nehmen ein Weib.“

Der alte Dirk bebte ſichtlich zuſammen:

„Wollte, ich hätte es nie gedacht.“

„Ihr habt's doch gethan; Ihr habt geheirathet die ſchöne Schifferstochter Geſina. Nach Eurer Hochzeit — — ich hab's gehört ſpäter, un bin gekommen, Euch zu machen ein rares Hochzeitspräſent von wegen Eurer Gaſtfreundſchaft, aber Ihr war't über alle Berge. Sagt mir, warum habt Ihr verlaſſen Middelburg un wo ſeid Ihr gegangen hin?“

Der Schlauheit des Juden gelang es, Dirk Schwalbe dahin zu bewegen, daß er ihm ſein Herz aufſchloß. Er erzählte Alles genau ſo, wie es ſchon bekannt iſt, und fügte zuletzt hinzu:

„Ich hatte immer etwas in mir gefühlt von der Natur des Wandervogels und nur meine Armuth war ſchuld, daß ich es nicht machte, wie die Schwalben und Störche zur Herbſteszeit. Es hielt mich nicht länger in Frankfurt. Mein Bischen Liebe zu der Frau, die ich geheirathet hatte, war bald verſchwunden; es ärgerte mich, daß ich der Nothnagel

ſein ſollte, woran ſie ihre Schande aufhängen wollte. Dazu machte ſie ſich nichts aus mir, und ſtatt für meine Hülſe dankbar und demüthig zu ſein, that ſie noch, als hätte ſie mich aus Gnade und Barmherzigkeit genommen. Da ſah ich eines Morgens eine ganze Heerde von Vögeln über die Stadt wegziehen, die flogen weit, weit weg nach fremden Ländern. Da beſchloß ich, es eben ſo zu machen, und nahm Ränzel und Wanderſtab, um nicht wieder zu kommen."

In mehreren Zwiſchenräumen hatte der alte Dirk Schwalbe das erzählt; jetzt hielt er erſchöpft inne.

„Habt Ihr nimmer fahren laſſen Euern Groll, un ſeid Ihr doch erzogen als'n Chriſt?"

„Ich bin viel umhergeſtoßen worden, bald zu Lande und bald zur See, wie ſich's eben ſchickte, aber niemals konnte ich es über mich gewinnen, zurückzukehren und zu ſagen: Da bin ich, und wir wollen's treiben, wie vorher. Zuletzt hat mich'n Seelenverkäufer aufgefangen, dann bin ich dieſem entlaufen in einen Wald hinein, wo wilde Menſchen und wilde Thiere hauſten, und dann bin ich krank geworden, und . . oh . . oh!"

„Laßt nur dieſe Erinnerung an trübe Zeiten un ſagt mir, was könnt Ihr von dem Knaben erzählen, den Geſina geboren in Eurer Ehe?"

„Gottlieb iſt er getauft, Gottlieb Schwalbe habe ich ihn auf meinen ehrlichen Namen taufen laſſen. Ich konnte ihn nie lieben, Ihr begreift das; aber ich habe ihm auch nie Ueberlaſt gethan, denn es war ein gutgeartetes Kind, und ich habe ihn oft ſogar bemitleidet, wenn die Mutter ſo hart mit ihm war. Aber, warum fragt Ihr mich das Alles? Was habt Ihr mit mir vor? Und der junge Mynheer da, er iſt ſo unſtätt, ſein Geſicht macht einen ſo wunderlichen Eindruck auf mich! O, ſagt, Mynheer! Wer ſeid Ihr?"

„Geſina's Sohn!" rief Gottlieb Schwalbe, ſeiner Empfindungen nicht mehr mächtig.

Der Alte ſtarrte ihn an, aber Moſes ergriff deſſen Hand und ſagte mit eindringlichem Tone:

„Hört mir zu. Ihr ſeid barmherzig geweſen in Euern jungen Tagen un habt zugedeckt einen Fehltritt mit dem Mantel der Liebe, als Ihr habt gegeben einer armen Waiſe Euern Namen. Nun kommt dieſe Waiſe und rettet Euch aus großer Gefahr, un bereitet Euch die Stätte, wo Ihr ſeid geneſen nach langer Krankheit. Habt Ihr das erkannt, alter Mann, un wollt preiſen die Gnade Gottes, der ſo wunderbare Dinge thut?"

„Ich will's! Ich will's!" ſprach Dirk Schwalbe

mit lautem Schluchzen, die Hände nach Gottlieb ausſtreckend. „Wo iſt Deine Mutter?“

„Sie iſt geſtorben. Unverſöhnt mit dem Manne, der ſeinen Leichtſinn ſchwer bereut hat, unverſöhnt mit mir und mit der ganzen Welt. Ihr Stolz iſt empfindlich geſtraft; ſie hat ein Daſein voll unendlicher Qualen durchwandert. Möge Ihr nun die Erde leicht ſein.“

„Amen! Amen!“ rief der Alte, die Hände faltend. „Ich habe doch wohl nicht recht an ihr gehandelt, denn ſie war nun einmal mein Weib und ich hatte es vorher gewußt. Aber geſchehen iſt geſchehen und es iſt nichts mehr daran zu ändern. Herr Gott, vergieb mir meine Sünden und gehe nicht mit mir in's Gericht.“

Er lag ſtill und unbeweglich. Eine fahle Bläſſe überflog ſein Geſicht. Die Lippen bewegten ſich, aber man vernahm nur ein undeutliches Gemurmel.

„Es iſt die höchſte Zeit, als wir wollen uns verſchaffen ein Dokument, das kann gelten vor Gericht in ſtreitigen Fällen. — Sagt mir, is wohl hier zu Lande eine Art von Notar oder dergleichen? Eilt Euch, mein lieber junger Freund; hört Ihr? Eilt Euch, un bringt'n her.“

Die Schaluppe ging zu Lande mit dem Capitain

und dieſer kehrte bald darauf mit einer Gerichtsperſon zurück. Dirk Schwalbe hatte ſich ſoweit erholt, daß er genau erzählen konnte, was man von ihm zu wiſſen verlangte. Die Acte wurde aufgeſetzt und in üblicher Weiſe vor Zeugen unterſchrieben und beſiegelt.

Alle hatten ſich entfernt. Nur Gottlieb Schwalbe ſaß neben dem Gatten ſeiner Mutter und ſtand ihm bei in ſeiner letzten Stunde.

„Dank Dir! Dank Dir für Alles! Für dieſen Platz, worauf ich in Frieden ſterben kann, und auch für Deinen Händedruck. Du weinſt? Lohne Dir's Gott!"

„Ich will mit Dir beten, alter Mann!"

„Ja! Bete das Vater-Unſer. Herr, vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern . . . Wenn Du nach Deiner Heimath zurückkommſt, Gottlieb . . . ſo gehe auf den Kirchhof, wo Deine Mutter liegt und . . . ſage ihr, daß ich todt bin . . . Vergebung! . . . In Deine Hände, Herr . . . befehl ich meinen Geiſt."

Es war ſtill rings umher. Gottlieb Schwalbe ging tief erſchüttert in ſeine Kajüte. Der Steuermann erhielt Befehl, die Todtenwache anzuordnen.

Am andern Tage gegen Abend ward die Leiche

zu Lande gebracht und in Gegenwart der Schiffs-Offiziere beerdigt. Als die Ceremonie geendet war, zog Gottlieb Schwalbe ſeinen alten Hochbootsmann ſeitwärts:

„Ich wünſche, daß Du in meiner Nähe bleibſt. Es muß nicht auffallen, aber es ſoll mir lieb ſein, wenn Du für den Nothfall meinem Winke folgen kannſt. Verſtehſt Du?"

„Will rechts und links von Euerm Cours ab-gieren, ohne Euer Kielwaſſer aus dem Geſicht zu verlieren."

„Mit dem Weinen ſoll's ein Ende werden; ich will nun dazu thun. So oder ſo, Nicolaus; aber heute geht es zu Ende."

„Das iſt ein Geſpinnſt, wie es aus meinem Ka-belgat hervorgeht! Auf mich könnt Ihr Euch ver-laſſen im Leben und im Tode. Steuert, wohin Ihr wollt, ich ſteuere nach."

Seit dem heftigen Auftritte zwiſchen Mynheer van Hagen und Mynheer van dem Boſche hatte Letzterer ſich nicht wieder erholt. Er lag fortwährend auf ſeinem Ruhebette und vermochte nicht zuſammen-hängend zu ſprechen. Nur manchmal nannte er den Namen des Oberkaufmanns mit leichtem Schauer und richtete dann einen Blick des unendlichen Mit-

leids auf ſeine Enkelin. Gottlieb Schwalbe hatte wohl erfahren, daß der alte Herr, trotz ſeines Widerwillens, Katharine mit Herrn van Hagen vermählen wollte. Er kannte die Motive dieſes Entſchluſſes nicht und wollte ſie auch nicht kennen, ihm lag nur daran, dieſe Verbindung zu hindern, die ſein und ſeiner Geliebten Lebensglück zu zerſtören drohte und in dieſem Sinne hatte er kurz vor ſeiner letzten Rückkehr an Bord mit Katharinen geſprochen. Er ging jetzt zu ihr, um zu vernehmen, wie der Großvater des Mädchens den Plan aufgenommen hatte, den Beide mitſammen verabredet.

Katharine kam ihm entgegen: „Sei vorſichtig! Großvater iſt in dieſem Augenblicke ſehr ſchwach; er hört nur halb, was man ihm ſagt. Ich habe ihm deshalb auch nicht Alles geſagt, ſondern ihm blos einen Beſuch auf Deinem Schiffe vorgeſchlagen. Sage nichts weiter, ſonſt machſt Du ihn irre und er weigert ſich vielleicht wieder. Iſt Alles in Ordnung?“

„Nicolaus van Dören iſt in der Nähe, um jeden meiner Befehle zu vollziehen. Wir brauchen keine Worte miteinander zu wechſeln, unſere Pfeifen-Signale genügen. Richte Alles ein, wie Du es für gut findeſt, ich will Dir blindlings folgen.“

„Wir haben keine Zeit zu verlieren. Herr van Hagen war vor einer Stunde hier und verlangte einen letzten unwiderruflichen Beſcheid. Ich konnte ihn nur dadurch entfernen, daß ich ihm verſprach, Morgen Alles zu beenden. Darum müſſen wir heute noch fort. Es muß etwas Schreckliches ſein, was den Großvater bedroht und wir müſſen Alles thun, dies Unheil von ihm abzuwenden."

„Ich bringe Euch nach Großfriedrichsberg und Ihr ſtellt Euch unter den Schutz des dortigen Gouverneurs."

„Ueberall hin folge ich Dir."

„Dort herrſcht ein anderes Recht, dort hat jener Elende keine Macht über Dich!"

Die Liebenden hatten es nicht bemerkt, daß Matthias van Hagen eingetreten war, und ſie mit einem Blicke voll Hohn betrachtete. Er trat jetzt raſch vor und ſagte mit verbiſſenem Zorn:

„Meint Ihr? Wenn dem ſo iſt, wird er Euch nicht von hier fortlaſſen."

„Was unterſteht Ihr Euch!" entgegnete Gottlieb Schwalbe aufbrauſend. „Wagt es nicht, dieſes Mädchen zu kränken, oder Ihr ſollt es bereuen. Ihr ſeid frei, Katharine, und könnt gehen, wohin Ihr wollt."

„Das könnt Ihr!" ſprach van Hagen mit eiſiger

Kälte. „Aber, wenn Ihr auch nur einen Schritt ohne meinen Willen thut, liefere ich Euern Großvater auf das Schaffot, wo er enden ſoll durch Henkers Hand!"

Mit einem gellenden Schrei ſtürzte Katharine ohnmächtig zu Boden.

„Unſinniger!" rief Gottlieb Schwalbe. „Das geht Dir an's Leben! Katharine! Katharine!"

„Zurück von ihr! Sie iſt mein und keine Macht der Erde ſoll ſie mir entreißen!"

Einen Augenblick lang ſtand Gottlieb Schwalbe rathlos; dann faßte er ſich und ein Gedanke blitzte durch ſeinen Kopf. Er ſetzte ſeine ſilberne Pfeife an und ließ einen langnachhallenden Ton erſchallen.

Nach einem kurzen Zwiſchenraume ward dies Signal von Außen her beantwortet.

„Was bedeutet das?" fuhr van Hagen auf.

„Meinen Abſchied!" entgegnete Gottlieb Schwalbe kalt, und entfernte ſich.

Gleich darauf eilten die Dienerinnen herbei und umringten ihre junge Gebieterin. Der Oberkaufmann trat in's Freie hinaus, aber Gottlieb Schwalbe und ſein treuer Hochbootsmann waren bereits verſchwunden.

Sechstes Kapitel.

Eine größere Anzahl von Ereigniſſen ſoll in kurzer Darſtellung an dem Leſer vorüber geführt werden. Katharine war aus ihrer Ohnmacht erweckt. Ihr Großvater ſchlummerte, als ſie bei ihm eintrat, aber ein Neger folgte ihr auf dem Fuße. Es war Cunny, der treue Cunny. Beide ſprachen lange miteinander, dann entfernte ſich der Letztere. Es war beſchloſſen, daß Katharine ſich mit ihrem Großvater heimlich nach Großfriedrichsberg begeben und dort Schutz ſuchen ſolle. Der Alte willigte ein und es galt nur, der ſcharfen Bewachung zu entgehen, die der Oberkaufmann angeordnet hatte. Der ſchlauen Liſt des Negers war es gelungen, einen Plan zu erſinnen, der die Täuſchung vollkommen gelingen ließ. Gottlieb Schwalbe leitete ſeine Braut und den Alten, Nicolaus van Dören führte die Aufſicht über alle Anſtalten, welche die Flucht zu Waſſer fördern

ſollten, Korporal Bomann, der wieder auf den Beinen war, erſchien mit einigen Männern der Beſatzung und deckte den Rückzug zu Lande. Alles ging mit der größten Stille und Heimlichkeit vor ſich.

Aber der hochmüthige Kaufmann, von blinder Leidenſchaft verblendet, lachte höhniſch, denn trotz der Vorſicht, mit der die Flucht eingeleitet worden, glaubte er doch durch ſeinen Spion Alles erfahren zu haben, und nur zu gut unterrichtet zu ſein. Er hatte ſich mit einigen Schwarzen an einem ſichern Orte, unweit Katharinens Wohnung, verborgen, um im rechten Augenblicke die Flucht verhindern zu können. Es dunkelte bereits, als die Thür ſich langſam öffnete und eine Dienerin heraustrat, die nach allen Seiten ſpähend umherblickte. Gleich darauf erſchienen zwei vermummte Geſtalten; die Erſtere flog leicht und zierlich an der Hand ihrer Dienerin längs den Palmen hin; die Andere, augenſcheinlich der alte Großvater, ſchritt langſam, von zwei ſtämmigen Burſchen geführt und ſchleppte ſich mühſam weiter. Herr van Hagen verſchmähte es, ſie ſogleich bei dem Beginn der Flucht aufzuhalten; ſein Triumph ſollte vollkommen ſein. Er wollte ſie ſicher machen, mit jedem Schritte ſollte ihre Hoffnung wachſen und erſt in dem Augenblick, wo ſie das Boot beſteigen würden, wollte er ihnen den

Weg verſperren. Darum folgte er ihnen auf der Ferſe, und als der rechte Moment ihm gekommen ſchien, ſtürzte er mit lautem Gelächter hervor, und ließ ſie von ſeinen Leuten umzingeln. Aber jetzt war es Zeit, über den betrogenen Betrüger zu lachen; die Hülle der Vermummten fiel, die zierliche Jungfrau war ein behender Schiffsjunge, der gebrechliche Alte ein ſtämmiger Marineſoldat, die Beide mit tüchtigen, verborgen gehaltenen Knitteln auf die verdutzten Neger einhieben, ihrem Boote zurannten und mit lautem Lachen davon ruderten. Unterdeſſen Matthias van Hagen dieſen Beiden gefolgt war, und über den ihm geſpielten Betrug vor Wuth ſchäumte, hatten die wirklichen Flüchtlinge glücklich den Bord des „Afrikaners" erreicht, und während Gottlieb Schwalbe ſeine Gäſte in die Kajüte einführte, wo Alles zu ihrer Aufnahme bereit war, ließ Nicolaus van Dören den Anker lichten und ſetzte den Cours nach Großfriedrichsberg. Lange überließ ſich indeſſen Mynheer van Hagen der Unthätigkeit nicht. Man erinnert ſich des Luggers, den Gottlieb Schwalbe führte, als er zuerſt auf der Weſtküſte Afrika's wieder ſichtbar wurde. Dies Fahrzeug wurde ſchnell zur Verfolgung in den Stand geſetzt und Matthias van Hagen beſtieg daſſelbe mit dem Schwur, daß ſeine Rache dop-

pelt und dreifach ſein ſollte, wenn er diejenigen in ſeine Gewalt bekäme, die ihn auf ſolche Weiſe getäuſcht hatten. Und auf dem Wege von den holländiſchen Niederlaſſungen bis zu dem brandenburgiſchen Fort begann eine hitzige Jagd zur See zwiſchen Verfolgern und Fliehenden, aber ohne Erfolg, denn die Erſten hatten ihr Ziel bereits erreicht, als die Letztern noch unter Segel waren.

Auf Großfriedrichsberg hatte ſich Manches ſeit von der Gröbens Abreiſe verändert. Der Berg ſelbſt war nun vollſtändig befeſtigt und konnte einem ſehr überlegenen Feinde lange Zeit Trotz bieten. Die begonnenen Gebäude vollendeten ſich nach und nach, die Felder, die bereits beſtellt werden konnten, prangten mit üppigen Saaten; Getraide und Gartenfrucht wuchſen ſo üppig, daß den Koloniſten, wie man ſagt, das Herz im Leibe lachte. Blonk leitete, trotz ſeiner Vorliebe für eine Kanne Genever und Waſſer, das Wohl der neuen Anſiedlung mit Erfolg und der gute Wille ſeiner Beamteten machte alle ſeine Beſtrebungen fruchtbringend. Selbing nahm ſich mit großem Eifer dem Gedeihen der ihm völlig anvertrauten Militairmacht an. Nicht nur, daß er die eigentlichen Truppen und die zurückgebliebenen Marineſoldaten in beſtändiger Uebung hielt, er richtete auch die befreun-

deten Neger ab, ſo gut es ihm gelingen wollte, und ſchaffte aus ihnen mit Beharrlichkeit und Ausdauer ein ziemlich erträgliches und zuverläſſiges Corps. Und dies Alles war kein eitles, prunkendes Spiel; die Hetzereien der Holländer ließen nicht nach; die junge Kolonie war ohne Aufhören größern oder geringeren Angriffen ausgeſetzt und die Vertheidiger derſelben mußten zu allen Stunden ſchlagfertig ſein. Einen offnen, allgemeinen Vernichtungskrieg konnte man nicht beginnen, ſo verſuchte man es denn, durch eine Unzahl von Plackereien, den Brandenburgern läſtig zu werden, während man durch fortgeſetzte Verhandlungen, Einwände und Anſprüche Alles aufbot, ihnen den Aufenthalt ſo widerwärtig zu machen, als nur immer möglich.

Gottlieb Schwalbe hatte die Kolonie glücklich erreicht und daſelbſt ein Unterkommen für die Seinigen gefunden. Willem van dem Boſche, der ſich jetzt der Macht Mynheer van Hagens gänzlich entzogen glaubte, erholte ſich ſichtlich und gab mit Freuden ſeine Einwilligung zur Heirath ſeines Pflegeſohnes mit ſeiner Enkelin, die ſobald als möglich ſtattfinden ſollte, worauf man gemeinſam nach Europa zurückkehren und dem harrenden Vater mit dem lang=

entbehrten Sohne zugleich eine reizende, liebenswerthe Schwiegertochter zuführen wollte.

Es war anders beſchloſſen.

Die Schlauheit Mynheer van Hagens war wohl einmal zu täuſchen geweſen, dafür täuſchte ſie jetzt um ſo empfindlicher. Es war am Tage vor der Vermählung Katharinens und die Liebenden ſaßen in ſchuldlos fröhlicher Unterhaltung beiſammen, als plötzlich Cunny mit der Schreckensbotſchaft hereinſtürzte:

„Alte Mynheer fort! Alte Mynheer fort!“

Und er blieb fort. Die ſorgfältigſten Nachforſchungen bis zum Einbruche der Nacht und während der Dauer derſelben waren vergeblich; man entdeckte keine Spur. Der neue Tag brach an. Es ſollte ein Tag der Freude und des Glückes ſein; er ward zu einem Tage der Trauer, denn auch jetzt hörte man nichts. Die Vollziehung der Heirath unterblieb. Alles war in der größten Beſtürzung.

Endlich, am dritten Tage traf ein Brief von dem alten Manne ein, die Aechtheit deſſelben war nicht zu bezweifeln. Sein Inhalt lautete:

„Es iſt mir nicht beſchieden, mit Euch glücklich zu ſein, ſo ſeid es denn ohne mich. Ich ertheile Euch meinen beſten Segen und will Eurer gedenken

bis zu meiner Todesſtunde, die mir nahe bevorſteht. — Ja, lieben Kinder, mit dieſen Zeilen, die ich an Euch ſchreibe, ohne daß mein hartherziger Verfolger es weiß, und deren Beſorgung an Euch ich der Barmherzigkeit eines Negers verdanke, den ich einſt von der Peitſchenſtrafe rettete, mit dieſen Zeilen, Ihr meine Theuren, nehme ich auf immer Abſchied von Euch. Ich leide, um eines früheren Frevels willen, deſſen Folgen ich nicht bedachte, ich that, was ich nicht hätte thun ſollen, um das Glück meiner Kinder zu fördern. Es nützt Euch wenig, zu erfahren, welcher Art die Schuld iſt, die ich mir aufgebürdet, genug ſie iſt da, und wenn mich die Strafe dafür trifft, ſo iſt es nicht unverdient. Zwar hätte ich ihr entgehen können, aber um welchen Preis! Du, meine liebe, ſüße Katharine warſt dieſer Preis, Du! Ich durfte nur Deine Hand in die Hand des Dir verhaßten Mannes legen und ich war gerettet. Anfangs wollte ich es auch und habe Dir durch meine Hartherzigkeit manche bittere Thränen erpreßt. Aber jetzt, wo der erſte Schrecken vorüber iſt, will ich es nicht mehr. Laßt mich büßen, was ich verſchuldet; meine Tage ſind ja ohnedies gezählt, mögen ſie auch die wenigen nehmen, die mir noch übrig bleiben. Ihr aber beweint mich, wie einen Todten und ehrt

mein Andenken. Bei dieſem Andenken aber beſchwöre ich Euch, verſchiebt Euere Verbindung nicht länger, und eilt nach Europa, wo Ihr ſicher ſeid vor den Verfolgungen unſeres Feindes, es iſt dies meine letzte Bitte an Euch; es iſt mein Gebot, mein Befehl. Gott ſei mit Euch auf allen Euern Wegen."

Dieſer Brief, deſſen Ueberbringer ſpurlos verſchwunden war, brachte einen tiefen, ſchmerzlichen Eindruck hervor; man begann die bereits unterbrochenen Nachforſchungen von Neuem, aber umſonſt. Alle kehrten von ihren Sendungen ohne Nachrichten zurück und ſchon gab man ſich völliger Hoffnungsloſigkeit hin, als Matthias van Hagen erſchien. Aber er erſchien nicht als der frühere Freier Katharinens, der mit Gottlieb Schwalbe um den Beſitz der Jungfrau ſtreiten wollte, ſondern in ſeinem offiziellen Charakter, als Oberkaufmann der holländiſchen Beſitzungen, um mit dem Commandanten von Großfriedrichsberg zu unterhandeln und demſelben neue Schwierigkeiten zu bereiten.

Es dunkelte. Katharine ſaß einſam mit ihrem großem Schmerze in dem Gemache, das ihr in der Wohnung des Gouverneurs eingeräumt war. Hans, der es ſich nicht nehmen ließ, die Braut ſeines Freundes in deſſen Abweſenheit zu bewachen, trat ein und

ſagte, Mynheer van Hagen ſei da und begehre ſie in der Angelegenheit ihres Großvaters zu ſprechen; er rathe ihr aber, denſelben nicht anzuhören, da er fürchte, es ſei eine neue Falle. Aber Katharine, als ſie hörte, es betreffe ihren Großvater, ließ nicht nach mit Bitten, bis Hans nachgab und den Kaufmann einführte. Doch hatte er die Vorſicht begangen, den treuen Cunny an Bord des „Afrikaners“ zu ſchicken, wo Gottlieb Schwalbe ſich befand, um einige Vorbereitungen zur Abreiſe zu treffen, denn er wollte andern Tages zu den holländiſchen Niederlaſſungen hinüberſchiffen, wo er die Spur des alten Mannes auf zu finden hoffte.

Katharine war mit dem Kaufmanne allein. Ihre Unterredung, die Anfangs ſehr lebhaft geführt wurde, dauerte ſehr lange. Hans horchte fleißig, aber er konnte nur einzelne Worte verſtehen. Mynheer van Hagen ſprach viel und eifrig, Katharine antwortete wenig öfter von lautem Schluchzen unterbrochen. Endlich ward es ſtill, nach einer Pauſe öffnete ſich die Thür. Der Kaufmann erſchien mit triumphirendem Geſichte, wandte ſich in der Thüre um, ſagte kalt: „Auf morgen früh um zehn alſo,“ grüßte nachläſſig mit der Hand und ging hinaus, ohne den mit ängſtlicher Neugier harrenden Diener nur eines Blickes zu würdigen.

Als Gottlieb Schwalbe, der an ihn ergangenen Botſchaft Folge leiſtend, bei Katharinen eintrat, bebte er zurück, denn ſie lag regungslos auf ihrem Ruhebette. Er ſchrie nach Licht und von dem Glanze der Kerzen beſtrahlt, erhob ſie ſich, bleich wie ein Geſpenſt. Er eilte auf ſie zu, um ſie zu umfangen, aber ſie wich zurück und ſagte mit tonloſer Stimme:

„Berühre mich nicht! Ich bin die Deinige nicht mehr! Dein Ring iſt von meinem Finger verſchwunden.“

„Weh mir!“ rief Gottlieb Schwalbe entſetzt. „Sie iſt wahnſinnig geworden.“

„Wäre ich's, mir wäre beſſer. Aber der Lichtſchimmer meiner Seele iſt noch nicht erloſchen und mit vollem, klaren Bewußtſein muß ich es ausſprechen, daß meines Lebens Glück und meines Lebens Freude für immer dahin iſt. Lebe wohl, Freund meiner Seele, lebe wohl für ewig und tauſend, tauſend Dank für alles Glück, das ich von Dir empfing. Von jetzt ab darf ich Dir Nichts mehr ſein, ich darf nichts mehr von Dir fordern, Dir für nichts mehr danken.“

„Das trage ich nicht!“ unterbrach Gottlieb Schwalbe das klagende Mädchen heftig. „Ich bin ein ehrlicher, gerader Menſch, der ſich aus dieſem Wirrwarr von Worten nicht herausfindet. Beſinne Dich doch Katharine, daß Du mir das Entſetzlichſte

befiehlſt, was ich nimmer erfüllen kann und darf. Was iſt in meiner Abweſenheit geſchehen? Was hat jener verruchte Böſewicht hier gewollt? Sprich, Katharine, ſprich! Sage mir Alles! Alles!"

„Weh mir! Ich darf nicht! Ich muß ſchweigen und Dir entſagen, um das Haupt des alten Mannes vor Schande und vor dem Beil des Henkers zu beſchützen! Das iſt mein letztes Wort! Gott der Allmächtige iſt mein Zeuge, wie ſchwer es ſich von meinem Herzen losringt."

„Unſinn! Unſinn! Laß Dich nicht von dem Teufel verblenden. Du biſt betrogen!"

„Ich bin es nicht, und wie ich den Ring, den Du mir geſchenkt, abgelegt habe, ſo begrub ich jede Hoffnung auf Lebensglück. Wenn ich um der Wonne unſerer früheren Tage willen noch etwas von Dir zu erbitten vermag, ſo iſt es dies, daß Du mir mein Leiden nicht noch ſchwerer machſt. Füge Dich dem Willen des Schickſals, es iſt mächtiger als wir!"

„Das iſt nicht wahr! Wir leben unter dem Schutze redlicher Menſchen, unter der Flagge eines mächtigen deutſchen Fürſten, der ſolche Unbilden nicht dulden wird. Laß mich die Hülfe des Gouverneurs in Anſpruch nehmen; er wird ſie uns nicht verſagen

und das Schreckensgewebe, das Dich jetzt verwirrt, ſoll mit einem Male zerriſſen werden."

„Nein! Um Gotteswillen! Keinen Schritt! Wenn Du ein Wort ſagſt, beſchleunigſt Du nur das entſetzensvolle Unheil! Es muß! Scheide!"

Aber Gottlieb Schwalbe war nicht zu bewegen ſeine Braut zu verlaſſen, denn das war ſie ihm, trotz der Worte, die er vernommen. Sie galt ihm für krank, und er hielt Alles nur für einen Ausbruch erhitzter Fieberphantaſie. Die Erſchöpfung des Mädchens ſchien ihm dafür zu ſprechen; ſie ſank auf ihr Ruhebette und ſchloß die Augen. Er rief ihre Dienerinnen herbei und entfernte ſich erſt, nachdem er ihnen wiederholt eingeprägt hatte, daß ſie mit der äußerſten Sorgfalt verfahren und ihn rufen ſollten, ſobald ſich irgend etwas ereignete.".

Aber der Wahn, daß Katharine nur unter dem Einfluſſe weſenloſer Fieberphantaſieen leide, ſchwand, als Gottlieb von ſeinem Freunde hörte, daß Matthias van Hagen dort geweſen ſei.

„Alſo doch? Sei verdammt dafür, daß Du ihn zu ihr gelaſſen haſt! — Warte, nichtswürdiger Hund! Wenn meine Hand Dich faßt, will ich Dich ſo lange ſchütteln, bis Dir alle Luſt zu Deinen boshaften Streichen vergeht! — Hans! Hans! Wie konnteſt

Du ſo einfältig ſein! Sprich nicht! Vertheidige Dich nicht! Du haſt ein namenloſes Leiden angerichtet! — Aber ich will ihn ſuchen! Gleich jetzt beginne ich, und laſſe nicht eher ab, bis ich ihn gefunden habe. Und dann . . . . ."

Er ſtürmte fort und ließ den argloſen Hans in nicht geringer Beſtürzung zurück, der nun wohl einzuſehen begann, daß er jenem Mann nicht hätte geſtatten müſſen, bei der Braut ſeines Freundes einzutreten.

Am andern Morgen war Katharine fort. Niemand wußte wohin. Alle Nachforſchungen blieben vergebens. Auf ihrem Tiſche fand man einen Zettel mit den wenigen Worten:

„Ich muß mein Schickſal erfüllen. Sucht nicht nach mir, forſcht mir nicht nach, es würde nur vergebens ſein, und mir neues Leid bereiten."

Gottlieb Schwalbe war bis in's innerſte Mark verwundet. Mühſam ſchleppte er ſich an Bord ſeines Schiffes, wo ſeine Freunde eifrig um ihn bemüht waren. Seine ſtarke Natur und ihre Sorgfalt verhinderten den Ausbruch einer Krankheit, aber eine tiefe Schwermuth beugte ihn darnieder, und ſtundenlang ſaß er auf derſelben Stelle, in ein dumpfes Brüten verſunken.

Endlich ermannte er ſich inſoweit, daß er im

Siebentes Kapitel.

Die Sonne lachte den Berlinern hell und fröhlich in die Fenſter hinein.

Und die Fenſter flogen auf, die Geſichter ſchauten neugierig fragend hinaus auf die Gaſſe, denn wo es etwas zu fragen und zu gaffen giebt, iſt der Berliner allemal bei der Hand. Und kann er es vom Fenſter aus nicht erfahren, ſo ſetzt er den Hut oder die Mütze auf und ſchreitet zur Thür hinaus, und wo der Menſchenknäuel am dichteſten ſteht, da fliegt er hin, bohrt ſich mit den Ellenbogen eine Paſſage und fragt ſchweißtriefend: „Was iſt denn los?"

„Was hier los iſt? Na, Ihr müßt auch ſeit vierzehn Tagen auf dem Wedding Steine gebuddelt haben, daß Ihr noch fragt, was los iſt. Die brandenburgiſchen Mohren ſind los."

„Brandenburgiſche Mohren? Geht weg! Wo kämen die des Weges her?"

„Wo ſie herkämen? Na, von Morea, oder wie es ſonſt heißt. Iſt ja zu ſeiner Zeit auf allen Bierbänken verhandelt worden. Wenn mir recht iſt, Meiſter Peters, war't Ihr einer der Eifrigſten, die von dem neuen Brandenburg ſo viel Weſens als nur möglich machten, und habt obenein einen großen Laban von Jungen, der, wie alle Welt weiß, mit einem Juden davon gelaufen iſt, um einen Sack voll von den goldenen Nüſſen zu pflücken, die dort auf ſilbernen Bäumen wachſen. Und nun da Alles an's Tageslicht kommt, und die Mohren hier in den Straßen herumlaufen, mit ſo dummen Geſichtern, wie die Hammel, fragt Ihr noch, was los iſt?"

Die Umſtehenden lachten, denn der Berliner lacht gern, und am liebſten über einen Nachbar, weiß er auch nicht immer warum. Meiſter Peters aber, dem dieſe ſpitzigen Redensarten gegolten hatten, erboßte ſich ſehr, und den Hut in die Stirn drückend, machte er ſich auf eine eifrige Gegenrede gefaßt, als ihn ein kleines Männchen unter den Arm faßte und im Schweiße ſeines Angeſichts von der lachenden Gruppe weg und mit ſich fortzog.

„Kommt, Gevatter, kommt, und laßt ſie reden! Es liegt dem Berliner im Blute, er muß reden, und wenn Ihr's ihm verbietet, ſchwatzt er das Doppelte,

gerade wie die Bienen am empfindlichſten ſtechen, wenn Ihr hinter ihnen herjagt. Kommt mit, ſage ich Euch, hier iſt ſo nichts zu ſehen, wenn wir uns aber dort weiter hin an die Ecke aufſtellen, müſſen wir ſie ſehen, wenn ſie wieder aus dem Schloſſe kommen."

Der Meiſter ſträubte ſich gewaltig gegen die Zumuthungen des Gevatters:

„Speiſemeiſter! Ich habe große Luſt, dem Kerl für ſeine nichtswürdigen Redensarten das Leder zu gerben."

„I du grundgütiges Gottchen, das ſollt Ihr wohl bleiben laſſen! Seid ja kein Gerber! Wollt doch keinen Straßenlärmen anfangen am lieben Sonntag? Was hat Euch denn der Mann gethan?"

„Was er mir gethan hat? Nun höre Einer an! Hat er nicht von dem Hans geſprochen, wie von einem Vagabonden? Wer den Sohn einen Landſtreicher ſchilt, der ſchlägt dem Vater in's Angeſicht."

„Gevatter, Gevatter! Wenn wir's beim rechten Lichte beſehen, hat der Mann ſo Unrecht nicht."

„Recht hat er! Tauſend Mal recht! Aber eben darum will ich es nicht leiden, daß er mir zu dem Herzenskummer, den ich habe, auch noch die Galle aufregt. Aber wenn der Junge nur einmal wieder-

kommt, ſo ſoll er .... Solche Kundſchaft und ſolches Haus zu verlaufen, blos um in der Welt wie ein Taugenichts mit einem Schacherjuden umher zu ſtreifen ....“

„Er kann nichts dafür, Gevatter! Er kann wahrhaftig nichts dafür! Es iſt, wie ich es Euch geſagt habe, der Jude hat's ihm angethan.“

„Das iſt es! Da habt Ihr's! Ich habe mich von dem verdammten Hexenmeiſter fern gehalten, darum hat er mir nichts anhaben können; aber meine Frau, die immer hinten und vorne war, die den beſchnittenen Judas fütterte, hat das Bad bezahlen müſſen, und mich alten Kerl in der Einſamkeit gelaſſen. Daraus folgt, daß auch ſie verhext worden iſt.“

„Der gelehrte Herr Doktor Siboldius ſagte aber doch, es ſei eine Lungenlähmung eingetreten.“

„Verhext war ſie, ſage ich Euch! Verhext vom Kopf bis zur Schuhſohle, und das war ihr Tod, und wer weiß, auf welcher Landſtraße mein Junge modert, ohne noch, wie ſeine Mutter, ein ehrliches Begräbniß zu haben. Es iſt ein wahrhaftes Herzeleid, ſage ich Euch, Gevatter.“

Meiſter Peters machte ein ſo betrübtes Geſicht dabei, daß der Speiſemeiſter ſah, es ſei die höchſte

gerade wie die Bienen am empfindlichſten ſtechen, wenn Ihr hinter ihnen herjagt. Kommt mit, ſage ich Euch, hier iſt ſo nichts zu ſehen, wenn wir uns aber dort weiter hin an die Ecke aufſtellen, müſſen wir ſie ſehen, wenn ſie wieder aus dem Schloſſe kommen."

Der Meiſter ſträubte ſich gewaltig gegen die Zumuthungen des Gevatters:

„Speiſemeiſter! Ich habe große Luſt, dem Kerl für ſeine nichtswürdigen Redensarten das Leder zu gerben."

„I du grundgütiges Gottchen, das ſollt Ihr wohl bleiben laſſen! Seid ja kein Gerber! Wollt doch keinen Straßenlärmen anfangen am lieben Sonntag? Was hat Euch denn der Mann gethan?"

„Was er mir gethan hat? Nun höre Einer an! Hat er nicht von dem Hans geſprochen, wie von einem Vagabonden? Wer den Sohn einen Landſtreicher ſchilt, der ſchlägt dem Vater in's Angeſicht."

„Gevatter, Gevatter! Wenn wir's beim rechten Lichte beſehen, hat der Mann ſo Unrecht nicht."

„Recht hat er! Tauſend Mal recht! Aber eben darum will ich es nicht leiden, daß er mir zu dem Herzenskummer, den ich habe, auch noch die Galle aufregt. Aber wenn der Junge nur einmal wieder-

kommt, ſo ſoll er .... Solche Kundſchaft und ſolches Haus zu verlaufen, blos um in der Welt wie ein Taugenichts mit einem Schacherjuden umher zu ſtreiſen ....“

„Er kann nichts dafür, Gevatter! Er kann wahrhaftig nichts dafür! Es iſt, wie ich es Euch geſagt habe, der Jude hat's ihm angethan.“

„Das iſt es! Da habt Ihr's! Ich habe mich von dem verdammten Hexenmeiſter fern gehalten, darum hat er mir nichts anhaben können; aber meine Frau, die immer hinten und vorne war, die den beſchnittenen Judas fütterte, hat das Bad bezahlen müſſen, und mich alten Kerl in der Einſamkeit gelaſſen. Daraus folgt, daß auch ſie verhext worden iſt.“

„Der gelehrte Herr Doktor Siboldius ſagte aber doch, es ſei eine Lungenlähmung eingetreten.“

„Verhext war ſie, ſage ich Euch! Verhext vom Kopf bis zur Schuhſohle, und das war ihr Tod, und wer weiß, auf welcher Landſtraße mein Junge modert, ohne noch, wie ſeine Mutter, ein ehrliches Begräbniß zu haben. Es iſt ein wahrhaftes Herzeleid, ſage ich Euch, Gevatter.“

Meiſter Peters machte ein ſo betrübtes Geſicht dabei, daß der Speiſemeiſter ſah, es ſei die höchſte

Zeit, ihn auf andere Gedanken zu bringen, und zog deshalb mit ihm dem Schloſſe zu, wo die Menſchenmaſſe ſich zu einer Mauer verdichtet hatte, und Keiner nach eigenem Willen einen Schritt vorwärts oder rückwärts konnte.

„Da führen ſie wieder einen von den Mohren über die Stiege weg!“ rief ein Burſche, der innerhalb des Portales ſtand. „Seht 'n mal an, Leute! Und wie die gnädigen Fräuleins nach ihm gucken, daß es eine Schande iſt! Hurrah! Hurrah! Was für ſchöne Goldſchellen hat er um den Hals.“

„Was meint Ihr, Nachbarin, zu den Ohrringen? Gelt, wer auch ſolche Bommeln hätte!“

„Und die Federn auf ſeinem Kopfe, Frau Oſtermeyer, grüne, gelbe und rothe! Alle ehrſamen Bürgerfrauen Berlins haben nicht ſo viel Putz und Tand an ſich, als die Paar Mohren!“

Das Volk umdrängte den Schwarzen ſo eng von allen Seiten, daß dieſer nicht von der Stelle konnte, obgleich die beiden Lakaien, die ihm zur Begleitung beigegeben waren, alle Mühe anwandten, um ſich eine Straße zu bahnen. Die Menge wälzte ſich vielmehr immer dichter der großen Treppe zu, daß ein Mann, der eben die Stiege hinaufſchritt, ſeine Schritte

beeilen mußte, um nicht von dem nachdrängenden Volke übergerannt zu werden.

Der Mann, deſſen reiche und gewählte Kleidung ihn als Einen bezeichnete, der den höchſten Ständen angehörte, hatte ſich kaum vor dem Volke in Sicherheit gebracht, als er ſich auf ſeinem Wege neuerdings aufgehalten ſah, indem ihm Jemand mit höflichem Gruße entgegentrat.

„Was ſteht zu Euern Dienſten?“ fragte der Angekommene kurzab. „Ah! Ihr ſeid es, Herr Agent Lundblad! Auch jetzt bei Hofe Zutritt?“

„Ich fühle den Spott, Herr Baron!“ entgegnete der Agent der ſchwediſchen Intereſſen, „ein Spott, der um ſo bitterer iſt, als ich ihn nicht erwidern kann. Der Baron Samſöe pflegte ſonſt großmüthiger zu ſein. Aber freilich, nach der letzten Demüthigung, die Dänemarks Politik uns zugefügt hat, indem ſie die Allianz mit ihren ſcandinaviſchen Brüdern verſchmähte und ſich den deutſchen Intereſſen zuwandte, wodurch das Kabinet von Fredericksborg deutlich zu erkennen gab ....“

„Daß es ſeinen Vortheil wohl verſtand. — Monſieur Lundblad, Ihr ſeid ein närriſcher Menſch. Kommt einmal hierher, bei Seite, ... ſo! .... Ihr habt Eurer Parthei ſchlecht gedient, als Ihr es verſchmäh-

tet, ihr den Weg anzurathen, den ich zu betreten Euch vorſchlug. Hättet Ihr damals vorgezogen, meinen Rath zu befolgen, Ihr würdet jetzt, gleich uns, die geſegneten Früchte dieſer heilſamen Combination genießen. Ihr habt es nicht gewollt, nun müßt Ihr es auch nicht übel deuten, wenn Ihr, um Eures Eigenſinnes willen, gehänſelt werdet."

„Wer hätte es denken können, daß dieſe Brandenburger jemals den Muth haben würden, ſolche Unternehmungen zu beginnen."

„Ich habe es gedacht, Herr Agent, und Euch aufgefordert, daſſelbe zu thun. Uebrigens ſind dieſe deutſchen Länder unſere natürlichen Verbündeten, zu denen wir uns zu halten haben. Dänemarks größtes Intereſſe beſteht darin, ſich ſtets als einen Freund Deutſchlands zu zeigen, und nichts zu unternehmen, was dieſes Land in einen Gegner verwandelt. Thut es dies, ſo wird der Schaden unberechenbar ſein, und ein augenblicklicher, ſcheinbar errungener Vortheil wird durch dreifache wahrhaft empfindliche Verluſte beſtraft. Das iſt meine Politik, und ich bin der Meinung, daß ſie mir heilſamer iſt, als Euch die honigſüßen Verſprechungen Hollands und Englands jemals werden können. Ich wünſche Euch einen fröhlichen Tag, Herr Agent."

Lundblad blieb zurück und knirrſchte mit den Zähnen:

„Es wird doch wohl eine Gelegenheit geben, dieſem Weisheitskrämer irgend ein Bein zu ſtellen? Gewiß, ich finde ſie aus, und will dann recht in's Fäuſtchen lachen, wenn er ſich die wunden Kniee reibt. Aber es muß unverſehends kommen, wie ein Dieb in der Nacht! Er will Schweden gewarnt haben? Er? Als ob wir ſeiner Warnung bedürften! Aber wenn ich nicht irre, iſt das die Stunde, zu welcher Mylord Scales mich hierher beſtellte. Ja, wahrhaftig, auf die Minute, und da kommt auch Mylord ſchon! Pünktliche Leute, dieſe Engländer, das muß man ſagen! Und gentil, ſehr gentil! — Erlaubt, Mylord, daß ich Euch meine Ergebenheit bezeuge! Wie geht es Euer Lordſchaft in den gegenwärtigen Zeiten?“

Während der glorreiche Agent Schwedens ſich zu dem däniſchen Zopfe, den er ſchon lange in ſeliger Bewußtloſigkeit trug, von dem ſchlauen Engländer einen nicht minder ſtattlichen Bart machen ließ, war Baron Samſöe in der Galerie angelangt, die zu den Gemächern des Kurfürſten führte, der eben jetzt dem von Afrika zurückgekehrten Kammerjunker, Otto Friedrich von der Gröben, eine feierliche Audienz er=

theilte. Der Baron grüßte mit verbindlichem Lächeln zwei abſeits ſtehende Herren, die den freundlichen Gruß mit mürriſchem Kopfnicken erwiderten und dann lebhaft miteinander flüſterten:

„Nun, Herr von Thumb, hatte ich recht prophezeit? Seine däniſche Excellenz ſtellen ſich rechtzeitig ein.“

„Mindeſtens hätte ich gehofft, daß der Mann die äußeren égards etwas beſſer beobachtet hätte. Es verräth wenig Takt, wenn man ſeine Habgier ſo wenig bemeiſtern kann. Geſteht, daß ich recht habe, Herr Geheimderath.“

„Habt Ihr je gehört, daß Dänemark eine Mahlzeit verſäumt, wo es hoffen kann, zum Miteſſen eingeladen zu werden? Deutſche Gerichte ſind doppelt nahrhaft, zumal wenn die Zubereitung nichts koſtet und man mit dem großen Löffel nur zulangen darf. So iſt denn nun Alles eingetroffen, wie ich es vor Jahren prophezeite.“

„Nur etwas bedeutender noch, als wir es uns damals träumten.“

„Wir haben jetzt Flotten, überſeeiſchen Handel, und — Kolonieen, deren lebendige Producte zum Ergötzen des ganzen Hofes und zum Jubel der Berliner Straßenjungen halbnackt unter uns herum-

laufen. Was will man mehr? Aber beſchleunigen wir doch unſere Schritte, wir haben ohnehin den größten Theil der ohne Zweifel glanzvollen Beſchreibung verſäumt."

Die beiden hochgelahrten Herren, die aus ſo verſchiedenen, bereits bekannten Urſachen, den überſeeiſchen Unternehmungen Brandenburgs ſo wenig hold, und Benjamin Raule's eifrige Gegner waren, ſchritten dem Audienzſaale zu, wo der Kurfürſt, in Gegenwart ſeiner Gemahlin und ſeines Hofſtaates, den Herrn von der Gröben empfangen und ſeinen ausführlichen Bericht entgegen genommen hatte.

„Ich danke Euch, mein wackerer Kammerjunker, für Euere große Mühwaltung in dieſer hochwichtigen Angelegenheit. Seid verſichert, daß ich den mir geleiſteten Dienſt ſeinem vollen Werthe nach zu ſchätzen weiß, und nicht ſäumen werde, meinen Dank darnach zu bemeſſen."

„Ihr habt mir dieſen Preis ſchon mit verſchwenderiſcher Großmuth bezahlt, mein allergnädigſter Herr, denn dieſe Aeußerung von Eurer Seite, Eure Zufriedenheit mit dem, was ich gethan habe, iſt mir des Lohns genug; ich bedarf und begehre keinen andern."

„Euch iſt es geziemend, ſo zu denken; mir liegt es

ob, nach meiner Pflicht zu handeln. Doch darüber ein anderes Mal. Benjamin Raule, tretet näher. Ich bin Euch hochverpflichtet. Das Unternehmen, das Ihr uns vorſchluget, hat bereits ſeine Reellität bewährt. Es iſt ein junger Baum, der in einen fruchtbaren Boden gepflanzt, ſchnell Wurzel ſchlägt und üppig treibt. Ihr ſeid ein geſchickter Gärtner, Herr Raule."

„Ich danke Eure kurfürſtliche Durchlaucht für dies gnädige Wort, das mir ein koſtbares Zeugniß für treue Pflichterfüllung iſt. Wie von meinem Daſein, war ich überzeugt davon, daß unſerem Lande nur eine ausgedehntere Schifffahrt und ein überſeeiſcher Handel fehle, um es bis zur höchſten Blüthe zu treiben, und dazu haben wir jetzt mit großem Fleiß den erſten Grund gelegt."

„Das haben wir, wenn uns auch Schwierigkeiten aller Art in den Weg traten, ehe wir zum Bau des Fundamentes gelangten."

„Wir haben doch dieſe Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt!" rief Benjamin Raule begeiſtert. „Die einfache, ſchlichte Wahrheit hat den Sieg davon getragen über alle Intrigue, die ſich uns hemmend in den Weg warf. Mögen die großen Anſtrengungen nicht vergebens geweſen ſein."

„Das werden ſie nicht, Raule, das werden ſie bei Gott nicht!"

„Wie freue ich mich, von Euer kurfürſtlichen Durchlaucht dieſe gnädigſte Verſicherung zu empfangen. Wenn ich in dieſer wichtigen Stunde an meinen gnädigen Herrn eine Bitte wagen darf, ſo iſt es die: Entzieht dieſem Werke nimmer Euren Schutz. Es iſt eine kleine, ſchwache Pflanzung, dem Auge kaum bemerkbar, die uns für eine lange Reihe von Jahren nur eine reichliche Ausbeute von Mühen und Sorgen verſpricht. Sie wird manches Opfer von uns fordern. Mit theurem Blute und ſauerm Schweiße werden wir den Boden düngen müſſen, ehe er die erſehnte Früchte trägt, die erſt für unſere Enkel reifen. O, ermüdet nicht, mein gnädigſter Herr! Bedenkt, daß nicht allein an Afrika's Küſte die Flagge Brandenburgs von den Wällen einer brandenburgiſchen Feſtung weht; auch in Weſtindien, in Merico haben wir bereits unſere Handels-Agenturen, junge, kaum zum Bewußtſein erwachte Inſtitute, die Alle Eures erhabenen Schutzes bedürfen, um ihr Daſein zu friſten. Darum — und verzeihe mir Euer kurfürſtliche Gnaden meine Dreiſtigkeit um der Größe der Sache willen! — darum ermüdet nicht, wenn es Widerwärtigkeiten giebt, die nicht ausbleiben werden,

und leiht Euer Ohr nicht der Stimme unſerer Gegner, die jeden Anlaß willkommen heißen werden, um uns zu ſchaden.“

„Ich ermüde nicht!“ antwortete der Kurfürſt, und ein begeiſternder Strahl drang aus ſeinen Augen.

Benjamin Raule trat mit einer tiefen Verneigung zurück. Es herrſchte eine augenblickliche lautloſe Stille in dem Saal, die von der Gröben nach einer Pauſe unterbrach:

„Ew. kurfürſtlichen Durchlaucht hatten die Gnade mir zu erlauben, daß ich die Seltenheiten, welche ich von der Küſte Afrika's und von den übrigen Orten, die ich auf meiner Reiſe berührte, zur allgemeinen Ergötzlichkeit hier im Schloſſe habe aufſtellen dürfen. Dieſe Arbeit iſt vollendet, und ich würde es mit der dankbarſten Ergebenheit zu erkennen wiſſen, wenn es Ew. Durchlauchten gefallen würde, ſie in Augenſchein zu nehmen.“

„Das wollen wir! Das wollen wir ſogleich!“ rief der Kurfürſt, und wandte ſich zu ſeiner Gemahlin: „Gefällt es Euere Liebden, mir den Arm zu geben?“

„Mit Freuden folge ich Euch zu einem Schauſpiel, mein durchlauchtigſter Gemahl, wie es an dieſem Hofe noch nicht geſehen ward, und unſere Da-

men werden nicht wenig neugierig ſein, die Herrlichkeiten zu ſehen, womit die afrikaniſchen Mädchen ſich in ihrer Heimath ſchmücken. Herr von der Gröben wird uns doch auch einige Herrlichkeiten ſolcher Art mitgebracht haben?"

„Gewiß, durchlauchtigſte Frau. Die Damen werden finden, daß nichts zu ihrer Toilette fehlen wird, wenn ſie Luſt hätten, ſich als Afrikanerinnen zu kleiden. Ich erwähle die ehrſame Frau von Putlitz zur Schiedsrichterin, wenn ſich etwa ein Streit über die Vollſtändigkeit des Anzuges erheben ſollte."

„Ich muß den Herrn Kammerjunker bitten," entgegnete die würdige Kammerdame, „mir dergleichen Judicien nicht zuzumuthen, da ich vielfach vernommen haben will, daß der Putz jener wilden Heidinnen ſolcher Art ſein ſoll, daß an eine Decenz nirgendwie zu denken ſei, weshalb ich auch nicht glauben kann, daß eines unſerer Hoffräulein auch nur einen Augenblick auf den Gedanken kommen könne, ſich auf ſolche Weiſe mit bunten Federn und Ringen, die durch Ohren und Naſe gezogen werden, heraus zu putzen."

„Ich meines Theils würde nichts ſonderlich Unehrenhaftes darin finden," bemerkte von der Gröben zu der Kammerdame, indem er ſie unmerklich aufzu-

halten ſuchte, während der Kurfürſt und die Kurfür-
ſtin voraufgingen. „Es müßte, wie ſich verſteht, mit aller nur möglichen Decenz und zu einem fröhlichen Maskenſpiele geſchehen, wie dergleichen unter Cavalieren von jeher üblich waren. Gewiß wird die gnädige Frau hierin mit mir einerlei Meinung ſein, denn es muß das alte Sprichwort bei Ehren bleiben, daß die Putlitze und die Gröbens immer Hand in Hand gehen. Und auf die Wahrheit dieſes Wortes mich verlaſſend, geſtatte ich mir ſogar, darauf aufmerkſam zu machen, daß ſich unter den Schmuckſachen jener wilden Heidinnen — wie Ihr ſie ſo bezeichnend nennt — auch eine Federmütze und ein Federrock befindet, wie ihn die würdigen Matronen jener Völker tragen, und wenn Ihr bei einem gemeinſamen Spiele Euch vielleicht entſchließen könntet ....“

„Redet nicht weiter, Herr Kammerjunker!“ fiel ihm Frau von Putlitz in das Wort, bleich vor Schrecken, daß man es gewagt hatte, ihr ſolche Zumuthungen zu machen. „Ich vergebe es Euch im Leben nicht, daß Ihr mir ſolche horreurs bereitet, und danke nur Gott, daß Ihre Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeiten uns nicht gehört haben, ich müßte ja ſonſt vor Schaam in die Erde ſinken. Es ſteht zu erwarten, daß man derlei grobe Sitten mit Empreſſe-

ment cultivirt, und alle égards für die Damen vergißt, wenn man mit ſolcherlei wildem Volke, ſo wie mit gemeinen Soldaten und Matroſen verkehrt, und dagegen mit dem Uebermuthe und der Großprahlerei bis zur Ungebühr charmirt. Aber wie hoch Ihr auch den Kopf tragen möget, Herr Kammerjunker, und wie ſpöttiſch Ihr darüber auch lächelt, daß Ihr einer ehrſamen Frau eine ſolche Impertinence geſagt, ſo weiß ich doch etwas, was Ihr im Laufe des Tages erfahren werdet, und Euch mehr demüthigen wird, als Ihr denken und wünſchen möget."

Sie rauſchte mit einem hochfahrenden Blicke an dem Kammerjunker vorüber, der bei dieſen Worten plötzlich ſehr ernſt wurde. Sie hatten ihm einen Stich in's Herz gegeben und er zuckte unwillkührlich zuſammen. Er folgte in ſichtbarer Zerſtreuung den hohen Herrſchaften, und tödtlich langſam ſtrich die Stunde an ihm vorüber, welche der Hof der Beſichtigung ſeiner mitgebrachten Seltenheiten widmete.

Als er ſich ſelbſt überlaſſen war, eilte er, ſo ſchnell er nur vermochte, nach ſeiner Wohnung. Je näher er derſelben kam, je lauter ſchlug ſein Herz und ſeine Kniee wurden ihm ſo ſchwer, daß er ſich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. Als er die

Schwelle derſelben überſchritt, kam ihm ſein treuer Leibdiener Leopold entgegen, den er vor ſeiner Abreiſe nach Afrika in die Nähe ſeiner Geliebten geſandt hatte.

„Leopold!“ rief Gröben erſchreckt, und die finſtere Ahnung, die ſich ſeiner bemächtigt hatte, wurde plötzlich zur Gewißheit. „Leopold! Woher kommſt Du?“

„Mir kam die Nachricht zu, mein theurer, gnädigſter Herr, daß Ihr wieder heimkommen würdet von Eurer langen Reiſe. Da dachte ich mir, es iſt ihm vielleicht lieb, wenn er gleich auf der Schwelle des Hauſes ſeinen treuen Leopold wieder findet. Darum verließ ich, mit Genehmhaltung des Herrn von Bredow, den Dienſt, den Ihr mir dort verſchafft hattet, und eilte, ſo ſchnell ich nur konnte, hierher.“

„Du weißt, zu welchem Dienſt ich Dich hier zurückließ. Ich hatte Dir angegeben, wie Du mir Nachrichten zugehen laſſen ſollteſt.“

„Iſt auch geſchehen; aber wie ich ſpäter erfahren, ſind ſie hier in Berlin fälſchlich abgeſendet worden und haben Euch nicht erreichen können. Es war auch nicht viel Tröſtliches zu melden.“

„Sprich ſchnell, Leopold! Du ſagſt mir kein Wort von Emma!“

„Ich bringe Euch keinen Gruß von ihr; ich konnte ſie nicht ſprechen, lieber Herr. Das Fräulein war ſehr krank, als ich fortritt.“

„Krank! Nur krank? — Leopold, Du lügſt! Emma iſt todt!“

„Ach, mein guter, mein lieber, theurer Herr! Faßt Euch doch nur! Ja, das liebe, engliſche, fromme Gemüth iſt hinüber. Sie war zu gut für die Welt.“

„Todt!“

Gröben bedeckte das Geſicht mit beiden Händen und ſank in einen Seſſel.

Eine tiefe, ſchauerliche Pauſe.

„Und wie ... Leopold ... wie ſtarb ſie?

Leopold erzählte nun, erſchüttert und erſchütternd zugleich, wie das Fräulein ſchon bald nach Gröben's Abreiſe gekränkelt; wie man ihr eine vortheilhafte Heirath vorgeſchlagen, ſie ſich aber ſtandhaft geweigert habe; wie endlich die Familie immer ſtärker in ſie gedrungen und Gründe angeführt habe, die ſo gebieteriſch geweſen ſeien, daß ſie nicht hätte länger Nein ſagen dürfen. So ſei ſie einem fremden Herrn verlobt worden, aber noch ſelbigen Tages auf ihr Krankenlager geſunken, von welchem man ſie in den Sarg gelegt und nach dem Friedhofe getragen habe.

Gröben blieb ſtill. Er bat den Kurfürſten um ſeine Entlaſſung und zog ſich in ſeine Heimath zurück, allein mit ſeinem Kummer und ſeinen Erinnerungen.

Achtes Kapitel.

In der Schreibſtube des Schifffahrts-Directors ging es lebhaft zu. Drei Schreiber waren beſchäftigt, Rechnungen zu ordnen, nachzuzählen und Verzeichniſſe derſelben anzufertigen, oder Briefe zu mundiren, welche ihnen von dem Secretair vorgelegt wurden.

Cord Weſſel führte eine muſterhafte Aufſicht. Der Reiz der erſten Jugend war bereits von ihm gewichen und hatte einer merklichen Fülle Platz gemacht, die ein künftiges anſehnliches Embonpoint verſprach. Noch immer wohnten Scherz und Frohſinn auf ſeinen Lippen, aber wie die Nachbarſchaft prophezeihte, nicht auf lange, denn des Kaufherrn Joachim Lange Tochter hatte bei dem letzten Tanz auf dem Kölniſchen Rathhauſe den Gedanken in ihm erweckt, den ledigen Stand mit dem eines Hausvaters zu vertauſchen. Die ehrſame Jungfrau Gertrude Langin aber galt für ein entſchiedenes Mägdelein, die als Hausmütterchen ein ſtren-

ges Hausregiment führen würde, weshalb denn ihr künftiger Eheherr nicht immer Scherz und Frohſinn, ſondern öfter ein ernſtes Wort auf den Lippen haben müſſe. Wenn alſo die Prophezeihungen der Nachbarſchaft Wahres enthielten, ſo that Cord Weſſel gut, ſich ſchon jetzt für ſeinen neuen Stand vorzubereiten, mochten auch ſeine Untergebenen deshalb zeitweilig die Naſe rümpfen, wie eben jetzt.

„Es iſt mit Euch nicht mehr auszukommen, Monſieur Johannes!" wandte er ſich an einen der Schreiber, der ihm ein ſauber geſchriebenes Blatt überreichte. „Zwei Stunden habt Ihr auf eine Arbeit zugebracht, die Ihr billig in der Hälfte der Zeit ſolltet geliefert haben, und fleißiger ausgeführt, als es jetzt der Fall iſt. Die Frakturbuchſtaben zu Anfang ſind mit zitternder Hand auf's Papier geworfen, und ſtehen ſchief da, als ob ſie ſich betrunkener Weiſe aneinander lehnten. Wenn dergleichen Schreibereien den geſtrengen Herrn Geheimeräthen zu Händen kommen, werden ſie großes Recht haben, unſere Schreibſtube als unſauber und geſchäftsunkundig zu verſchreien."

Monſieur Johannes entgegnete halb ſcherzhaft: „Geſchäftsunkundig? Man braucht nur den Inhalt eines ſolchen Schreibens zu prüfen, das ich nach Euerm Concepte mundirt habe, um gerade das Ge-

gentheil zu denken. Wenn man das lieſet, meine ich, hat man wenig Zeit darauf zu achten, ob die Buchſtaben mehr oder minder genau abgezirkelt ſind. Und dies gereichet auch mir zur Entſchuldigung, wenn ich mir einige Nachläſſigkeiten zu Schulden kommen laſſe, denn ich war von der Größe des Inhalts ...."

„Ihr ſeid mir ein ſauberer Patron! Schweigt nur ſtill, und macht das da vollends fertig. — Wie ſtehts mit der Reviſion der Rechnungen, Monſieur Barthold?"

„Hier, Herr Secretarius, iſt das erſte Convolut. Es ſtimmt bis auf den Heller."

„Ich will wünſchen, daß Ihr wahr ſprecht. Bis jetzt aber muß man Euch noch immer nachrechnen, denn Eure Zahlenreihen ſchwanken hin und her, wie unſere Marineſoldaten zu thun pflegen, wenn ſie auf dem feſten Lande ein Exercitium ausführen ſollen. Legt nur Eure Papiere auf meinen Platz. — Und was treibt Ihr da, Monſieur Jakobus?"

Der Angeredete hatte wahrſcheinlich den Zuruf nicht gehört, denn er ſah nicht auf, ſondern ließ, den Kopf auf den Tiſch gebückt, die Feder langſam über das Papier hingleiten. Das Alles geſchah aber ſo mechaniſch, daß man nicht wußte, arbeite Monſieur

Jakob wirklich oder ſchlafe er und die Hand bewege ſich nur maſchinenmäßig weiter.

Cord Weſſel zog ihm das Papier unter den Händen weg, worüber der Schreiber jach auffuhr, und alle Anweſenden mit einem dummen Erſtaunen anſah. Während aber der Secretair das Geſchriebene überflog und im wachſenden Staunen über deſſen Inhalt nach dem Originale griff, kicherten die beiden andern Schreiber mitſammen und ſahen ſich mit verſchmitzten Blicken an. Cord Weſſel fand alſobald heraus, daß die Andern ſich einen Scherz mit ihrem dummen Genoſſen erlaubt hatten, indem ſie ihm ein Todesurtheil zum mundiren vorgelegt, dem ſein eigener Name eingefügt war, und das er abſchrieb, als habe er nichts damit zu ſchaffen. Der Secretair ſah den Schreiber einen Augenblick mit dem Lächeln des gutmüthigen Spottes an und fragte dann:

„Monſieur Jakobus, wißt Ihr denn, wovon es ſich in dem Aktenſtücke handelt, das Ihr, wie ich anerkennen muß, mit beſonderem Fleiße mundirt?"

„Ich glaube, es handelt ſich darin um einen Kopf," ſagte der Schreiber langſam und mit einem ſichtbaren Erröthen, denn er wußte nicht gewiß, ob er ſich irre.

Seine Kameraden brachen bei dieſen Worten in ein lautes Gelächter aus, und auch Cord Weſſel hatte

nicht übel Luſt einzuſtimmen, denn dieſer Streich ſah ſo ganz den luſtigen Eulenſpiegeleien ähnlich, die er ſeiner Zeit vielfach ausgeheckt hatte, aber er beſann ſich noch im rechten Augenblick und ſagte gelaſſen:

„Ein gewiſſenhafter Schreiber muß nicht meinen, ſondern von dem was er ſchreibt vollſtändig unterrichtet ſein, deshalb ſollt Ihr jede Schrift, bevor Ihr Euch zum Schreiben niederſetzt, mit Verſtand durchleſen vom Anfang bis zum Ende. Dann würdet Ihr gleich gefunden haben, daß gerade dies Blatt unvollſtändig iſt, und demſelben noch etwas hinzugefügt werden muß, ehe Ihr weiter daran ſchreiben könnt.“

Er nahm Original und Copie nach ſich und ſchickte ſich eben an, den beiden Andern für ihren Muthwillen eine Strafpredigt zu halten, als Benjamin Raule eintrat, und dem Kabinet zuſchreitend, ſeinem Secretair einen Wink gab, ihm zu folgen.

„Nun, mein Junge, wünſche mir Glück! Es iſt Alles vortrefflich beendet.“

„Glück auf, mein theurer Herr! Und drei Mal Glück auf, wenn der hinkende Bote nicht nachkommt.“

„Du biſt ſtets voll Bedenklichkeiten. Ein ganzes Magazin von Wenn und Aber. Sonſt warſt Du nicht ſo.“

„Vielleicht ſeit ich den Gedanken gefaßt habe, ein Weib zu nehmen. Wenn man ſolche Abſichten hegt, ſtellen ſich Bedenklichkeiten aller Art ein.“

Benjamin Raule antwortete in großer Erregtheit: „Weißt Du ein Mädchen, das Dich mit vollem Herzen liebt? Greife zu, und bedenke Dich nicht lange, ſie zu Deinem Weibe zu machen und wäre ſie eines Bettlers Tochter. Tändle nicht, ſpiele nicht mit dem Rufe eines unbeſcholtenen Mädchens; zertritt ihr Herz nicht, das von Liebe zu Dir erfüllt iſt, es rächt ſich grauſam. Cord Weſſel, ſei ein Mann!“

„Ich bin es, beſter Herr, und die Wahrheit zu geſtehen, Jungfrau Gertrude Langin hat es mir angethan. Und weil ich nun gedacht, daß ein friſcher Trunk am beſten erquickt, habe ich bereits bei dem Vater in aller Form angehalten, der mir nun wohl bald melden wird, ob ich ihm zum Eidam recht bin, oder nicht.“

„Du biſt ihm recht!“ fuhr Raule lebhaft fort. „Du biſt ihm recht, das muß ich wiſſen. Sapperment, ich wollte ihm heimleuchten, wenn er etwas gegen einen Burſchen einzuwenden hätte, wie Du biſt, für den ich’s ausgemacht habe, daß er mit dem nächſten Jahre als Stadtſchreiber auf dem kölniſchen Rathhauſe fungiren kann.“

„Habt Ihr das wahrhaftig gethan, beſter Herr?“ rief Cord Weſſel und Thränen traten ihm in die Augen. Dafür ſegne Euch Gott! . . Potztauſend, Herr, wie habt Ihr es nur angefangen! Nun wird's mit dem Jawort wohl keine Noth haben, denn, unter uns geſagt, das war eigentlich ein Stein des Anſtoßes. Beſtellt Euch nur bald ein neues Feſtwamms, denn Ihr werdet mir doch die Ehre ſchenken, einer meiner Trauführer zu ſein?“

„Guter Junge, wie freut mich Deine Freude! Lege keinen ſo großen Werth auf das, was ich für Dich gethan. Es war meine Schuldigkeit, für Dich zu ſorgen, nachdem Du ſo wacker manches Jahr für mich geſchafft und mir in ſo mancher Fährlichkeit treu beigeſtanden haſt. Zwar werde ich Dich ſehr miſſen, denn Du biſt mir faſt unentbehrlich geworden. . . .“

„O, was das betrifft,“ fiel Cord Weſſel ihm mit ſeiner gewöhnlichen Luſtigkeit in die Rede, „ſo dürft Ihr wohl ohne alle Sorgen ſein. Die Schreiber draußen haben bereits für einen zuverläſſigen Arbeiter geſorgt, den ſie mühſam herangezogen haben, und mir die Beweiſe ſeiner Fähigkeiten vor Kurzem zugehen laſſen. Wenn Ihr Euch geneigteſt ſelbſt davon überzeugen wollt!“

Mit den Worten überreichte er dem Schifffahrts=

Director die Abſchrift ſammt dem Original, welches er dem Schreiber Jakob abgenommen und wiederholte dabei die Fragen und Antworten, die bei dieſer Gelegenheit gethan und gegeben worden.

„Cord! Cord! Was ſind das für Poſſen! Und das leideſt Du? Wie Vieles fehlt Dir noch, ehe Du ein geſetzter Ehemann werden kannſt.“

„Glaubt das nicht! Den beiden Burſchen, die dieſen Anſchlag ausgeheckt haben, bringt er keinen ſonderlichen Nutzen. Ich habe bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß ſie noch immer Zeit zu Ungehörigkeiten haben, während ihre Dienſtarbeiten mit ſtets geringerer Sorgfalt ausgeführt ſind. Zugleich zeigt dieſer Vorgang deutlich, daß wir dem Monſieur Jakob die allerwichtigſten Documente ohne alle Furcht vorlegen dürfen, denn er wird ſie mit faſt ängſtlicher Genauigkeit nachmalen, und nicht eine Silbe davon ungehörigen Ortes ausplaudern.“

„Mag es darum ſein! Ich weiß ja, daß Du doch in ſolchen Dingen immer Recht behältſt. Wenn nur erſt Nachricht von Moſes da wäre! Wie lange harre ich ſchon vergebens! Wenn er nun endlich kommt, und er bringt mir meinen Sohn, und wir ſind Alle beiſammen, dann will ich in Ruhe den

Segen genießen, den der Himmel in ſo reichlichem Maaße auf mich herabſtrömen läßt."

„Hofft Alles von dem gütigen Geſchick."

„Hoffen! Hoffen! Wie manches Jahr iſt bereits mit leeren Hoffnungen ausgefüllt worden! Wann ſoll ſich endlich die Erfüllung nahen? Nein, Geſina's Fluch hat noch nicht aufgehört, mich zu verfolgen! Er ſchwindet erſt in dem Augenblicke, da ich meinen Sohn in meine Arme ſchließe."

Und als ſollte ſich in dieſer Stunde ſo manches Gute zuſammenfinden, ging ein Schreiben von Moſes ein, das voll der fröhlichſten Hoffnungen war. Er hatte es, kurz nach dem Begegnen mit Gottlieb Schwalbe bei dem Zuſammentreffen auf offener See, einem heimkehrenden Schiffe gegeben, um dem harrenden Vater einen Troſt zuzuſprechen, den er ihm ſo lange hatte vorenthalten müſſen.

„Dieſe Worte ſollen mir ein gutes Zeichen ſein," rief der Vater. „In dem Augenblicke angelangt, wo ich aller Hoffnungen baar geweſen bin, langen ſie an, und verkünden mir eine Zukunft voll Glück und Freude. Guter Gott! Habe ich denn auch verdient, was Du mir in ſo vollem Maaße ſpendeſt? In meiner neuen Heimath eine Stellung, die mir Behaglichkeit und Anſehn giebt; am Ziel ſtehend, mit

der Ausführung eines Werkes, das meinem neuen Vaterlande die Quellen eines unerſchöpflichen Wohlſtandes zuführt und mir die Unſterblichkeit ſichert; dazu meinen verlorenen Sohn wiedergefunden, wiedergefunden als einen tüchtigen, rechtlichen Mann, der in meine Arme eilen, und mir eine reizende, liebevolle Tochter zuführt! Es iſt zuviel! Es iſt wahrhaftig zuviel! Aber ich will ſie auch mit vollem, freudigen Herzen empfangen, und nichts als Glück und Seligkeit ſoll auf ihrem Wege blühen. O, meine Kinder! Gott ſegne Euch, wie ich Euch ſegne aus der Fülle meines Herzens! Wenn ich Euch erſt in meine Arme ſchließe, will ich mich vor aller Welt hinſtellen und ſagen: Wo iſt der Vater, der ſich mir vergleichen darf?"

Und als er dies ſagte, blieb Alles ruhig und friedlich, wie zuvor. Kein plötzlicher Sturm erhob ſich, kein ferner Donner rollte, kein Nachtvogel ſetzte ſich auf den Fenſterſimms, und ſchlug geſpenſtiſch mit den Flügeln. Der Himmel glänzte klar und hell auf ihn herab und nur Cord Weſſel ſah mit gutmüthigem Lächeln zu ihm herüber.

Aber indem Benjamin Räule ſich dieſen Träumen eines nahen Glückes hingab, und Wochen und Monden vorüberrollten, während ſeine Phantaſie ſich im=

mer ſtärker entflammte, welche ihm die Scene des erſten Begrüßens ſchon ſo oft und auf die mannigfachſte Weiſe mit den glühendſten Farben ausgemalt hatte, waren ſeine Feinde insgeheim thätig. Sie ſchafften ſo emſig und mit ſolchem Erfolge, daß der argloſe Mann bereits an einem drohenden Abgrunde ſtand, bevor er nur die geringſte Ahnung davon hatte, und auch ſein treuer Cord Weſſel, dem ſeine nahe Hochzeit Vieles zu ſchaffen machte, ſah dieſes Mal nicht die Anzeichen des furchtbaren Unwetters, das ſich über das Haupt ſeines Gebieters zuſamenzog.

Mit dem vergnüglichſten Geſichte von der Welt, ein mächtiges Aktenſtück ſorglich unter dem Arm haltend, hatte der Geheimerath Kronbeſſer die Wohnung ſeines Freundes Pyritz in der Brüderſtraße verlaſſen und eilte nach dem Schloſſe, wo er ſich an die dienſtthuenden Pagen wendete, die er beſchwor, ihm eine Audienz bei dem gnädigſten Herrn zu verſchaffen, da er erſchienen ſei, um Demſelben Dinge von der höchſten Wichtigkeit vorzulegen.

Es war das dritte Mal, daß der Geheimerath um eine beſondere Audienz nachſuchen ließ, ohne dieſe zu erlangen, denn der Kurfürſt war krank. Die Gicht hatte ihn auf das Krankenbett geworfen und zum öftern in immer kürzern Zwiſchenräumen, meldeten ſich

die Vorboten des Todes, der außer ſo manchen andern Hinderniſſen auch das erſte Grabgeläute der brandenburgiſchen Kolonien und Flotten erweckte. Der Kämmerling welcher den Geheimenrath, nachdem ſein viertes Geſuch angenommen worden, in das Kabinet des Kurfürſten einführte, ſagte, bevor er die Thür öffnete:

„Wenn Ihr unſerm guten Herrn etwas Unangenehmes melden wollt, ſo thätet Ihr beſſer, Ihr verſchwiegt es ihm. Er hat während der vergangenen Nacht und auch heute am Tage viel gelitten, und eine ſchlimme Bootſchaft könnte für den hohen Herrn von böſen Folgen ſein. Aber Ihr ſeht über die Maaßen vergnügt aus, alſo iſt Eure Sendung gewiß eine erfreuliche, und ſo öffne ich Euch denn in Gottes Namen die Thür.“

„Wie konntet Ihr glauben, daß ein ſo alter Diener als ich, etwas Anderes will, als das Wohl ſeines Herrn? Aber ich entnehme aus Euern Aeußerungen, was ich gerne rühmend anerkennen will, daß Ihr unſerm durchlauchtigſten Gebieter aus vollem Herzen zugethan ſeid und das läßt mich mit erhöhter Freudigkeit an mein Geſchäfte gehen.“

Und mit der Miene eines wohlwollenden Gönners

die Hand des Kämmerlings drückend, ſchritt er durch die geöffnete Thür.

Der Kurfürſt hatte mit finſterer Miene die Entſchuldigungen des Geheimenraths angehört, und es minderte nicht eben ſeine trübe Laune, als er erfuhr, daß die Sache, welche Jener mitzutheilen hatte, leider nicht geeignet ſei, eine frohe Stimmung zu erzeugen.

„So erlaßt ſie mir ganz oder verſchiebt ſie wenigſtens auf einen andern Tag. Ihr ſeht, daß ich gerade jetzt leide und jede Gemüthsbewegung fliehen muß.“

„Der Himmel verhüte, daß ich jemals die Veranlaſſung wäre, Ew. Durchlaucht Kummer oder Schmerz zu bereiten. Ich will eine beſſere Stunde wählen, und möge ſie bald erſcheinen, damit eine Angelegenheit näher erörtert werde, die, wenn ſie länger verzögert wird, wie ich fürchte, zum größten Schaden ſo vieler von Euer Durchlaucht treuen Unterthanen gereicht.“

„Dann ſprecht ſogleich. Mein eignes Wohl iſt nie in Betracht gekommen, wenn es das Wohl meiner treuen Unterthanen galt.“

„Aber — Euer Durchlaucht ſind in der That kränker, als ich geahnet habe .. und ...“

„Redet! Ich befehle es Euch!“

„Ich gehorche, Ew. Durchlaucht! Meine früheren Bedenklichkeiten in Betreff des Herrn Benjamin Raule ſind von meinem gnädigſten Herrn nicht beachtet worden, und doch ſprachen einzelne Thatſachen laut dafür, daß der Herr Schifffahrtsdirektor nicht immer auf den Wegen des ſtrengen Rechtes wandle. So ſchwieg ich nothgedrungen, weil meine Warnungen ungehört verhallten.“

„Ihr bekleidet ein trauriges Amt, Herr Kronbeſſer.“

„Ich folge meiner Pflicht, durchlauchtigſter Herr. Sei ſie auch noch ſo bitter, das Bewußtſein, recht gethan zu haben, verſüßt ſie mir. Und ſomit erhebe ich mich denn aufs Neue gegen Herrn Benjamin Raule, und klage ihn an der Felonie gegen meinen durchlauchtigen Herrn. Er hat nicht gehandelt, wie es von einem treuen Diener gefordert werden kann, ſondern er hat nur ſeinen eigenen Vortheil wahrgenommen, und während den Unternehmungen des Staates ſtets neue Laſten aufgebürdet wurden, hat er ſelbſt ſein Privatvermögen anſehnlich zu vermehren gewußt.“

Ein Schatten des finſtern Unmuthes flog über das Geſicht des Kurfürſten.

„Bedenkt was Ihr ſprecht!“

„Und beweiſen kann, gnädigſter Herr.“

„Ihr ſchwärzt einen Mann bei mir an, gegen den ſich ſchon oft Neid und Bosheit erhoben und der aus jeder Anklage rein hervorgegangen iſt. Ihr verklagt einen Mann, der mein volles Vertrauen genießt, und thut es in einem Augenblicke, da das Werk, deſſen Ausführung er zu unſerer Ehre und unſerem Ruhme unternommen hat, in voller Blüthe ſteht! Das iſt eine Kühnheit, vor welcher ich zurückſchaudere.“

„Wohl ſteht die Saat in voller Blüthe, aber dieſe Blüthe wird nimmer zur Frucht kommen, denn die Wurzel iſt ſchadhaft; die Keime, welche in den Boden gelegt ſind, waren mit Gift geſchwängert.“

Eine längere Pauſe trat ein. Der Kurfürſt ſah den Mann lange an, der dieſen Blick des Forſchers muthig aushielt.

„Ihr ſeid ehrgeizig, Kronbeſſer; ich kenne Euch. Raule hat Euch überflügelt und in den Schatten geſtellt. Ihr grollt mit ihm, Ihr beobachtet alle ſeine Handlungen mit den Augen des Argus. Wenn ich das auch nicht billigen kann, ſo mag ich es doch verzeihen. Ihr laßt Euch von Eurer Leidenſchaft leiten.“

„Das thue ich nicht. Ich ſehe, wie gern Ew.

Durchlaucht zweifeln, und je mehr ich die Gefahren eines ſolchen Zweifels erkenne, um ſo eifriger muß ich dieſen bekämpfen. Es thut mir in dem Innerſten meines Herzens weh, Euer Durchlaucht einen ſolchen Kummer bereiten zu müſſen, allein ich ſtehe von meiner Anklage nicht ab."

„Und ich nehme ſie an. Aber ſeid verſichert, daß ich mich nicht mit ſchönen Worten hintergehen laſſen werde. Ich fordere Beweiſe, ſtrenge Beweiſe, und wehe Euch, wenn ſich Raule rechtfertigen kann. Der Blitz, mit welchem Ihr ihn bedroht, wird dann Euer Haupt treffen."

Der Geheimerath war von dem hohen Ernſte, womit dieſe Worte geſprochen wurden, erſchüttert; ſein Herz ſchlug hörbar und ein leiſes Zittern flog über den Körper. Aber das Gefährliche ſeiner Lage bedenkend, wenn er in dieſem Augenblick zaudere, erhob er ſich, indem er den Kurfürſten feſt anſah:

„Er treffe mich! Geruhen Euer Kurfürſtlichen Durchlaucht mir den Beweis zu befehlen."

Eine tiefe Bekümmerniß ſprach ſich in den Mienen des Kurfürſten aus. Er war in ſeinen Seſſel zurückgeſunken und ſprach vor ſich hin:

„Sollte es dennoch wahr ſein? So entſchieden, ſo kühn tritt die Anklage nicht auf, wenn ſie keinen

Rückhalt hat. Raule! Ich habe Dich vorgezogen wie Keinen, aber .... Nein! Noch nicht! Auch in Gedanken keine Verurtheilung, bevor nicht die Beweiſe klar vorliegen. — Und dieſe Beweiſe?" fragte er mit erhöhter Stimme.

„Lege ich Ew. Durchlaucht zu eigener Einſicht vor," entgegnete der Geheimerath," indem er das mitgebrachte Actenſtück auf den Arbeitstiſch legte. In dieſen Papieren iſt das ganze Treiben Raule's enthalten. Seine geheimen Unterhandlungen mit den Holländern, die von einem jüdiſchen Agenten, Namens Moſes, geleitet werden, der ſtets in Aufträgen des Herrn Schiffahrts-Direktors unterweges iſt, und in deſſen Hand ſich die meiſten Fäden der Intrigue befinden ..."

„Hat man ſich dieſes gefährlichen Menſchen verſichert?"

„Noch nicht, Ew. Durchlaucht. Als er in unſerm Bereiche ſich befand, waren die Beweiſe gegen ihn nicht ſo ſtark, daß eine Arreſtation gerechtfertigt geweſen wäre, und ſpäter war er fort; nach Afrika heißt es in Holland, wo ich insgeheim Nachforſchungen anſtellen ließ. Sobald er indeſſen ſich hier wieder betreten läßt, wird man nicht ſäumen, ihn zur Verantwortung zu ziehen."

Nachdem Kronbeſſer noch von den übrigen Beweisſtücken hinreichend geſprochen, entfernte er ſich, indem er ſich angelegentlichſt der Gnade des Fürſten empfahl.

Friedrich Wilhelm blieb allein. Er öffnete das Packet und vertiefte ſich in die Durchſicht deſſelben. Die Anklage war ein Meiſterſtück der Intrigue. Wahrheit und Lüge waren ſo geſchickt miteinander vermengt, daß jeder gerade, offene Sinn dadurch verwirrt werden mußte und nicht mehr im Stande war, Recht von Unrecht zu ſcheiden. Mit jeder neuen Seite trat Raule's Schuld offener hervor, und als dieſelbe endigte, blieb kein Zweifel mehr übrig, daß Raule wirklich Alles verſchuldet habe, weſſen man ihn bezüchtige.

„Und es wäre doch wahr? — Der Mann, dem ich am meiſten vertraut, hätte mich wie ein gemeiner Schelm betrogen? — Ich habe ihn geſchätzt, ich habe ihn hochgeachtet, ſein Fall ſchmerzt mich tief. Aber Gerechtigkeit über Alles! — Für mich iſt er todt!"

Der edle Fürſt, in deſſen großer Seele nie ein Falſch geweſen war, empfand in dieſem Augenblicke ein unnennbares Weh und verhüllte ſein Antlitz.

Neuntes Kapitel.

Und wiederum trägt uns die nimmer raſtende Welle des Meeres auf flüchtigem Kiel der Weſtküſte Afrika's zu und gönnt uns eine kurze Raſt im Angeſicht der Wälle von Großfriedrichsburg.

Die Piraten, welche man auf dem Schiffe des Jakob Roberts gefangen genommen hatte, waren von dem Capitain des „Wappen von Brandenburg" und ſeinem Steuermann an den Feſtungs-Kommandanten, Capitain Blonk, abgeliefert und in Gewahrſam gebracht worden. Obgleich der Pirat, dort, wo er eingefangen wird, ohne weiteres Gericht gehängt werden kann, wollte doch der Capitain in dieſer Angelegenheit ohne höhere Genehmigung nichts thun und ließ die Gefangenen, unter denen ſich auch Herr von Kalkhoun befand, ſcharf bewachen. Aber dieſe Wachſamkeit ermattete auf die Dauer, ſie ward läſſiger, und als eines Morgens der Gefangenwärter

kam, um ihnen die gewöhnliche Nahrung zu bringen, waren Alle bis auf Einen entflohen.

Mit großem Geſchrei wurde dieſe Nachricht in der ganzen Kolonie verbreitet, und Blonk befahl, den Zurückgebliebenen zu ihm zu führen.

Herr von Kalkhoun erſchien.

„Wer ſeid Ihr?“

„Ein gefangener Mann.“

„Auf den der Galgen wartet. Ihr wart ein großer Thor, daß Ihr nicht mit den Uebrigen entflohen ſeid.“

„Ich mache keine Gemeinſchaft mit Piraten.“

„He? Wie war das? Wiederholt mir das noch einmal, denn ich glaube, ich habe Euch nicht verſtanden.“

„Und ich ſpreche doch gutes Brandenburgiſch. Ich bin nicht mit den Uebrigen entflohen, weil ich keine Gemeinſchaft mit Piraten mache.“

„Ha! Ha! Ha!“ lachte Blonk. „Der Pirat macht keine Gemeinſchaft mit Piraten!“

„Ich bin kein Seeräuber!“

„Das wird immer beſſer. Seid Ihr nicht am Bord des Seeräubers gefangen genommen und haben nicht alle Uebrigen ausgeſagt . . .“

„Sie haben gelogen! Wer mich noch ein Mal einen Piraten nennt . . .“

„Hollah, mein Burſche! Soll man Dir das Fell löſen, damit Du geſchmeidiger wirſt? Korporal Bomann! Laßt dem Kerl vorläufig ein Dutzend Hiebe geben.“

„Berührt mich nicht!“ rief Herr von Kalkhoun außer ſich. „Schlagt mich nicht, oder . . . den Erſten, der Hand an mich legt, würge ich mit bloßen Händen!“

„Das iſt ein Verrückter! Hinaus mit ihm den Augenblick und prügelt ihn windelweich, das iſt der beſte Weg, um ſolches Geſindel zur Vernunft zu bringen.“

„Die Soldaten griffen zu. Herr von Kalkhoun wehrte ſich verzweiflungsvoll, er riß ſich von ihnen los und warf ſich dem Kommandanten zu Füßen: „Hört mich an! Bei Allem, was Euch irgend heilig iſt auf Erden, beſchwöre ich Euch! . . Iſt es Euch ſo ganz unwahrſcheinlich, daß ein Menſch durch eine unglückliche Verkettung der Umſtände in Gemeinſchaft mit Räubern und Mördern kommen kann? Iſt's nicht möglich, daß er ſich frei hält von jeder Schandthat, obgleich alle Anklagen auf ihm eben ſo ſchwer laſten, als auf den Verworfenſten unter ihnen? Das

iſt mein Fall, und wenn darin irgend etwas iſt, das Euer Mitleid erweckt, ſo geſtattet mir ein ruhiges Gehör! Wollt Ihr es aber nicht, ſo ſchießt mich nieder wie einen Hund, oder rennt mir Euern Degen in's Herz; nur laßt mich nicht peitſchen!"

Es war in dieſem Augenblicke etwas in der Phyſiognomie des ſonſt ſo verwilderten Mannes, das das Mitgefühl des Gouverneurs erweckte. Er gab den Soldaten einen Wink, ſich zu entfernen und ſagte dann:

„Ich habe Euch Euern Willen gethan, jetzt redet. Aber keine Lügengeſpinnſte, Mann! Keine Märchen, ich glaube nicht daran."

„Ihr ſollt Wahrheit hören."

Und Herr von Kalkhoun erzählte ſeine Geſchichte von dem erſten Zuſammentreffen mit Raule, bis zum letzten; von dem Bündniſſe mit Roberts und ſeiner Losſagung von dieſem, als der Piratenzug begann, Alles getreu der Wahrheit, wie es in dem Laufe der Zeit ſich ereignete.

Blonk hatte die Erzählung des Gefangenen mit ſteigendem Intereſſe angehört:

„Und das iſt Wahrheit?"

„Ich will auf jede meiner Behauptungen das Sacrament empfangen."

Nach einer Pauſe rief Blonk die Soldaten zurück: „Bringt dieſen Mann wieder in das Gefängniß. Bewacht ihn wohl, aber behandelt ihn gut! Es iſt mein Wille, daß ihm gut begegnet werde. Habt Ihr mich verſtanden? — Geht, Gefangener! Ihr ſollt von mir hören, wenn es Zeit iſt.“

Als der Abend hereindunkelte, betrat Capitain Blonk das Gefängniß.

„Ich habe über Euere Geſchichte nachgedacht. Ich will Euch glauben.“

„Ihr dürft es.“

„Aber, zum Donner! Dieſer Glaube wird Euch wenig nützen. Das Gericht verlangt Beweiſe, die könnt Ihr nicht ſchaffen und die Ausſagen Eurer frühern Gefährten ſind gegen Euch. — Und doch jammert Ihr mich. So jung! So adelig! Aus einer ſo ehrenwerthen Familie! Das heißt, wenn Ihr mir die Wahrheit geſagt habt.“

„Zweifelt Ihr daran?“

„Nun, zum Donner, es wäre wohl ein großes Verbrechen, wenn ich's thäte! Angenommen, Ihr ſeid kein Pirat, ſo habt Ihr doch des Schlechten in Euerm Leben ſo viel gethan, daß Ihr auf keinen beſonders angenehmen Willkommen in der Heimath rechnen könnt. Was habt Ihr darauf zu ſagen?“

„Daß ich die Heimath nicht wiederſehen, daß ich hier enden will."

„Wie verſteht Ihr das?"

„Die Negerſtämme erheben ſich gegen Euch. Die Räuber, unter welchen ich bisher gezwungen lebte, werden ſich mit ihnen vereinigen; die Gefahr wächſt mit der Uebermacht. Wenn auch Gefangener, habe ich doch genug gehört, um Eure mißliche Lage zu begreifen. Die Holländer begnügen ſich nicht mehr damit, insgeheim die Stämme gegen Euch aufzureizen; ſie greifen ſelbſt zu den Waffen. Der Oberbefehlshaber von Mina iſt gegen Euch in Anmarſch, es giebt einen langen und blutigen Kampf. Gebt mir ein Schwerdt, ich will ihn Euch ausfechten helfen, bis eine feindliche Kugel, oder ein feindliches Schwerdt mich trifft!"

„Ihr ſollt es haben, und an meiner Seite fechten. Wohl habt Ihr recht, Ihr dürft nicht länger leben und hier fallt Ihr, mit den Waffen in der Hand, für die gerechte Sache Eures Vaterlandes! Wenn die Trompete alle treuen Brandenburger zur Schlacht ruft, will ich Euch ſelbſt das Schwerdt bringen."

Er rief den Korporal:

„Es bleibt eine Wache vor der Thür des Gefan=

genen, aber er wird gut behandelt! Hört Ihr, Korporal, ich mache Euch dafür verantwortlich, daß dem Gefangenen keinerlei Ueberlaſt geſchieht."

Kalkhoun wollte reden.

„Spart Euere Worte und wenn der rechte Augenblick gekommen iſt, antwortet durch die That."

Der Edelmann legte die Hand auf's Herz und ging dann ſchweigend hinaus.

„Den Teufel!" ſagte Blonk, als er allein war. „Am Ende habe ich da eine Dummheit gemacht! Was fuhr mir auch durch den Sinn, daß ich dieſem .... Hm! Hm! Es iſt ja doch kein Pirat! — Hollah! Bringt mir Genever und Waſſer! — Her mit dem Becher! Pfui Teufel, was iſt das für ein ſchwaches Gemiſch! Saufe es ſelbſt, ſchwarzer Hund, und braue mir etwas Anderes! — Ich glaube, ich habe mich übereilt, und werde mein Wort wieder zurückziehen. — Nun, wird's bald? -- Ja, der Stoff iſt gut! Noch einen ſolchen Becher! — Bei Lichte beſehen, will ich's doch beim Alten laſſen. Der Teufelsjunge hat viele Dummheiten in ſeinem Leben gemacht: nun kann er ſie mit einem Schlage auf dieſe Weiſe bezahlen."

Als der Kommandant zu dieſem Schluſſe gekommen war, was ungefähr eine doppelte Ration Gene-

ver gekoſtet hatte, trat der Fähndrich Selbing in großer Aufgeregtheit ein:

„Es iſt Zeit, Capitain! Zuverläſſige Neger bringen die Nachricht, daß die Holländer zum entſchiedenen Kampfe auf Großfriedrichsburg heranziehen. Es iſt die höchſte Zeit, daß wir die letzten Maßregeln ergreifen, um dieſem Kampfe würdig zu begegnen.“

„Wir wollen's! Und ich denke, wir werden ſtark genug ſein, um dieſen neuen Angriff und alle folgenden abzuſchlagen. Habt Ihr ein genaues Regiſter geführt, wie viele Streiter wir in's Feld ſtellen können? Das heißt Europäer, Leute von unſerm Schlage, denn von dieſen Negern gehen bei allen ernſthaften Affairen fünfundzwanzig auf ein halbes Dutzend.“

„Es iſt geſchehen. Unſere Musketire ſind vollzählig. Dazu kommen noch dreißig Mann wohlgeſchultes Seevolk, die der Capitain des „Wappens von Brandenburg“ ſtellt, und er ſelbſt will an der Schlacht Theil zu nehmen, wenn ſein Steuermann es nämlich leiden will.“

„Was? Sein Steuermann? Was iſt das für eine Waſchlappe von Capitain, der ſich von ſeinem Steuermann dominiren läßt? Warum ſcheert ſich dieſer Steuermann darum?“

„Weil er ſelbſt große Luſt hätte, auf dieſe Hol-

länder einzuhauen und, um des Schiffes willen, doch nicht beide erſten Offiziere ihr Leben auf's Spiel ſetzen können."

„Da habt Ihr Recht! Nun, wißt Ihr was? Ich gleiche das aus auf meine Weiſe! Laßt ſie heute Abend ihre dreißig Mann hierher bringen, dann wird ſich's finden. Und nun kommt; wir wollen unſere Voranſtalten treffen."

Die Brandenburger waren nicht falſch berichtet. Eine große Anzahl von holländiſchen Soldaten, mit wohldisciplinirten Negern untermiſcht, waren im Anmarſch, und von allen Seiten zogen, durch die Agenten der Holländer aufgeregt, einzelne Abtheilungen von Negern heran, die ſich dem Hauptcorps anſchloſſen. Es wurde eine mächtig anſchwellende Lawine, die mit einem kühnen Sturze die ganze Niederlaſſung der Brandenburger zu verſchütten drohte.

Capitain Blonk hatte, in Gemeinſchaft mit ſeinem Fähndrich, alle nur möglichen Vorkehrungen getroffen und ſah ſeine kleinen, aber tapfern und entſchloſſenen Haufen, jeden um ſeinen Führer geſchaart, getroſten Muthes auf den vielfach überlegenen Feind blicken, als die Offiziere des brandenburgiſchen Schiffes mit ihren dreißig wohlbewaffneten Matroſen an-

rückten, und ſich zur Verfügung des Kommandanten ſtellten.

„Ihr Herren!“ rief Blonk ihnen entgegen. „Ihr ſeid uns zwiefach willkommen, um Eurer Selbſt, und um des tapfern Gefolges wegen, das Ihr uns zuführt. Aber ſo untadelhaft Alles iſt, ſo iſt doch in Eurer Reihe Einer überflüſſig.“

„Hump!“ ſagte der Bretagner, aber ſein wortreicher Capitain überflügelte ihn und rief:

„Erlaubt, Herr! Wer?“

„Das ſollt Ihr ſelbſt entſcheiden. Wenn beide Offiziere mit uns fechten wollen, wer ſoll am Bord kommandiren? Das geht nicht. Einer muß zurück.“

Die Offiziere bejahten's.

„Aber wer ſoll bleiben? Gutwillig thut's Keiner! Wäret Ihr Soldaten, Ihr müßtet darum looſen. Aber wir ſind luſtige Seeleute und wollen es als ſolche zu Ende bringen. Seid Ihr's zufrieden?“

„Wir ſind's!“

„Nun denn! Was ſoll ein Seemann zu Lande gut können? Singen, tanzen und trinken. Wer das von Euch am Beſten kann, bleibt hier und der Andere geht an Bord zurück. Wir wollen mit dem Letzten anfangen. He! Hollah! Wein her!“

Man brachte Wein in großen Bechern. Die

beiden Offiziere ſetzten zugleich an und leerten ſie bis auf die Nagelprobe in derſelben Minute. Und ſo geſchah es zum erſten, zweiten und dritten Male.

„Darin ſeid Ihr Beide gleich weit!“ entſchied Blonk.“ Das kann nicht zählen. Alſo zum Zweiten! Wer ſingt am Beſten von Euch? Zum guten Trunk gehört ein gutes Lied! Laßt hören!“

Und Beide fingen an. Sie ſchrieen laut genug, aber von Melodie und Harmonie war nicht die Rede, und des Richters Ausſpruch fiel dahin aus, daß auch dies nicht entſcheiden könne, da Beide gleich ſchlecht ſängen.

„So geht's an's Dritte! He! Hollah! Laßt unſere ſchwarzen Weiber kommen und unſere Schalmeienbläſer ſpielen einen luſtigen Tanz auf. Da ſind ſie ſchon. Angefangen, Ihr Herren!“

Und die beiden Offiziere ergriffen Jeder eines der Weiber und drehten ſich mit ihnen ſo lange im wilden Ringeltanz, bis dieſen die Kraft verſagte und ſie athemlos auf den Raſen ſanken. Die Offiziere aber, ohne onderlich erſchöpft zu ſein, ſtellten ſich zu gleicher Zeit vor den Kommandanten hin und fragten:

„Nun?“

„Den Teufel auch! Ihr ſeid in allen Dingen ſattelfeſt, wie ein Reiter, der eine ſiebenjährige Cam-

pagne mitgemacht hat. Das führt zu nichts, außer Ihr zeigtet uns, daß Einer von Euch alle drei Dinge zu gleicher Zeit thun kann."

Der Capitain beſann ſich einen Augenblick; der Bretagner aber ergriff eine volle Flaſche mit der einen, eine ſchwarze Dirne mit der andern Hand, rief nach Muſik und drehte ſich im tollſten Wirbel, während er ſeine alte Bretagneſche Melodie „et c'est bien!" aus voller Kehle ſang, und während jeder Pauſe einen tüchtigen Zug aus der Flaſche that, ohne nur einen Augenblick aus dem Gleichgewicht zu kommen. Als die Flaſche leer war, warf er dieſe hoch in die Luft, die Dirne in's Gras, ſang mit lauter Stimme: „et c'est bien!" und trat dann kerzengerade vor dem Kommandanten auf.

„Alle Donner!" rief dieſer, aber der Capitain des „Wappen von Brandenburg" drehte ſich, ohne ein Wort zu ſagen, um und ging dem Strande zu.

„Hollah! Capitain! Hollah! Wohin?"

„An Bord! — Erlaubt — Dergleichen Satanskünſte kann wohl ein Bretagnerteufel, aber kein ehrliches deutſches Chriſtenmenſch."

Und der Mann der hundert Worte kehrte — ſeit langer Zeit zum erſten Male ohne den Fluß großer Beredſamkeit, an Bord ſeines Schiffes zurück.

Während dieſer luſtige Auftritt ſich vor der Wohnung des Kommandanten ereignete, ging Cunny mit raſchen Schritten dem Hauſe zu, worin Gottlieb Schwalbe ſeine Wohnung genommen hatte. Seit ſich die kriegeriſchen Bewegungen aller Orten kund thaten, hatte ſich dieſer Neger wunderbar verändert. Verſchwunden war die große Schüchternheit, die er immer gezeigt, wenn er mit einem Europäer zuſammentraf. Der ſanfte Blick des Auges leuchtete feuriger, er trug ſeine Geſtalt hoch aufrecht, und die Waffe, die er mit ſtarken Händen ſchwang, gab ihm das Anſehn eines vollendeten Kriegers. Seine ganze Vergangenheit war bei dieſen Kriegsſcenen in ihm wach geworden, und verſetzte ihn in eine feurige Begeiſterung. Er blieb vor dem jungen Seemann ſtehen, der in Gedanken verloren da ſaß und legte die Hand auf deſſen Schulter:

„Cunny will gehen!"

Gottlieb Schwalbe fuhr auf:

„Cunny? Du? Mit den Waffen in der Hand? Und Du willſt gehen? Wohin willſt Du denn?"

„Cunny muß gehen in die Schlacht. Hollandaiſes bedrohen brandenburgiſche Männer! Cunny's Herr iſt krank, und Cunny muß fechten für ſeinen Herrn

und für ſich ſelbſt gegen dieſe ſchurkiſchen Hollandaiſes."

„Was bedeutet das Alles?" fragte Gottlieb Schwalbe, denn die Ereigniſſe der letzten Zeit waren ſpurlos an ihm vorübergegangen; er dachte, er träumte nichts, als Katharine, die ihn verlaſſen hatte, und geflohen war, er wußte nicht warum.

Cunny erzählte ihm nun mit wenigen Worten die jüngſten Ereigniſſe und ſagte dann mit demuthsvollem Tone:

„Nicht böſe ſein auf armen Cunny. Mir nicht ſchlecht, mir nicht undankbar! Aber mir nicht kann hier bleiben. Mir kämpfen gegen Hollandaiſe, was mir haben genommen weg meinem Volk und mir machen Sklaven; mir fechten für Brandenburg, was iſt Vaterland von Capitain Schwalbe, was mir haben wohlgethan, ſo lange ich kennen junge Capitain. Wenn Cunny bleiben hier, er ſei ſchlecht und undankbar! Bitten, guter Herr! Laſſen arme Negerknabe ziehen!"

Gottlieb Schwalbe war aufgeſprungen und ging in großer Bewegung auf und ab:

„Laß mich, Cunny! Laß mich einen Augenblick allein! Ich rufe Dich gleich! — Großer Gott, was iſt mit mir vorgegangen? Was für ein jämmerlicher

Burſche bin ich geworden, daß ich kein Auge und Ohr für das habe, was um mich her vorgeht, daß ein Neger mich beſchämen muß! Katharine! Verzeihe mir! Du warſt muthiger, entſchloſſener, als ich, denn Du wagteſt das Schrecklichſte, um den Greis vor Schmach zu bewahren, und ich ſitze hier . . . Pfui! Pfui! Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt und hätte nicht das Herz, einem meiner Freunde in die Augen zu ſehen, wenn ſie jetzt einträten. He, hollah! Burſche! — Es ſoll anders werden! Cunny! Raſch! Cunny!"

Der Neger trat ein.

„Die Holländer bedrohen die Flagge von Brandenburg, ſagſt Du?"

„Ja, Maſſa Capitain! Ziehen heran auf Großfriedrichsburg mit Soldaten und Negern! Viele Männer! Aber ſie ſollen nicht."

Und das Auge des Negers flammte im kriegeriſchen Zorn.

„Recht, mein Junge! Sie ſollen nicht! Du wirſt ihnen entgegen ziehen und ich werde Dich begleiten."

Der Neger ſtieß einen Freudenſchrei aus: „Capitain wollen?"

„Ich will, mein Junge! Lange genug hat dieſe troſtloſe Unthätigkeit gedauert. Ich ſchäme mich die-

ſes unwürdigen Treibens. Schaffe mir meine Waffen herbei! Wer weiß, welches Unglück ich hätte verhindern können, wenn ich ſie früher ergriffen hätte, ſtatt hier . . . Komm, braver Junge, komm! Wir wollen das Verlorne wieder einbringen."

Und mit der größten Rüſtigkeit ging Gottlieb Schwalbe davon, ſich für den nahe bevorſtehenden Kampf zu waffnen.

Drei Tage gingen noch vorüber, dann war dieſer im vollen Gange.

Der Schlachtentag brach an. Die Holländer hatten eine bedeutende Anzahl von Soldaten auf den Kampfplatz geführt und große Haufen bewaffneter Neger ſchwärmten von allen Seiten aus dem Dunkel der Wälder hervor. Die Brandenburger hatten, unter dem Schutze ihrer Kanonen, eine vortheilhafte Stellung eingenommen und erwarteten den Feind, deſſen Hauptcorps im Schnellſchritt heran kam. Bald war der Kampf allgemein. Die Kanonen donnerten, die Trommeln wirbelten, die Fahnen flatterten hoch; all überall blinkten die Waffen im Glanze der Sonne und ſo weit das Auge reichte, ſah es fechtende Gruppen, vom Saum des dichten Waldes, bis an das Ufer des Meeres.

Mitten in dieſen Negerhaufen waren die Piraten

vertheilt. Eine kleine Abtheilung derſelben, unter Anführung des Matroſen Marx, Gottlieb Schwalbe's geſchwornem Feinde, marodirte auf eigene Hand umher und hatte den Plan gefaßt, zu ihrem alten Gewerbe zu greifen, das ſie unter Jakob Roberts Anführung mit ſo großem Erfolge ausgeübt hatten.

„Daß ich ein Narr wäre, mir meine geſunden Arme und Beine von dieſen Kerlen zerhauen oder zerſchießen zu laſſen!" rief er aus, indem er ſich mit ſeinen Kameraden unter dem Schutze eines Felſens hinwarf. „Was gehen mich dieſe Holländer an und was geben ſie uns dafür, daß wir Leib und Leben für ſie wagen? Hole ſie der Teufel!"

Seine Kameraden ſtimmten ihm bei.

„Höchſtens hätte ich Luſt, dieſen Brandenburgern Eins zu verſetzen, die mich geärgert haben mein Lebelang, und mir zuletzt noch eine hanfene Binde um den Hals legen wollten! Aber ich weiß ein beſſeres Mittel, wie ich an ſie komme und ihnen empfindlicher ſchade, als wenn ich mich mit ihnen herumprügele! Sie ſollen's in Jahr und Tag nicht verwinden. Wollt Ihr mithalten?"

„Ja! Ja! Ja!"

„So kommt! Alles iſt draußen und läßt ſich die Köpfe zerhacken. Schleichen wir uns hinunter in's

Dorf. Es kann nicht fehlen, wir finden dort genug, um uns die Taſchen zu füllen und wenn nichts mehr zu fiſchen iſt . . . Wir haben ja wohl eine gute Zunderbüchſe bei uns? Ich denke, es ſoll erträglich brennen! Was Die für Augen machen werden, wenn ſie den rothen Hahn auf ihrem Dache krähen hören! Vorwärts! Hurrah!"

„Hurrah!" rief der ganze Haufe und ſtürmte fort. Aber als ſie hinter dem Felſen hervorkamen, flog ihnen eine Abtheilung Schwarzer entgegen, die ihre Spur aufgefunden hatte. An der Spitze derſelben befand ſich Korporal Bomann, dem ſich Gottlieb Schwalbe angeſchloſſen hatte.

„Heda! Ihr Spitzbuben-Geſindel!" rief der alte Korporal. „Haben wir Euch endlich wieder? Kommt an, Burſche! Iſt mir lieb, daß Ihr Euch irgendwo verkrochen habt, wo in der Nähe ſo ſchöne Bäume ſtehen, jetzt wollen wir es Euch gleich weiſen, daß kein Dieb ſeinem Galgen entläuft! Dreſcht darauf los, Jungens!"

Und die Neger fielen über die Piraten her, die, nur ſchlecht mit Waffen verſehen, kaum im Stande waren, ſich zu wehren. Gottlieb Schwalbe, von ſeinem treuen Cunny gefolgt, drang auf die Piraten ein und ſtand bald Marx gegenüber.

Eine ganze Hölle flammte aus dem Auge dieſes Schurken, als er den Mann ſah, der ihm ſo oft den Lebensweg gekreuzt hatte.

„Bellſt Du mich an, junger Hund? Habe ich Dich früher nicht um Deine Hand bringen können, ſo will ich Dir jetzt den Kopf herunter ſchlagen!“

Mit der Wuth einer Hyäne ſprang er auf Gottlieb Schwalbe los, die hochgeſchwungene Axt in der Hand, die gleich darauf niederſchmetterte. Der junge Seemann ſtürzte.

Cunny hatte nicht früh genug ſo nahe an den Piraten kommen können, um den Streich deſſelben abzuhalten, aber kaum war die Axt gefallen, als der Pirat das Meſſer des Negers in ſeiner Bruſt fühlte und zu Boden ſank.

„Ich bin hin! . . . Verflucht! Alle Tauſend Teufel! — Aber er iſt auch geliefert! . . . Helft mir, Jungens! . . Lauft nicht, Beſtien! — Verdammt!“

Korporal Bomann hatte unterdeſſen ſeinen Angriff ausgeführt und trieb die Piraten vor ſich her. Cunny war zu dem ſchwer verwundeten Gottlieb Schwalbe geeilt und verſuchte, ihn in's Leben zurückzurufen. Er ſaß da, den Kopf ſeines über Alles geliebten Herrn im Schooße, auf die tiefe Wunde

blickend, nicht im Stande, den Blutſtrom zu hemmen, der aus derſelben floß.

Ganz mit dem Verwundeten beſchäftigt, deſſen Athem kaum noch hörbar war, achtete Cunny wenig auf das, was um ihn her vorging. Er bemerkte nicht, daß die Schlacht ſich von dem Terrain, wo ſie bisher getobt hatte, weiter weg zog, und die Holländer langſam zwar, aber doch ununterbrochen zurückwichen. Die Brandenburger, welche dieſen Vortheil bald gewahrten, den ſie über ihre Gegner errungen hatten, ſchöpften neue Kraft, ihr Muth wuchs und mit kühner Entſchloſſenheit verfolgten ſie den bereits halb errungenen Sieg.

Da nahte ſich ein wohlbewaffneter Negerhaufen, deſſen Abzeichen bewieſen, daß ſie zu den Verbündeten der Holländer gehörten. Sie ſchloſſen einen Kreis um Cunny und ſeinen Herrn, ohne daß der treue Burſche irgend etwas vernahm und ſtießen dann ein lautes Kriegsgeheul aus.

Cunny fuhr auf. Als er ſah, was geſchehen war, legte er das Haupt ſeines Herrn ſanft nieder und bereitete ſich dann vor, mit ihm gemeinſchaftlich zu ſterben. Schon nahten ſich zwei Schwarze, um den muthigen Jüngling von hinten niederzureißen und lebendig zu fangen, denn ſie kannten den Preis eines

untadelhaften Ebenholzblockes wohl, als plötzlich ein alter Mann mit einem Rufe des Staunens in den Kreis trat, die beiden Neger gebieteriſch zurückwies und ſich vor Cunny hinſtellte, den er faſt mit den Augen verſchlang.

Auch auf Cunny brachte der Anblick des alten Negers einen eigenthümlichen Eindruck hervor. Er ließ ſeine Waffe ſinken und fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er ſich auf etwas beſinnen, das in dieſem Augenblicke, wie ein fernes, fernes Traumbild früherer Tage vor ihm aufdämmerte. Aber der Alte war ſchneller überzeugt, er ſtieß ein Freudengeſchrei aus, warf ſich vor dem Jüngling in die Kniee und rief laut:

„Jean Cunny!“

„Jean Cunny!“ wiederholten die Uebrigen und die verſchiedenartigſten Empfindungen gaben ſich bei Allen kund.

Der überraſchte Jüngling athmete freudig auf. Es war ihm, als ob ein erhellender Lichtſtrahl vor ihm niederſchoß. „Nacky! Nacky!“ rief er aus, riß den alten Mann mit Jubelgeſchrei vom Boden auf und ſchloß ihn tief bewegt in ſeine Arme.

Cunny gehörte einem Negerſtamm an, der im Innern des Landes ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen

hatte. Sein Vater war das Oberhaupt deſſelben, der mit einem benachbarten Könige in Streit gerathen war. Als der kriegeriſche Häuptling in den Kampf zog, um ſeinen Feind zu demüthigen, überfiel dieſer das Dorf deſſelben, und ſchleppte die Weiber und die Kinder fort. Dieſe wurden als Ebenholzblöcke verkauft und auf dieſe Weiſe kam Cunny in den Dienſt Willem van dem Boſche's und Gottlieb Schwalbe's. Sein Vater hatte dieſen Raub auf das Furchtbarſte gerächt, der feindliche Stamm wurde faſt gänzlich vertilgt, und die blutigen Verfolgungen erreichten erſt ihr Ende, als der Vater Jean Cunny's auf dem Schlachtfelde blieb. Jetzt hatten die Neger den Sohn ihres Oberhauptes, ihren rechtmäßigen König und Herrſcher wiedergefunden, ſie jubelten laut und hoben den Jüngling auf ihre Schultern, um ihn im Triumpfe zu entführen.

Einen Augenblick lang überließ ſich Jean Cunny ganz dem Ausdrucke ſeines Gefühls; er vergaß Alles und ſchwelgte in dem Entzücken, die Seinigen wiedergefunden zu haben. Sein Auge ruhte mit unendlicher Liebe auf dem alten Nacky, der ein treuer Diener des Vaters und der ſorgſame Wärter ſeiner Jugend geweſen war. Aber plötzlich kehrte ihm die Erinnerung an die jüngſten Ereigniſſe wieder, er

ſprang von den Schultern ſeiner Treuen und warf ſich mit einem tiefen Klagelaut bei ſeinem weißen Gebieter nieder.

Umſonſt war das Bitten und Flehen des alten Nacky, aufzuſtehen und ihnen zu folgen; er hörte weder auf ihn, noch auf den Geſang der Uebrigen, die immer ungeduldiger zum Aufbruch mahnten. Endlich ſprang der Jüngling auf und ſich hochaufrichtend, rief er mit lauter Stimme:

„Bin ich Euer König, ſo gehorcht mir!“

Er deutete auf den Verwundeten und ſprach raſch einige Worte. Die Neger hoben den bewußtlos liegenden jungen Seemann vom Boden auf und trugen ihn ſorgſam, ihrem jungen Führer folgend. Dieſer nahm ſeinen Weg nach den Anſiedlungen der Brandenburger, wo ein lauter Jubel über den errungenen Sieg herrſchte, der mit verhältnißmäßig geringen Opfern erkauft wurde. Zu dieſen gehörte auch Herr von Kalkhoun, der an Blonks Seite einen ehrlichen Soldatentod geſtorben war.

Zehntes Kapitel.

Der Sturm pfiff aus Nordweſten und brauſend ſtürzten die Wellen der Nordſee über die Banken von Scharhörn. Es war tiefe Nacht rings umher und nur wenn der Blitz auf Augenblicke die Wolkenmaſſen zerriß, ſah man ein maſtenloſes Schiff, welches, von den Elementen willenlos hin- und hergeſchleudert, bereits von dem Giſcht der Brandung umſchäumt wurde. Da rollte ein langſchallender Donner von einem Ende des Firmamentes zum andern, die finſtern Wolken ſenkten ſich mit einem Male ſo tief, als drohte die ganze Himmelsdecke ſich auf die Erde herabzuſtürzen, die unter den heftigen Stößen des mit erneuerter Wuth losbrechenden Sturmes zitterte und bis in die Grundfeſten erbebte. Ein flammender Blitz fuhr ziſchend in den Abgrund und beleuchtete den Rumpf des Schiffes, eine mächtig heranbrauſende Welle ergriff es in dieſem Augenblick, und ſchleuderte

es auf die höchſte Spitze von Scharhörn. Ein Geſchrei der Verzweiflung ward gehört und ſogleich von dem Sturm verſchlungen, ein lautes Krachen und Praſſeln betäubte für einen Moment das Toben der Elemente; dann ward es ſtill, als wollten ſich dieſe von der furchtbaren Anſtrengung erholen, dann rauſchte und ziſchte und pfiff es weiter, dem anbrechenden Morgen entgegen.

Der Segler, der mit dem neuen Tage ſich in der Nähe der Banken von Scharhörn befindet, ſieht die große Baake, welche daſelbſt als heilſames Warnungszeichen errichtet iſt; die Baake, deren mächtig ragendes ſchwarzes Gebälk ſcharf gegen den weißen Sand und den lichtglänzenden Schaum der Brandung abgränzt. Aber am Morgen nach dem ſo eben geſchilderten Sturm war auf der weiten Fläche des Meeres kein Schiff zu erſpähen, kein flüchtiges Lootſenboot, das hülfloſen Schiffbrüchigen entgegen eilte, nirgends das ſpähende Auge eines Menſchen, das den ſorgſamen Blick nach jener gefährlichen Bank hinüber ſtreifen ließ.

In dem Gebälk jener Baake ſaßen drei menſchliche Geſtalten, den Blick auf die öde Fläche gerichtet, umflattert von einer Unzahl Möven, die mit heiſerm Gekrächz aus der Höhe herabſtürzten, über den

Schaum der Brandung hinſtreiften und ſich dann wieder zu einem neuen Kreisfluge erhoben.

Der Erſte war die Geſtalt eines durchwetterten Seemannes, zwar ſchon mit ergrautem Haupte, aber von Jugend auf geübt im Kampf mit den Elementen, wenig ermüdet von dem neuen Streite, den er mit ihnen beſtanden. Mit einem Blick der tiefſten Bekümmerniß ſah er auf das Wrack, welches unweit von ihm hoch auf dem Sande ſaß und das von den heranbrauſenden Fluthen bereits gänzlich zerſtört war. Er war in dem Gebälk ſo hoch hinaufgeklettert, als es ihm nur möglich war und ſpähte umſonſt nach einem rettenden Schiffe, das ſie der augenſcheinlichen Gefahr, worin ſie ſchwebten, hätte entreißen mögen. Aber der Sturm und die Fluth blieben erbarmungslos und führten alle Fahrzeuge, die ſich während der Nacht glücklich geborgen hatten, weit über ihren Geſichtskreis hinaus, in die Mündung der Elbe hinein.

Der Zweite der Schiffbrüchigen war ein kleines zuſammengeſchrumpftes Männchen. Er ruhte auf der unterſten Balkenlage. Sein langer, verwilderter Bart ſtach ſehr ab gegen das todesbleiche Geſicht mit den tiefliegenden geſchloſſenen Augen. Er ſah aus, wie ein Todter und nur das leiſe Zucken der Lippen, welches ſich von Zeit zu Zeit wiederholte, zeigte an,

daß noch nicht alles Leben aus dieſem Körper entflohen war.

Neben dieſem Greiſe ſaß ein junger Mann, den Kopf auf die Hand geſtützt. Die letzten ſchrecklichen Ereigniſſe hatten betäubend auf ihn gewirkt; er ſaß da, ſtill und unbeweglich, theilnahmlos für Alles, was ſich in ſeiner nächſten Umgebung ereignete.

Der Sturm nahm mit dem erſten Blinken des neuen Morgens noch ein Mal ſeine ganze Kraft zuſammen. Er ſtürzte ſich auf die letzten Trümmer des Wracks und bedeckte daſſelbe mit den heranbrauſenden Wellen. Einen Augenblick lang ſchien die gewaltige Waſſermaſſe ſtill zu ſtehen, ſie hielt ſich aufrecht, als habe der ſchaurige Nordſeeriese ſein bannendes Auge auf ſie gerichtet und ſie verſteint; aber mit dem Wechſel der Secunde ſtürzte der Waſſerberg, ein donnernder Katarakt, von der Höhe herab in ſich zuſammen, und das geſcheiterte Schiff war bis auf die letzte Spur verſchwunden.

„Der Afrikaner iſt hin!" ſagte der alte Seemann, der in der oberſten Abtheilung des Gebälkes hing.

Aber mit dieſem letzten Stoße ſchien die Kraft des Sturmes gebrochen, die auf's Aeußerſte erregten Elemente beruhigten ſich, und immer weniger grollte

das Meer, das im erſten Schimmer des neuen Morgens ſich hob und ſenkte, wie eine tolle Schaar Vermummter, die auf einer endloſen Fläche ſich mit dumpfem Gemurmel durcheinander hin wälzen.

Im ſteten Wechſelgange beherrſchen Ebbe und Fluth, dieſe geheimnißvollen, zauberhaften Kinder des Meeres, die ſpurlos verſchwinden, wenn man ſie feſſeln will, die Mündung der Elbe. In raſtloſer Flucht folgt ſich dies Geſchwiſterpaar vom Anbeginn der Welt. Wo das Eine kommt, entweicht das Andere, niemals ſind ſie zugleich auf der Scene; nie verſäumen ſie ſich um eine Minute; ſie folgen der Bahn des Mondes, der ihnen als ein treuer Mentor vom Himmel geſendet iſt. Darum ſind ſie dieſem mit beſonderer Liebe zugethan, und wenn er ſein volles lächelndes Angeſicht ihnen zeigt, weil er mit ihnen beſonders zufrieden iſt, dann ſpringen ſie höher und ihr Tanz iſt wilder, als ſonſt vorher oder nachher. Die Menſchen aber nennen dies tolle Treiben Springfluth. Nichts hemmt ihre raſtloſe Eile und wenn es im Laufe der Jahrhunderte für die Dauer eines Tages geſchieht, daß die eine Schweſter verſäumt, die andere zu vertreiben, dann bedeutet es ein grauenvolles Naturereigniß, oder auf Erden bereitet ſich eine die Nationen erſchütternde Begebenheit vor.

Die Fluth iſt die Tochter des Reichthums, der Macht, der Fülle. Wenn ſie herrſcht im Meere und in den Strömen iſt aller Mangel fern und alle Untiefen, alle Buchten und Banken ſchwelgen im Ueberfluß. Selbſt das Riff, welches ſie kaum mit ihrem weiten Mantel zu bedecken vermag, zerrt und reißt an den Saum deſſelben und es ſcheint, als ob das braune Klippenhaupt von einer Fülle Perlen und Brillanten umwogt ſei. Dann ziehen die Schiffer auf der See fröhlich ihren Weg und kein Pfad iſt ihnen verſchloſſen, der in die ſchimmernden Blumengärten des Binnenlandes führt. Nur an dem Saum des Mantels, der an den Klippen hängt, ſteuern ſie ſorgſam vorüber, ſie ſehnen ſich nicht nach dieſen Perlen und werfen nicht ihre Netze darnach aus. So ſtolzirt die Uebermüthige ſechs Stunden und länger umher; aber wenn ihr Glanz am höchſten, ihr Reichthum am üppigſten, ihre Macht am unbeſchränkteſten iſt, dann mahnt aus ſeiner blauen Höhe ihr Mentor, der Mond, zur Umkehr und erſchrocken hemmt ſie die flüchtige Eile.

Dann kommt ihre Schweſter, die Ebbe, und drängt ſie zurück.

Die Ebbe iſt die Tochter des Mangels, der Armuth, der Entbehrung. Sie hat nie von dem Glücke

die geringſte Gabe empfangen und muß geben mit immer offenen Händen, bis der letzte Tropfen verrinnt. Wenn ſie zuerſt ſich naht, geſchieht es langſam, ſchüchtern, ſie wagt es kaum, an den Sand des Ufers zu klopfen, und löſt von der Klippe behutſam den Saum des Mantels ab. Aber wenn die erſten Schritte gethan ſind, wächſt ſie mit Gedankenſchnelle und mit ihr wachſen die äußern Zeichen des Elends nnd des Mangels, die ſie prunkend zur Schau trägt. Sie hat keine Scheu vor ihrer Armuth, und ſetzt in bachantiſcher Luſt ihren Lauf fort, indem ſie ein Stück ihrer Gewandung nach dem andern von ſich wirft, und endlich erſchöpft, ermattet, in öder Nacktheit regungslos liegen bleibt. Dann winkt der Mond der von fern lauſchenden Schweſter und dieſe wirft über die Ohnmächtige den verhüllenden Schleier des Mitleids. So ſtürmen wechſelnd Ebbe und Fluth und Fluth und Ebbe, ſchäumend und brauſend über die Banken von Scharhörn, wo die Schiffbrüchigen ihrer endlichen Erlöſung mit Bangigkeit entgegen ſehen.

Der Himmel iſt blau und klar, die See iſt längſt beruhigt und nur ein ſchwacher Morgenwind hat die Fläche deſſelben leicht gekräuſelt. Der niedrigſte Waſſerſtand iſt eingetreten und die Mitte der Bank

liegt trocken, von der wärmenden Sonne mild beſchienen.

Der Greis mit dem Bart und der junge Mann mit dem theilnahmloſen Blick, knieten bei dem alten Seemann, und waren bemüht, ihm Beiſtand zu leiſten. Zwar hatte ihr eigenes Leid ſie völlig erſchöpft, denn zwei Tage und zwei Nächte lagen ſie, dem Untergange Preis gegeben, ohne Speiſe und Trank auf dieſem unwirthbaren Sande; aber in dieſem Augenblicke war ihr Leidensgefährte der Bedauernswertheſte von ihnen. Am äußerſten Rande der Sandbank auf- und abſchreitend, ſtets ſpähend uud forſchend, ob nicht irgendwoher ihnen Rettung komme, hatte ihm die See einen Balken entgegen geſchleudert, der ihn mit voller Kraft getroffen und ſeinen rechten Arm zerſchmettert, ſeinen Kopf geſtreift hatte. Mit der Anſtrengung aller ihrer Kräfte hatten ſeine Genoſſen ihn bis dahin gezerrt und der alte Mann bemühte ſich nun, ihn in's Leben zurückzurufen und die verletzten Gliedmaßen zu verbinden. Aber bei allem Mangel an den dazu nöthigen Mitteln wollte es ihm nur unvollkommen gelingen.

„Gieb Dein Hemd, Burſch!“ ſagte der alte Mann zu ſeinem jungen Gefährten. „Es iſt leidlich gut, un tauglich, um zu machen eine Bandage davon.

„Mach' ſchnell, damit ich den Verband endigen kann. Muß doch der arme Mann leiden ſo ſehr."

„Ach, Gott, Moſes!" entgegnete Hans im tiefſten Mißmuth, indem er das Hemde darreichte. „Nun bin ich bis auf's Fell verarmt. Jahrelang in der Fremde herumgeirrt und nun als ein Bettler wiederkehren."

„Biſt Du ſchon wiedergekehrt?" fragte Moſes.

„Nein, ach nein! Wir liegen hier hoch auf trocknem Sande, und ringsum brauſ't die See. Länger als achtundvierzig Stunden haben wir nun ſchon keine Nahrung gehabt . . ."

„Du haſt doch geſunde Gliedmaßen! Schau dieſen armen Mann, welcher is ein Krüppel zeitlebens!"

„Der arme Hochbootsmann! Er wollte Balken auffiſchen und ein Floß zimmern. Nun iſt's ihm ſo gegangen!"

„Ich will ihn warten und pflegen ſo viel ich kann! Vielleicht kehrt ihm die Beſinnung wieder."

„Und wozu ſoll er leben? Ihm iſt ſo beſſer. Müßte ja ſonſt verhungern. Ehe ich die Pein länger ertrage, will ich mich lieber freiwillig erſaufen. Leben? Wozu?"

„Wozu?" fragte der Jude. Er hatte den Verband geendet und ergriff die Hand des jungen Mannes.

„Du fragſt? Um zu preiſen die Güte Deines Schöpfers bis zu Deinem letzten Athemzuge. Er is gütig un barmherzig, und Seine Güte währet in Ewigkeit. O Gott Abrahams, wie verzagt un kleinmüthig ſind dieſe Chriſten! Is doch mein Volk nur auf Erden, um zu leiden un zu dulden; werden wir doch von allen Menſchen geſtoßen, geſchlagen und mit Füßen getreten. Aber wir nehmen uns nich das Leben, weil es is wider alle göttliche Geſetze, un weil wir, als wir dulden in der Zeitlichkeit, ſollen unſern Lohn empfangen von Seiner Herrlichkeit. Als wir ſollen ſterben, was is es mehr? Wir werden erwachen im Paradieſe. Als wir ſterben vor Hunger? Er will es ſo. Es is kein grauſamerer Tod, als von wilden Negern werden am Feuer gebraten, oder vom Hai im Meer zerriſſen, oder was kann ſonſt begegnen armen Schiffbrüchigen. Gieb mir Deine Hand, Burſche! — Wo biſt Du geblieben? Ich ſehe Dich nicht mehr."

„Ich ſitze ja dicht bei Dir!"

Mir dunkelt's vor den Augen! Vielleicht is meine Stunde kommen. Der Gott Iſraels erbarme ſich meiner un ſei mir gnädig! — Junger Menſch, lege keine Hand an Dich, ſondern warte geduldig, bis der Herr Dich ruft! Alles is ſo finſter!"

Moſes ſank ohnmächtig zurück.

„Ach, Du mein himmliſcher Vater, nun iſt der auch hin und ich bin hier allein, ganz allein! Was ſoll ich thun? Was ſoll aus mir werden?“

Er blickte angſtvoll auf die beiden ohnmächtigen Männer und warf ſich zwiſchen ihnen in die Kniee:

„Lieber Gott, höre mich! Ich bin wohl ein unruhiger Burſche geweſen mein Lebelang, aber ich habe doch auch Gutes gethan nach meinen Kräften. Vergiß dann nur des Böſen, um des Guten willen, und rette mich ſammt meinen Gefährten aus dieſer Noth! — Und wenn Du nicht retten willſt, o Herr! Wenn unſer letztes Stündlein geſchlagen hat, und wir von hinnen müſſen, ſo gewähre mir Eines: Ich bin von meinem Vater in Zorn geſchieden, und habe meine Mutter voll Herzeleid zurückgelaſſen! Gieb, daß ſie mir vergeben haben, und mir ihr Angeſicht in Liebe zuwenden, wenn ich ſie dort oben wiederfinde, denn ich glaube nicht, daß ſie meine lange Abweſenheit überlebt haben! — Ach Gott! Ach Gott! Wie ſchneidet es mir in den Eingeweiden! Nur einen Tropfen von all' dem Waſſer, das ſo reichlich in der Spree fließt, für den ohnmächtigen Greis, der uns Alle gerettet hat, und für den wunden Seemann, der ſo erbarmungswürdig da liegt. Hilf

ihnen nur, o Herr Gott, in ihrer großen Noth, ich will ja gerne noch länger warten! Hilf! Hilf!"

Aber es antwortete ihm nichts, als das Brauſen der Fluth und das Gekrächz der Seevögel, die in dichten Schaaren ſich hoben und ſenkten.

Nicolaus van Dören ſchlug die Augen auf, als die Sonne ſich ſenkte. Auch Moſes hatte ſich erholt und war zu ihm gekrochen.

„Es iſt ſchon gut, Jude! — Ihr wißt, Moſes, ich nenne Euch ſo, aber ich meine nichts Böſes damit. Ihr ſeid ein tüchtiger Kerl und ich möchte auch ſo ein Jude ſein. Aber ſchlage denn das Kreuz-Donnerwetter darein . . ."

„Mann! Was thut Ihr? Wie könnt Ihr fluchen in ſo ernſter Stunde?"

„Laßt mich fluchen, zum Satan! Wenn ich mit einem Kreuz-Donnerwetter an die Himmelsthür poche, ſo wiſſen ſie, daß es der alte Nicolaus van Dören iſt und laſſen mich vielleicht ein, wenn ich aber mit Erbarmen und Gnade ankomme, ſo bleibt mir das in der Kehle ſtecken und ſie ſchlagen mir die Thür vor der Naſe zu. Es iſt Alles Eins, Moſes. Habe ich geflucht mit dem Maul, ſo habe ich doch gebetet mit dem Herzen und ich würde wohl fertig mit meiner

letzten Rechnung, wenn ich nur den Poſten vom Harlemmer Deich daraus wegbringen könnte.“

„Ihr werdet es wegbringen!“

„Das werde ich bald erfahren, denn nur bis Morgen machen wir's gut. Dann aber tödten uns Hunger und Durſt, oder die Brandung ſpült uns weg. Laßt uns ſchlafen! Ich bin müde. Flattert unſer Signal noch oben auf der Baake?“

„Es flattert noch!“

„Die Sonne iſt hinunter, Rettung für Morgen, oder gute Nacht für immer! Heult nicht, zum Donner! Wir beziehen zum letzten Male die Deckwache. Das iſt Alles.“

Es ward Nacht. Die Männer ſchliefen.

Am andern Morgen flog ein Segel, aufmerkſam gemacht durch eine Nothflagge, die von der Baake von Scharhörn wehte, der gefährlichen Sandbank muthig entgegen.

Eilftes Kapitel.

Das war eine bewegte Zeit geweſen in Berlin, und die Leute hatten vollauf zu thun gehabt, um Alles zu beſprechen und zu verhandeln, wie es ſich nacheinander zugetragen, und ihre Meinung dazu zu thun, denn kein Berliner glaubt, es ſei etwas in der rechten Ordnung begonnen und vollendet worden, er hätte denn vorher ſein Wort dazu gegeben.

Der große Kurfürſt war geſtorben und das ganze Land in tiefe Trauer verſenkt, denn Jedermann klagte um den hohen, ritterlichen Herrn mit dem ſtarken Herzen und dem kühnen Geiſt, der ſeiner Zeit mit Flügelſchnelle um ein Jahrhundert und mehr voraneilte, und dem ſeine Unterthanen nicht folgen konnten oder nicht folgen wollten. Und war das Letzte noch ſchlimmer als das Erſte. Am Meiſten aber betrübte ſich, um dieſes Todesfalles willen, Benjamin Raule, denn mit dieſem Fürſten war der einzige

Mann hinüber gegangen, der ſeine kühnen Plane begriff und zu deren Ausführung die Hand geboten hatte. Nun aber war das junge Unternehmen, deſſen erſte Morgenröthe noch kaum ſichtbar am Horizonte ſchimmerte, ohne den mächtigen Schutz, den es bedurfte, und es war ungewiß, ob die Mittagsſonne jemals ſcheinen werde, welche die Blüthe hervorlocken und dieſe zur Frucht reifen ſollte. Am Tiefſten aber ſchmerzte es ihn, daß es ſeinen Feinden gelungen war, einen ſo ſchweren Verdacht auf ihn zu wälzen, von dem er ſich nicht hatte rein waſchen können, und daß ſein ſonſt ſo gnädiger Herr, mit ihm zürnend, aus dem Leben geſchieden ſei, weil er geglaubt und glauben müſſen, der Benjamin Raule, dem er ſein hochfürſtliches Vertrauen geſchenkt, und den er ausgezeichnet hatte vor ſo vielen Andern, ſei zum Betrüger an ihm geworden, und nichts als ein Schelm, dem die Strafe des Ehrloſen gebühre.

Als nun der hohe Herr hinüber gegangen war und Herr Kurfürſt Friedrich III. den Kurhut ſich aufgeſetzt hatte, verſchlimmerte ſich die Sache des Schifffahrtdirektors; denn ſeine Gegner hatten freies Spiel, und ſie wollten Genugthuung oder Rache für den Zwang, den Raule ihnen bisher auferlegte und

ſie in ihrer Erbärmlichkeit ſo oft hatte erröthen laſſen.

„Beruhigt Euch doch nur, beſter Herr," bat ſein treuer Secretair. „Wäre der Herr Kurfürſt geneſen, würde er Eure Sache ſelbſt unterſucht und Eure Redlichkeit erkannt haben. Nun aber ſoll man geſchehene Dinge nicht beklagen, ſondern die gegenwärtigen beſſer ins Auge faſſen, damit man ſich vor neuer Täuſchung wahren möge. Deshalb habe ich hier ein Memorandum ausgearbeitet, welches Eure Angelegenheiten ſo klar hinſtellt wie die Sonne. Leſet es genau durch, beſter Herr, und hat es Euern Beifall, ſo finde ich ſchon eine Gelegenheit aus, wie wir es in die Hände des Kurfürſten bringen, damit dieſer ein unpartheiiſches Urtheil ſpreche und Euch die Gerechtigkeit zu Theil werden läßt, die Euch gebührt."

„Meine Kraft iſt gebrochen, Cord Weſſel. Ich vermag nichts mehr."

„Das wolle Gott nicht, daß Ihr an Euch ſelbſt verzagtet. Ihr müßt dieſen Kleinmuth hinter Euch werfen, und Euern Feinden gegenübertreten, zu jedem Kampf gerüſtet. Ihr könnt Euch vertheidigen, alſo müßt Ihr es thun, denn das Feld räumen, heißt, ſich ſchuldig bekennen. Verzeiht mir, werther Herr, wenn

ich mir mehr geſtatte, als meine Stellung mir erlaubt; aber hier gilt es das Aeußerſte, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Ihr als das Opfer einer ſo jämmerlichen Kabale fallen ſollt."

„Ich werde fallen! Es iſt meine Beſtimmung. So wird das Weib gerächt, das ich einſt ſchmählich verlaſſen habe. Geſina, Du kannſt zufrieden ſein, Dein Fluch erfüllt ſich über Erwartung!"

„Noch ſeid Ihr im vollen Beſitz Eures Amtes."

„Ich bin es nicht. Haben ſie mir nicht unter hundert nichtigen Vorwänden Eines nach dem Andern abgenommen? Iſt hier noch die Geſchäftskanzlei eines Mannes von meiner Stellung? Es hängt ja nur von ihnen ab, wann ſie mir den letzten Schimmer abreißen wollen, und ich ſtehe dann nackt und blos da! O mein Sohn, mein Sohn! Wie oft habe ich geklagt um Dich, und meine Arme vergebens nach Dir ausgeſtreckt! Kämſt Du jetzt, ich müßte mich vor Dir ſchämen in meiner Ohnmacht, und hätte vielleicht des nächſten Tages nicht ein Mal einen Platz Dir zu bieten, wohin Du Dein Haupt legen könnteſt."

Cord Weſſel wußte nichts zu erwiedern. Er kannte die mißliche Stellung ſeines Herrn zu genau, um wenigſtens für den Augenblick keinen glücklichen Aus-

gang zu hoffen. Alles hing von einer ſorgfältigen und genauen Unterſuchung ab; ſie allein war im Stande, alle Unternehmungen Benjamin Raule's zu rechtfertigen, und darum hatte der Secretair die dazu nöthigen Materialien mit großem Fleiße geſammelt und daraus ein Memorandum gemacht. Er war jetzt im Begriff, ſeinem Herrn dies in aller Ausführlichkeit mitzutheilen und ihn aus ſeinem unthätigen Hinbrüten aufzuwecken, als Auke Gerritz, des Benjamin Raule hochbetagter Diener, eintrat:

„Ach Herr! Ach Herr! Sie ſind da."

„Wer? Die kurfürſtlichen Trabanten?"

„Was meint Ihr damit?" fragte der Secretair. „Was ſollen die Trabanten?"

„Ich dachte an den Verhaftsbefehl. Nun, Auke Gerritz! Wer iſt da?"

Der alte Diener hatte ſich verſchnaufen müſſen, ſo ſchnell war er die Treppe hinaufgerannt.

„Moſes, meine ich!"

„Den Juden Moſes?"

„Ja! Der Moſes und ſeine Begleiter, ein alter Seemann ohne den rechten Arm und ein Burſche..."

„Geſchwind, Cord Weſſel! — Sie ſind da! Nachrichten vom Sohne! Vielleicht er ſelbſt! Ein Burſche begleitet ihn, ſagſt Du, Auke Gerritz? Wenn

daß vielleicht mein Sohn wäre! Aber wo bleiben ſie denn ſo lange?"

Cord Weſſel war gleich hinausgeeilt und brachte den Moſes und ſeine Reiſegefährten in das Zimmer.

„Da biſt Du, alter Moſes! Geſchwind her zu mir! Bringſt Du mir meinen Sohn?"

„Ich bringe ihn nich."

„Nicht? So muß ich abermals jede Hoffnung fahren laſſen? Du bringſt ihn nicht?"

„Tröſtet Euch, edler Herr! Seid nich vergrummt, daß ich den Sohn nich bringe mit. Habe ich 'n doch gefunden und bringe den Beweis, daß er lebt!"

„Er lebt! Er iſt gefunden! Erzähle!"

„Wahrhaftig!" rief der Secretair überraſcht. „Nun, Dein Patent als erſten Zauberer der Welt, das ich Dir verſprochen, ſoll Dir nicht entgehen."

„Du haſt meinen Sohn gefunden! Wollte er Dich nicht begleiten? Nicht zu ſeinem Vater kommen?"

„Er konnte nich. Laßt mich nur kommen zu Worte! Ihr ſollt Alles wiſſen un für Alles, was ich ſage, berufe ich mich auf das Zeugniß dieſer Männer...."

„Ich brauche kein weiteres Zeugniß! Ich traue Deinem Worte!"

„Ihr braucht kein Zeugniß?" rief Hans lebhaft.

„Alſo kann ich wieder gehen? Verzeiht mir, aber ich habe keine Ruhe, bis ich weiß, wie es in der Siebergaſſe bei Vater und Mutter ausſieht; dann will ich gerne wiederkommen.“

Hans eilte fort und Moſes begann nun ſeine Reiſe zu erzählen von dem Augenblicke an, da er dem Schiffe Gottlieb Schwalbe's begegnete auf hoher See, bis zu dem Augenblicke, da ſie von einem helgolander Fiſcher auf den Banken von Scharhörn gefunden und nach Curhaven gebracht wurden. Er erzählte das Alles mit großer Ausführlichkeit, und Nicolaus van Dören beſtätigte die Ausſage mit Kopfnicken und einzeln ausgeſtoßenen Flüchen.

„Nun weiß ich Alles! Ich habe einen Sohn und habe ihn nicht. Ich bin ein reicher Mann und bin doch arm, ſehr arm! Du ſiehſt, Moſes, der alte Fluch löſ't ſich nicht.“

„Er is gelöſt!“ entgegnete der Jude ernſt. „Euer Sohn is Euch gefunden; er wird kommen zu Euch und wird Euch bringen ein Töchterlein, ſchmuck und blühend wie eine Roſe. Is das nich genug der Gnade Gottes, und ziemt es Euch, zu verharren in der Traurigkeit, ſtatt zu trocknen Eure Thränen un anzuſtimmen einen Lobgeſang?“

„Ja, Moſes! Du haſt recht! Ich bin undankbar.

Habe ich doch die Gewißheit, daß mein Sohn lebt, und daß ein Tag kommen wird, da er herbei eilt und mich in ſeine Arme ſchließt. Daß er bald käme dieſer Tag, ſonſt könnte mein Sohn mich nackt und bloß treffen, und ich hätte ihm nichts zu bieten, als dieſe leere Hand und dies volle, überfließende Herz! O, mein Sohn! Mein Sohn!“

Man hörte draußen mehrere Stimmen laut reden. Der Secretair, der von einem Hausdiener vor einiger Zeit abgerufen war, kehrte zurück und winkte Moſes und den Hochbootsmann zu ſich.

„Ihr müßt einen Augenblick dies Zimmer räumen; es ſind Leute draußen, die mit dem Herrn von wichtigen Dingen zu reden haben.“

„Mir iſt nichts wichtig, als was dieſe Männer mir bringen,“ ſagte Raule.

„Vielleicht für Euch in dieſem Augenblicke, aber nicht für jene Männer, die draußen Eurer harren. Kommt, kommt mit mir. Ich will Euch irgendwo hinbringen, wo Ihr ungeſtört bleiben könnt, bis ich Euch wieder hierher führen darf.“

Der Secretair führte Beide in das nebenliegende Zimmer, wo er ſie einem Diener übergab, dann eilte er ſchnell zurück zu ſeinem Herrn und flüſterte ihm zu:

„Faßt Euch, edler Herr! Es ſind Perſonen drau-ßen, deren Anblick Euch nicht beſonders angenehm ſein kann. Die Geheimenräthe von Pyritz und Kron-beſſer befinden ſich in der Schreiberſtube und drin-gen darauf, Euch augenblicklich zu ſehen.“

„Ich habe nichts mit ihnen zu ſchaffen.“

„Lieber, beſter Herr! Sie kommen im Namen des Kurfürſten, ſie haben einen Kanzlei-Befehl...“

„Nun? Du ſtockſt?“

„Eure Feinde ſind mächtig. Euer einziger Fehler war, daß Ihr ſie zu ſehr verachtet und ihre Intri-guen nicht ſorgſam genug überwachtet. Ich fürchte, daß man Euch mit einer Unterſuchung bedroht...“

„Eine Unterſuchung?“

„Und daß die Herren, welche ſogleich vorgelaſſen zu werden begehren, die Mitglieder derjenigen Kom-miſſion ſind...“

„Ha! Ha! Ha! Das fürchteſt Du Alles? — Nein, mein Junge, das Lügen ſteht Dir nicht beſon-ders gut. Du weißt es ſchon gewiß. Alſo eine Un-terſuchung? Und von den Herren Kronbeſſer und von Pyritz ſoll ſie vorgenommen werden? Das ſind meine ſehr guten Freunde, die gewiß nichts verſäu-men werden, um mich, wenn es irgend angeht, zu

den höchſten Ehren und Würden zu bringen. Kronbeſſer und von Pyritz! Ha! Ha! Ha!"

„Dies Lachen klingt wie grauſamer Hohn. Es ſind ein Paar gefährliche Männer, die jetzt in der Schreiberſtube ſind . . ."

„In der Schreiberſtube? Recht, Du ſagteſt es vorhin. Und dort . . . . Nur heraus damit! Sie belegen Alles mit Beſchlag?"

„So iſt es. Sie nehmen alle Papiere weg und drücken ihre Siegel darauf. Ueberdies verlangen ſie, Euch zu vernehmen."

„Mich vernehmen wollen ſie! Alſo haben ſie dazu Ordre? Oder thun ſie's für ihren eignen Kopf?"

„Ich habe die Ordre geſehen. Herr Geheimerath Kronbeſſer warf ſie mir über den Tiſch zu."

„Warf ſie Dir zu? O, ich kenne ihn, dieſen falſchen, hinterliſtigen Geſellen mit den tückiſch blickenden Augen! Und der feine, aalglatte Pyritz mit dem höfiſchen Lächeln und dem Katzenbuckel! Alſo vernehmen wollen mich die Herren! Nun, ſie ſollen ſich nicht erſt zu mir bemühen; ich will ihnen geradesweges entgegen gehen."

Am Ausgange vertraten ihm die genannten Männer den Weg.

„Ihr müßt verzeihen, daß wir Euch ſo früh beſchwerlich fallen,“ ſagte entſchuldigend von Pyritz.

„Ich gedachte Euch zuvor zu kommen und Euch draußen zu empfangen, allein Euere Höflichkeit macht es mir unmöglich.“

„Es dient nur zur Erinnerung, Herr Schifffahrts-Direktor,“ fiel Kronbeſſer ein, „daß wir uns ſolche Dreiſtigkeiten nicht aus eigener Machtvollkommenheit geſtatten. Vielmehr ſind wir beauftragt . . . .“

„Bemüht Euch nicht, Ihr Herren! Ich weiß ſchon Alles aus dem Munde meines Secretairs. Ihr ſeid hier im Auftrage unſers gnädigſten Herrn.“

„Ein Auftrag, der mir ſchwerer wird, als ich's ſagen kann,“ betheuerte Herr von Pyritz. „Indeſſen vor der Pflicht müſſen alle perſönlichen Rückſichten und Attachements, wie billig, ſchweigen.“

„Recht ſo, Ihr Herren, und darum dächte ich, wir gingen ohne weitere Ceremonien an's Werk. Draußen habt Ihr verſiegelt, was zu verſiegeln war. Bei Eurer Pünktlichkeit in Geſchäften bin ich gewiß, daß auch nicht der geringſte Papierſtreifen Eurer Aufmerkſamkeit entgangen iſt. Mit meinen Acten ſeid Ihr fertig, jetzt kommt die Reihe an mich ſelbſt. Was ſteht ferner zu Euren Dienſten?“

„Erlaubt, daß ich Euch verbeſſern darf. Nicht

zu unſern Dienſten. Wir handeln im höhern Auftrage. Allerdings war ich der Meinung, — und auch mein College Kronbeſſer theilte mit mir gleiche Anſicht — daß die Beſchlagnahme der Papiere vorläufig genügend erſcheinen dürfte, indem daraus Eure Unſchuld — wie ich nicht im geringſten zweifle, — ſich vollkommen erweiſen laſſe; und alſo eine fernere Unterſuchung ganz und gar überflüſſig machen würde . . .“

„Das dauert zu lange!“ fiel Kronbeſſer ein. „Herr Raule, nach der flüchtigen Einſicht Eurer Papiere, die wir genommen haben, wird der gegen Euch erhobene Verdacht ſo ſehr verſtärkt, daß wir uns für ermächtigt halten, ſogleich ein ſummariſches Verhör anzuſtellen, wozu wir nach der uns ertheilten Vollmacht berechtigt ſind.“

„Ich weiß, Ihr Herren! Was mein gnädigſter Kurfürſt thut, iſt wohlgethan. Sein erhabener Vater hatte mehr Vertrauen zu mir.“

„Ein ſehr erſchwerender Umſtand iſt es,“ fuhr Jener fort, „daß man Euch beſchuldigt, im geheimen Einverſtändniß mit den Holländern zu ſtehen.“

„Giebt es etwas Abgeſchmackteres, als eine ſolche Beſchuldigung!“ rief Raule erregt.

„Perſönlich könnte ich ſie ſogar entſchuldbar fin-

den, das heißt, auf gewiſſe Weiſe. Seid Ihr nicht ſelbſt ein geborner Holländer? Habt Ihr nicht Euern Verwandten, den Commandeur Roberts . . ."

„Ich habe ihn in den hieſigen Dienſt gebracht; aber ſobald ich mich von ſeiner Untüchtigkeit überzeugte, iſt er ſofort entlaſſen worden."

„Um das Geſchäft eines Zwiſchenträgers, eines Unterhändlers — um keinen ſchlimmern Ausdruck zu gebrauchen — auf eine wirkſamere Art fortzuſetzen. Es iſt doch wohl genugſam bekannt, auf welche Weiſe Herr Jakob Roberts in jenen Gewäſſern gehauſt, wo unſere junge Flagge ſich Achtung und Ehre erwerben wollte, eine Abſicht, die durch das Benehmen Eures Vetters eben nicht gefördert worden iſt."

„Ich habe ſchon geſagt, Herr von Pyritz, daß mein Vetter nur ſeiner ſchlechten Geſinnung wegen, aus dem dieſſeitigen Dienſt entlaſſen wurde. Was er ſpäter that, auf weſſen Antrieb, aus welchen Urſachen, geht mich nichts an. Mir iſt er völlig fremd. Und wenn das die einzige Urſache meiner Vernehmung ſein ſollte . . ."

„Es iſt nicht die einzige!" unterbrach ihn Kronbeſſer in einem hochfahrenden Tone. „Daß Ihr hinſichtlich dieſes ſogenannten Commandeurs nicht ohne Weiteres die Wahrheit ſagen würdet, ließ ſich erwarten.

Wir werden Euch ſpäterhin diejenigen Aufſchlüſſe geben, die Euch in dieſer Angelegenheit zu mangeln ſcheinen. Jetzt laſſen wir den erſten Punkt fallen und gehen zu einem zweiten, gefährlicheren über. Es iſt erwieſen, daß Ihr Euch zu Euern geheimen Unterhandlungen mit Euern Verbündeten in Holland eines Juden bedient . . . .“

„Wie?“

„Eines Juden, habe ich geſagt. Eines verſchmitzten, heuchleriſchen Juden, der voll Bosheiten und Intriguen ſtecken ſoll und möglicherweiſe oft weiter gegangen iſt, als Ihr ihn beauftragt habt . . .“

„Ich weiß von einem ſolchen Juden nichts!“ entgegnete Raule, ſich entfärbend.

„Dieſer Jude,“ fuhr Jener fort, ohne ſich ſtören zu laſſen, „Moſes genannt und in Middelburg auf Walcheren zu Hauſe gehörig, — merkt wohl auf, Herr Benjamin Raule! — in derſelben Stadt Middelburg, in welcher Ihr, vor Eurer Ueberſiedelung nach Brandenburg das Amt eines Schöffen bekleidetet, ſtand vielfach in Verbindung mit zweien Bürgertöchtern, jungen Dingern, die auch dem Herrn Schöffen wohl bekannt waren . .“

Benjamin Raule bebte vor Zorn:

„Ich erſuche Euch, Herr Geheimerath, hier nicht

Privat=Angelegenheiten zur Sprache zu bringen, die mit dem Staatsdienſt nicht das Geringſte zu thun haben, weil ich ſonſt die Rückſichten vergeſſen könnte, die ich den Abgeſandten meines gnädigſten Herrn ſchuldig bin!"

„Dieſer Jude alſo," fuhr Kronbeſſer unerſchütterlich fort, „iſt unabläſſig für Euch beſchäftigt geweſen, das heißt, er wurde ſtets zu geheimen Sendungen gebraucht, welche ihren Endpunkt in Holland fanden, während eine holländiſche Dame, Agneta geheißen und im Siebergäßchen wohnhaft . . ."

„Herr Geheimerath!"

„ . . die bei allen dieſen Intriguen, welche in ihrer Behauſung angeſponnen wurden, die Hand im Spiele hatte . . ."

„Herr Geheimerath! Zum letzten Male!"

„Dieſer Jude befindet ſich — oder vielmehr befand ſich bis vor einiger Zeit — am Bord eines kurfürſtlich=brandenburgiſchen Schiffes, das ſeiner eigentlichen Beſtimmung entzogen, und zur ausſchließlichen Verfügung dieſes Juden geſtellt ward."

„Wie könnt Ihr behaupten?"

Wir behaupten nicht ohne Grund, wie Ihr ſelbſt am beſten beurtheilen könnt. Gefällt es Euch, Herr Raule, uns darüber die nöthigen Aufſchlüſſe zu ge=

ben? Wie konnte es Euch in den Sinn kommen, ſolche Verfügungen zu treffen und über Entwürfe zu brüten, die nur ein ſchlimmes Ende für Euch herbeiführen mußten."

Raule ſchwieg.

„Euere Antwort, wenn es beliebt, Herr Schiff-fahrts-Direktor."

Geheimerath von Pyritz trat vermittelnd dazwiſchen:

„Ihr ſeid zu raſch, mein werther Freund! Die vielfachen unerwarteten Vorgänge des heutigen Tages haben Herrn Raule diejenige Unbefangenheit geraubt, deren jeder Menſch bedarf, wenn er auf eine deutliche Frage deutlich antworten ſoll. Ueberdies, — warum in dieſer peinlichen Angelegenheit den Herrn ſelbſt bemühen, da wir ja leicht den Juden torquiren könnten, wenn er zur Stelle zu ſchaffen wäre."

Benjamin Raule, deſſen Befürchtung, daß ſeine Privat-Angelegenheiten zu einem Gegenſtande öffentlicher Verhandlungen werden würden, immer zunahm, ſagte nicht ohne einige Verwirrung:

„Ihr irrt Euch, Ihr Herren, Ihr irrt Euch wahrhaftig! Ich weiß nichts von Dem, weſſen man mich beſchuldigt. Der Jude Moſes, der allerdings einen Theil meiner perſönlichen Angelegenheiten be-

ſorgt hat, iſt ſoviel ich weiß, gegenwärtig nicht in Berlin.“

„Soviel Ihr wißt?“ entgegnete Kronbeſſer. „Aber ſoviel ich weiß, iſt er nicht nur in Berlin, ſondern in Euerm Hauſe. Wenn dies Euch wirklich unbekannt blieb, ſo erſehe ich daraus mit Erſtaunen, daß Ihr eben kein beſonders ſtrenges Hausregiment führt, und zum Zeichen, daß ich recht habe, will ich Euch den Gaſt zeigen, den man, wider Euer Wiſſen, in Eurem Hauſe einquartirt hat.“

Er gab einem Kanzleiboten, der vorhin mit den Räthen eingetreten war, einen Wink und während dieſer ſich entfernte, ſah Kronbeſſer mit triumphirendem Lächeln auf Benjamin Raule, der mit ſeinem Secretair einen Blick des Einverſtändniſſes wechſelte. Cord Weſſel wollte das Zimmer verlaſſen, aber Kronbeſſer vertrat ihm den Weg:

„Es darf Keiner dies Zimmer verlaſſen, bis unſer Commiſſorium zu Ende iſt. Wir wiſſen ſehr wohl, welche Stellung der junge Herr hier im Hauſe einnimmt, und müſſen vorſichtig ſein. Ihr ſeid in einer zu guten Schule erzogen worden, Herr Secretair, als daß man Euch ungehindert dürfte gehen laſſen, wann und wohin es Euch beliebt!“

„Herr Geheimerath!“

„Wenn man Euch zum Reden auffordert, dann redet, und laut, deutlich, ohne Firlefanz oder Winkelzüge, denn nur Aufrichtigkeit kann Euch von dem Verdachte reinigen, in dem vorliegenden Falle nicht blos eine Maſchine geweſen zu ſein; bis dahin aber — ſchweigt.“

Herr von Pyritz war unterdeſſen zu Benjamin Raule getreten, und ſagte mit dem Tone des erheuchelten Wohlwollens:

„Wenn Ihr vielleicht irgend eine confidentielle Mittheilung zu machen hättet, Herr Raule, ſo bitte ich Euch, mir zu vertrauen. Es dürfte Euch nicht gereuen, meine Vermittelung beanſprucht zu haben.“

„Ich habe weder Euch, noch Herrn Kronbeſſer etwas zu vertrauen!“ entgegnete Benjamin Raule wieder vollkommen ruhig. „Wenn ich vorhin bewegt erſchien, ſo war es vor Erſtaunen über ein ſo beiſpielloſes Verfahren, wie es gegen mich beliebt wird. Mein ganzes Thun war von jeher offen und frei, ich habe mich nicht verkrochen, ſondern Jedem, der es zu fordern berechtigt war, die verlangte Rechenſchaft gegeben. Glaubt mein durchlauchtigſter Herr, daß Unziemlichkeiten vorgefallen ſind, wohl! Er ſende die von ihm ernannten Richter, und ich will mich vor ihnen rechtfertigen!“

„Ihr ſteht jetzt vor dieſen Richtern!“ unterbrach ihn Kronbeſſer mit ſtolzem Tone.

„Aber es müſſen ehrliche Richter ſein, ohne Vorurtheil, ohne vorgefaßte Meinung, ohne perſönlichen Haß gegen den Angeklagten, und als ſolche Richter erkenne ich Euch nicht an.“

„Ihr wagt ſehr viel mit ſolcher Behauptung.“

„Ich habe ſtets offen geſagt, was ich dachte, und werde, Euch gegenüber, meine Sinnesart nicht ändern. Wie und auf welche Weiſe Ihr Euere Intriguen angeſponnen habt, um mich zu ſtürzen, vermag ich nicht zu durchſchauen. Ob es Euch gelingen wird, muß der nächſte Tag lehren. Daß Ihr Alles anwenden müßt, um mich zu ſtürzen, iſt mir klar denn wenn es Euch nicht gelingt, ſeid Ihr verloren.“

„Kein Wort weiter!“

„Ihr ſollt mir nicht verbieten, Euch offen zu ſagen, was ich denke. Vielleicht iſt es ſehr übereilt, Euch in dieſem Augenblicke zu reizen, aber es preßt mir die Bruſt zuſammen, ich erſticke, wenn ich es länger in mir verſchließen ſoll. Ich bin Euch und Euern Genoſſen von jeher ein Dorn im Auge geweſen; ich bin allen Euern Intriguen, Euern Heimlichkeiten offen entgegen getreten, und habe von Eurer Geheimnißkrämerei den Schleier unbarmherzig hinweg=

geriſſen. Ihr wolltet für Euch ſelbſt unbemerkt im Trüben fiſchen, deshalb habt Ihr den Sumpf aufgerührt, damit er die klare Welle verunreinige; Ihr wolltet im Dunkel der Nacht heimlich auf verwegenen Raub ausziehen, darum habt Ihr ſorglich jedes Licht ausgelöſcht, das Eure Fährte verrathen konnte! Unterwühlt habt Ihr den Boden, und er muß zuſammenſtürzen! Seht Euch vor, daß er Euch nicht in ſeinem Sturze mit begräbt."

„Dieſe unerhörte Frechheit ſoll eben ſo unerhört beſtraft werden."

„Kommt an! Ich fürchte Euch nicht. Schon bei dem vorigen Herrn habt Ihr vielfach geſucht, mir zu ſchaden. Zwei Mal iſt es Euch mißlungen, das dritte Mal hattet Ihr ihn mit Euern Lügen ſo umſponnen, daß er ſchwankte und mir ſein Vertrauen entzog, das einzige Gut, worauf ich jemals ſtolz geweſen bin. Er iſt geſtorben, ehe ich mich von dem Verdachte reinigen konnte, er hat den Glauben an meine Untreue mit ſich hinüber genommen. Dieſe Wunde, die niemals vernarben wird, danke ich Eurer Feindſchaft! Jetzt erhebt ſich abermals die Stimme des Anklägers, lauter, drohender! Ich bin bereit! So oder ſo! In Gottes Namen! Vernehmt mich! Vernehmt meine Leute, meine Freunde! Vernehmt auch

meine Feinde, Ihr Herren und verhört aus ihnen heraus oder in ihnen hinein, ganz nach Eurem Belieben! Ich ſtehe allein, nur auf meine Unſchuld geſtützt und will den ungleichen Kampf mit Euch wagen."

„Dieſe Prahlereien werden bald ihr Ende erreichen!" ſagte Kronbeſſer kalt. „Da bringt man ſchon den Juden, von deſſen Anweſenheit in Berlin Ihr nicht unterrichtet ſein wolltet. Nicht alle Eure Schreiber ſind Euch ſo blind ergeben, daß ſie dem Richter verſchweigen ſollten, was dieſem zu wiſſen gebührt."

Auf dem Corridor vernahm man Geräuſch und das Klirren einer Kette. Die Thür öffnete ſich und auf der Schwelle erſchien Moſes, wohlbewacht und an Arm und Bein gefeſſelt.

„Da habt Ihr ihn!" rief Kronbeſſer und Herr von Pyritz ſchmunzelte, ſich die Hände reibend:

„Nun iſt er geliefert!"

„Moſes! Moſes!" rief Raule. Der Jude erhob ſchweigend die freie Hand, und bedeckte ſich die Augen.

„Führt den Juden fort!" befahl Kronbeſſer. „Ihr, Herr Raule, habt einſtweilen dieſes Zimmer als Euer Gefängniß anzuſehen und ſeid verſichert, man wird Euch wohl bewachen! Ihr, Herr Secre-

tair verlaßt dieſen Ort mit uns zugleich. Denkt an Euere Vertheidigung, ſie wird ſchlagend ſein müſſen, wenn ſie alle die gewichtigen Anklagen entkräften ſoll, die gegen Euch erhoben worden ſind."

Die Geheimenräthe gingen und nahmen den Secretair mit ſich.

Benjamin Raule blieb mit ſeinem tiefen Kummer allein zurück.

Zwölftes Kapitel.

Günſtige Winde führen uns über das Meer, der Weſtküſte Afrika's entgegen, und unſer Kiel ankert wieder an einem Punkte, von welchem aus man die holländiſchen Anſiedelungen in ihrer ganzen Ausdehnung überſehen kann. Es iſt ein reges Leben am Strande und auf der Rhede ziehen Böte hin und her. So war es immer, ſeit ſich die Niederlaſſung zu ihrer jetzigen Bedeutung aufgeſchwungen hat; auch heute gewahrt man nichts, was von der Scenerie vergangener Tage abwiche und doch iſt eine Veränderung von inhaltsſchweren Folgen an dieſem Orte vorgegangen.

Wir ſtehen vor dem Landhauſe mit der reichen Blumen-Verranda, auf welcher ſo manche wechſelvolle Scene an uns vorüberging. Aber die Farbenpracht der Blüthen iſt erbleicht, die üppigen Schlingpflanzen

ſind verwelkt, aus den offenen Käfigen ſind die bunt=befiederten Vögel entflohen.

Die Neger des Hauſes liefen zerſtreut umher. Ihr ehrwürdiger Herr, ihre jugendliche, liebreizende Gebieterin waren Beide verſchwunden, es wußte Keiner, wo ſie geblieben waren. Sie ſuchten, ſie fragten, aber alles Suchen, alles Fragen blieb umſonſt.

Fernab, im dichten Walde, lag ein einſames Ge=bäude. Es war von Holz roh aufgezimmert und wies nirgends auch nur die geringſte architektoniſche Kunſt. In frühern Zeiten war es zu einem Maga=zin benutzt worden, worin die damaligen Anſiedler die von den Eingeborenen eingetauſchten und erbeu=teten Producte, ſowie ihre eigenen Vorräthe aufbe=wahrten. Als ſpäter die Macht und das Anſehen der Kolonie wuchs und die großen Magazine an der Seeküſte erbaut wurden, blieb jenes rohe Gebäude un=benutzt und ward bald vergeſſen. Herrn van Ha=gen blieb es vorbehalten, es wieder aufzufinden und gelegentlich zu ſeinen Privatzwecken zu benutzen. Er hatte einen Theil des Gebäudes zur Wohnung ein=richten laſſen, und wenn ſeine Vertrauten hätten plaudern wollen, es würden manche Erzählungen

von grauſamen Mißhandlungen, die Männer oder Weiber dort erdulden mußten, in Umlauf gekommen ſein.

Mynheer van Hagen hatte die unglückliche Katharine durch ein entſetzliches Schreckensgeſpenſt, das nichts war, als eine grauenvolle Lüge, dahin gebracht, daß ſie, um ihren Großvater vom Kerker, oder wohl gar von einem ſchmachvollen Tode zu retten, ihre junge Liebe aus dem Herzen riß, damit es langſam verblute. Er hatte ihre Hand als den Preis geſetzt, für welchen allein er die Briefe ausliefern wollte, deren Inhalt, wenn er bekannt wäre, das Verderben ihres Großvaters zur Folge haben würden. Wenn die Trauung vorüber ſei, werde der Großvater erſcheinen und ſie ſelbſt ſolle ihm dann jene Briefe einhändigen, um ſie für immer der Vergeſſenheit zu übergeben.

Um ſeinen Plan gehörig auszuführen, hatte er ſich eines Mannes bedient, der ihm ſchon oft, und erſt kürzlich wieder bei den Neger-Aufſtänden, ſo weſentliche Dienſte geleiſtet hatte. Lütke Hahn war ein verſchmitzter Schurke, der die Grauſamkeiten ſeines tyranniſchen Herrn zu ſeinem Vortheile auszubeuten verſtand. Dieſer Unterhändler hatte den alten Willem van dem Boſche entführt und in dem bereits be-

zeichneten Blockhauſe eingeſchloſſen. Eben dorthin hatte er Katharine gebracht, die er auf ihrer freiwilligen Flucht geleitete. Sie wohnte mit ihrem Großvater unter einem Dache, aber ſie wußte es nicht, denn ſie wurde zu gut bewacht, und überdies lagen die Zimmer der beiden gefangenen Opfer an den entgegengeſetzten Enden des weitläufigen Gebäudes.

Es dunkelte. Der Wind erhob ſich und fuhr pfeifend durch die Kronen der Palmen und das dichte Laub der Tamarinden. Katharine ſaß bleich, thränenlos auf ihrem Ruhebette, wenig achtend auf die alte, häßliche Negerin, eine der Creaturen van Hagens, die ihr lauernd gegenüber am Boden hockte, angeblich um jeden Augenblick zur Bedienung bei der Hand zu ſein, eigentlich aber, um ſich an dem Schmerz des unglücklichen Mädchens zu weiden.

Die alte Negerin verzerrte des Geſicht zu einem freundlichen Grinſen:

„O, weiße Blume, Du nich mehr weinen! Du ſehr klug, ſehr verſtändig. Mynheer van Hagen lieben nich weinende, bleiche Geſicht.“

Katharine hörte nicht auf ſie.

„Kommen nun Freude, kommen Luſt für weiße Blume! Kommen Hochzeit und Spiel und Tanz für weiße Blume und für ſchwarze Negerin! Viel Tam-

tams, viel Flöte, viel Genever für mich, und für Dich viel Gold, viel Seide, viel Perlen!"

„Für mich nur Thränen, nichts als ſalzige, bittere Thränen eines endloſen Jammers."

„Haben Dir geſagt, Mynheer nich wollen bleiche Geſicht, nich wollen Thränen! Mynheer ſeien großmüthig, geben viel, weil Mynheer ſeien reich, viel reich. Aber Mynheer wollen eine Braut, die ſeien luſtig, die tanzen und ſpringen, und können lachen Morgen und Abend. Wenn weiße Blume ſeien klug, ſie wird haben bunte Bänder und rothe Perlen, und Mynheer werden ſeien gnädig, aber wenn ſie bleiben dabei zu weinen und zu heulen, und wollen nicht trocknen Thränen, ſie wird haben ſchlechte Sack zum Kleid und wird machen Mynheer böſe. Und wenn Mynheer iſt geworden böſe, vergeſſen Mynheer ganz, ob iſt Schwarze oder Weiße, und kennen nix als Peitſche!"

Katharine hatte wider ihren Willen die Alte anhören müſſen, deren Stimme ſich immer ſtärker, immer kreiſchender erhob. Als ſie endete, ſtand Katharine, plötzlich auf ihre Geſtalt belebte ſich, ein Strahl des Unwillens drang aus ihren Augen und ſie bewegte ſich einen Schritt gegen die Negerin, die vor dieſem unerwarteten Anblick unwillkührlich zurückwich.

„Peitſche! — Mir dieſe Drohung! Mir? Der

Enkelin Willem van dem Boſche's! Hinweg abſcheuliche Kreatur! Mir aus den Augen! Was Dein Herr Dir auch befohlen hat, um mich zu quälen und mich zu demüthigen, das hat er Dir nicht geſagt! Das läßt ein Europäer ſelbſt ſeinem Todfeinde nicht durch einen Neger bieten!"

Matthias van Hagen war kurz vorher eingetreten. Katharine gewahrte ihn und flog ihm entgegen:

„Schützt mich, Mynheer, vor den Beleidigungen dieſes wahnſinnigen Weibes! Ich weiß, Ihr ſeid nicht mild und freundlich geſinnt, Ihr betrachtet mich als ein Opfer, das Euch verfallen iſt, und das ſich nur im wüthenden Schmerze ohnmächtig krümmen darf, wenn Ihr es martert. Aber ſo tief wollt Ihr mich nicht erniedrigen, daß Ihr mir durch eine Negerin mit der Peitſche drohen laßt!"

Der Oberkaufmann fuhr auf die Alte zu und ſchlug ihr mit der geballten Fauſt ſo gewaltig auf den Schädel, daß ſie zuſammenſtürzte:

„Hinaus, alte Hexe!"

Die Negerin war ſo ſchwer getroffen worden, daß ſie das Gebot ihres Herrn nur mit der größten Anſtrengung zu erfüllen vermochte. Dieſer achtete nicht weiter auf ſie, ſondern näherte ſich der jungen Dame

und ſie mit einem Anfluge von Galanterie zu ihrem Sitze zurückführend, ſagte er im ſcherzenden Tone:

„Ei, ſchöne Katharine, in ſolcher Aufregung habe ich Euch noch nie geſehen! Faſt ſollte ich die alte Hexe weniger geſchlagen haben, denn ſie hat mir einen Anblick verſchafft, den ich nimmer gehofft hätte. Ihr ſeid dreifach ſchöner, als ich Euch jemals geſehen. Wendet Euch nicht weg, Katharine, dieſer Anblick hat meine Leidenſchaft nur noch ſtärker angefacht und ich ſehne mit ſteigender Ungeduld die Stunde herbei, die mich für immer mit Euch verbinden ſoll.“

„O, mein Gott! mein Gott!“ rief Katharine und eine Fluth von Thränen entſtürzte ihren ſchönen Augen.

„Ich dächte, das alte Weib hat Euch ſchon öfter geſagt, daß ich ein kummerbleiches Geſicht und ein ſtets weinendes Auge nicht leiden kann. Es wird dem Glücke unſerer Ehe nicht beſonders förderlich ſein, wenn Ihr dieſe thörigten Gewohnheiten nicht aufgebt. Ueberlaßt das Heulen Denen, die Urſache dazu haben. Ihr ſeid aus einem reichen und mächtigen Hauſe und unſere Heirath wird unſern Reichthum verdoppeln, ſchon jetzt bin ich hier der Erſte, wer weiß, was noch geſchieht. Ich werde der Allbeneidete ſein, wenn Eure Liebe. . . . .“

„Mynheer van Hagen!“ unterbrach Katharine den

Oberkaufmann mit hohem Ernſte. „Ihr kennt unſern Vertrag. Ich werde Euer Weib, weil ich es werden muß, weil ich ſonſt Schmach häufe auf das Haupt eines Mannes, den ich .... Genug! Ihr erhaltet, was Ihr fordert. Aber Liebe, die nur ein freies Geſchenk des Herzens iſt, die ſich nicht erzwingen läßt, wird dieſem Bündniſſe fern bleiben."

„Wird ſie? Und doch gab es eine Zeit, wo die ſchöne Katharine mich um etwas bàt und die Gewährung deſſelben forderte, um unſerer Liebe willen."

„Welche abſcheuliche Lüge!"

„Und für das, was ich Ihr bereitwillig gab, wird ſie mir doch den Lohn nicht vorenthalten wollen?"

„Nie! Nimmermehr hat ſich mein Mund zu einer ſolchen Bitte erniedrigt."

„Iſt's möglich?" fragte Matthias van Hagen mit bitterm Spotte. „Ihr hättet das wirklich vergeſſen? So muß ich denn freilich Euerm ſchwachen Gedächtniß zu Hülfe kommen. Ihr erinnert Euch doch eines Morgens als ein ſchurkiſcher Schwarzer ſich thätlich gegen mich vergangen hatte? Nach den Geſetzen konnte ich ſeinen Tod verlangen; ich war großmüthig und ließ es bei der Strafe des Auspeitſchens bewenden. Der Neger hatte bedeutende Fürſprecher,

aber ich hielt treu am Geſetze und wies ſie ab. Da erſchient Ihr. Euer Auge bat, noch ehe Euer Mund ſich öffnete. Ich wollte meinem Worte treu bleiben und wandte mich ab. Da ſagtet Ihr mit bebender Stimme: Mir zur Liebe! Erlaßt ihm ſeine Strafe mir zur Liebe! Dieſer Bitte konnte ich nicht widerſtehen. Ich beugte das Geſetz und der verbrecheriſche Neger ging frei aus. Die ſchöne Katharine wird das nicht leugnen und eine Schuld nicht unbezahlt laſſen, die auf ſolche Weiſe eingegangen iſt.“

„Weh mir! Weh mir Unglückſeligen! — Seid barmherzig, Mynheer!“

„Genug!“ unterbrach der Kaufmann das bleiche, zitternde Mädchen mit leuchtendem Zorn. „Ich bin dieſes endloſen Jammerns müde und will nichts weiter von Dergleichen hören. Vernehmt alſo, weshalb ich kam. Unſere Verheirathung ſoll nicht länger verſchoben werden. Der Geiſtliche, der uns trauen ſoll, iſt bereits hier angelangt; morgen früh wird er uns einſegnen und Euer Großvater wird Zeuge dieſer Feier ſein.“

Als Katharine vernahm, daß ihr Großvater mit ihr unter einem Dache ſei, hatte ſie für nichts Anderes Sinn, als nur für ihn. Vergeſſen war die

Unbill, welche ſie ſeit ihrer Entfernung von dem Vaterhauſe erduldet, vergeſſen die verhaßte Verbindung, die in wenigen Stunden ſtattfinden ſollte, ſie hatte nur Sinn für die Gegenwart des Greiſes und für den Schmerz, den ihm die Trennung von ſeiner geliebten Enkelin bereitet hatte. Sie warf ſich ihrem Tyrannen zu Füßen und rief mit überſtrömenden Augen:

„Erbarmt Euch ſeiner und meiner! Trennt uns nicht länger! Gebt mir ihn zurück! Ich bin in Eurer Gewalt und kann Euch nicht entrinnen, wenn ich es aber vermöchte, ich würde es nicht thun, ſondern Euch mein Wort halten. Ich will thun, was ich vermag — O, Herr mein Gott, ich weiß nicht was ich rede! Ich weiß nur dies Eine zu ſagen: Gebt mir ihn wieder!“

Matthias van Hagen ſah ſie mit einem düſtern Blicke an: „Hört, Ihr junges Ding, Ihr habt meine Langmuth ſchon auf gefährliche Proben geſtellt. Kein lebendes Weſen, außer Euch, hätte es wagen dürfen, mir dergleichen zu bieten, was ich von Euch geduldig ertragen habe. Ihr wißt, wie mächtig die Leidenſchaft iſt, die ich für Euch empfinde und darum glaubt Ihr ungeſtraft mir Trotz bieten zu können.

Es iſt gut! Ihr ſollt auch diesmal Euern Willen haben! Ihr ſollt ihn haben! Aber . . ."

Er brach ab und zog die Klingel. Der Aufſeher Lütke Hahn trat ein:

„Mynheer befiehlt?"

„Wie kommt Ihr daher?"

„Ich ſah Mynheer vorhin nach dieſem Theile des Hauſes gehen und da hier gerade nichts von Dienerſchaft anweſend iſt, folgte ich Euch, um zur Hand zu ſein, wenn Ihr Jemand nöthig hättet."

„Das iſt . . . Aber ſchon gut, davon ſpäter! Geht ſogleich und bringt den alten Mann hierher, Ihr wißt wohl, wen ich meine."

„Mynheer will wahrſcheinlich mit dem alten Willem van dem Boſche ſprechen? Er ſoll ſogleich zur Stelle ſein."

Der Aufſeher ging hinaus; der Kaufmann wandte ſich an Katharine:

„Ich habe Euern Wunſch erfüllt, der alte Mann mag fortan bei Euch bleiben. Ihr ſeht, ich füge mich allen Euern Forderungen, aber Katharine! . . . Ich warne Euch! Treibt kein verrätheriſches Spiel mit mir, ſonſt ſeid Ihr verloren!"

Der Aufſeher führte den Alten in das Zimmer, Katharine flog ihm mit einem lauten Schrei entgegen

und ſchloß ihn in ihre Arme. Großvater und Enkelin hatten ſich wieder und vergaßen, unter Lachen und Thränen, im gegenſeitigen Anſchauen verſunken, die Welt um ſich her und dachten wenig der bittern Stunden, die ihrer in der nächſten Gegenwart harrten.

Matthias van Hagen hatte das Zimmer Katharinens verlaſſen und ging dem ſeinigen zu, von Lütke Hahn gefolgt, der dicht hinter ihm blieb.

Auf der Schwelle wandte ſich der Kaufmann um: „Schleicht mir der Burſche nicht nach, als ob er ein Mauthbeamter wäre, der Contrebande wittert. Was wollt Ihr?“

„Ein Wort, wenn's Euch gefällig wäre, Mynheer.“

„Macht's kurz denn!“

„Wollte nur fragen, Mynheer, ob ich Alles zu Eurer Zufriedenheit beſorgt habe?“

„Es mag hingehen! Manches Mal habt Ihr Euch dumm genug benommen! Gute Nacht.“

„Ich bin noch nicht fertig, Mynheer!“ fuhr der Aufſeher mit erhobener Stimme fort. „Noch lange nicht.“

„Seid Ihr nicht? So ſpart es bis nachher und hört zuerſt, was ich Euch noch zu ſagen habe. Euer ganzes Weſen iſt mir zuwider; Euer Benehmen, bald unterwürfig und kriechend wie ein Hund, bald grob

und brutal, hebt zehnfach das wenige Gute auf, was Ihr während Eurer Dienſtzeit bei mir gethan habt. Zudem ſteht der Lohn, den Ihr bekommt, mit Euern Leiſtungen in keinem Verhältniß. Ihr ſeid alſo von dieſer Stunde an entlaſſen."

„Bin ich, Mynheer? Ei, ei! Das hätte ich kaum erwartet. Indeſſen iſt das der Welt Lauf! Treue Diener werden zur Thür hinausgejagt, wenn man ihrer nicht mehr bedarf, und es iſt eigentlich natürlich, daß ich vor meines Gleichen nichts Voraus habe."

„Packt Euch zum Teufel!"

„Noch nicht, Mynheer! Wenn Ihr mich fortſchickt, ſo muß ich gehen, aber nicht eher, bevor wir mit einander abgerechnet haben."

„Ihr unterſteht Euch!"

„Ich habe Eurem Hauſe gedient als Aufſeher und als ſolcher gethan, was mir oblag, ſchlecht und recht, ſo gut ich irgend konnte. Dafür habe ich die Koſt und meinen Lohn empfangen, mehr als reichlich, wie Ihr ſagt. Aber, Mynheer, ich habe noch mehr gethan, als das: Dinge, die mit dem Amte eines Haus- und Neger-Aufſehers nicht das Geringſte zu thun haben. Ich bin Euch behülflich geweſen, Dokumente zu ſtehlen, die von beſonderem Werthe für Euch waren, ſo koſtbar, daß ſie Euch eine ſchöne Frau und

Tonnen Goldes einbringen; ich habe Rechnungs-Abſchlüſſe für Euch als genau beſchworen, obgleich ich wußte, daß ſie von Grund aus falſch ſeien; ich habe Greiſe für Euch entführt und bin Euer Gefangenwärter geweſen! He? Sind das keine Arbeiten, die Mühe und Zeit gekoſtet haben? Habt Ihr mir nicht geſchmeichelt und einen glänzenden Lohn dafür verſprochen? Dieſen Lohn fordere ich jetzt und ſeid verſichert, ich laſſe mich nicht hinter's Licht führen."

Matthias van Hagen ſtand da mit zuſammengekniffenen Lippen, die Arme in einander verſchränkt, den Blick auf den Boden geheftet.

„Nun, Mynheer! Soll ich Euere Antwort wiſſen? Den Diener habt Ihr verabſchiedet; ich ſtehe nun als Euer Gläubiger vor Euch, der das beitreiben will, was Ihr ihm ſchuldig ſeid. Darum ſagt nur ohne Umſchweiſe, ob Ihr unverweilt bezahlen wollt, was Ihr zu zahlen habt?"

Der Oberkaufmann ſtürzte ſich mit der Wuth einer Hyäne auf den Aufſeher.

„Ja, Du Hund von einem Betrüger, ich will zahlen, und ſo vollwichtig, daß Dir der Athem fehlen ſoll, zum zweiten Male zu fordern."

Lütke Hahn aber, der jede Bewegung ſeines ehe-

maligen Herrn genau beobachtete, zog ſich zurück und ſchnell zur Thür hinausſpringend, rief er:

„Seid Ihr toll? Wer ſo in der Haſt auszahlt, verzählt ſich gewöhnlich. Sammelt Euch erſt, Mynheer; ich komme zur gelegenen Zeit wieder.“

Der Oberkaufmann eilte dem Flüchtigen nach, aber vergebens. Er konnte ihn nirgends auffinden und mußte unverrichteter Sache wieder zurückkehren. Er blieb noch lange, in großer Aufregung wach und erſt gegen Morgen warf er ſich auf ſein Lager, um einen kurzen Schlummer zu ſuchen.

Lütke Hahn, der in dem alten Blockhauſe vortrefflich Beſcheid wußte, hatte ſich, ſobald er das Zimmer des Kaufmanns verließ, hinter zwei hervorſpringenden Balken verkrochen, die einen guten Verſteck darboten. Er ſah den Kaufmann lärmend und fluchend an ſich vorüber ſtürmen, und in weiter Entfernung ſuchen, was ſich in deſſen nächſter Umgebung befand. Als derſelbe wieder in ſein Zimmer zurückgekehrt war, verließ Lütke Hahn ſeinen Verſteck und ſagte vor ſich hin:

„Daß ich ein Narr geweſen wäre und ihn an mich kommen ließ. Er iſt ſtark wie der Teufel, und würde mir leicht die Kehle zugeſchnürt haben. Was hätte mir das genützt? Alſo bei Seite geworfen, wie

ein zerbrochener Topf, weil man kein Waſſer mehr darin ſchöpfen kann! Oho, Herr Matthias van Hagen, noch ſind wir nicht ſo weit! — Ich habe es wohl gemerkt, daß er mir längſt nicht mehr traut, aber daß es ſo ſchnell losbrechen würde, hätte ich kaum erwartet. Wenn ich nur erſt wüßte, was hier vorgeht! Seit einiger Zeit hat er den Schleicher, den Hendrik, um ſich, und kartet mit dieſem insgeheim Alles ab. Eine Heirath iſt im Werke, das weiß ich wohl, wann aber und wo ſie ſtattfinden ſoll, iſt mir nicht klar. Indeſſen . . . Hm! . . . Jene Papiere, die ich drüben in Weltefreden dem alten de Winter ſtehlen mußte! . . Wie war es doch damit? Ich beſaß damals noch ſein volles Vertrauen und er ſagte mir, er könne ohne dieſe Papiere bei dem Mädchen nicht zum Zweck kommen. Hm! Hm! War doch ärgerlich, ihn mir zum Feinde zu machen, und geſcheuter wäre es geweſen, bei den Neger-Unterhandlungen die Rechnung etwas zu kürzen. Das hat'n zuerſt verſchnupft, denn geizig iſt er, wie Tauſend Teufel! Hätt'n ſollen die Hälfte oder doch das Drittheil von dem Gelde zurückbringen, würde es ſchon auf eine andere Weiſe wieder eingebracht haben. — Pah! Was hilft's Grübeln? Geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern, und ich habe vorerſt nichts Beſſeres

zu thun, als nachzudenken, wie ich dem zärtlichen Bräutigam die Hochzeit verderbe, ſie mag nun nahe bevorſtehen, oder noch weit hinausgerückt ſein. — Hm! — Alſo die Papiere! — Recht, dabei waren wir, als mir meine andern Dummheiten einfielen! — Ich weiß ſehr gut, wo er ſie damals hingelegt hat, und wollte meinen Kopf verwetten, daß ſie noch an demſelben Orte liegen: in dem geheimen Kaſten, der an dem Kopfende ſeines Bettes ſteht. Aber wie komme ich zu dem Kaſten? So lange er in dem Zimmer iſt, im Leben nicht, ich müßte ihn denn geradezu umbringen. Giebt's gar kein Mittel, ihn herauszulocken? Wenn ich nur fünf Minuten in dem Zimmer wäre, wollte ich die Papiere ſchon finden, die Papiere, und noch manches Andere mehr, das mir von Nutzen ſein könnte. Aber wie fange ich es an? Hm! Hm! An dieſer Leere im Hirn fühle ich's, daß ich alt werde; die geſcheuten Einfälle wollen nicht mehr kommen, wenn ich ſie rufe."

Während dieſes Selbſtgeſpräches hatte Lütke Hahn das Haus verlaſſen und war unter den Bäumen angelangt, welche daſſelbe einſchloſſen. Ueber den Raſen fortſchreitend, kam er an eine Lichtung, von welcher aus man das alte Gebäude genau überſehen konnte. Es waren hier das Geſträuch und die

wucherndeu Schlingpflanzen ſorgſam ausgerodet worden, um den Weg bis zur Lichtung frei und ungehindert paſſiren zu können, denn hier ſtand ein zweites, bei weitem kleineres Haus, in welchem man früher Futter für das Vieh und andere Gegenſtände aufbewahrte. Seit die Koloniſten ſich aus dieſem Bereiche fortgezogen, war dies Magazin ganz in Verfall gerathen, es hatte ſich Niemand um daſſelbe bekümmert; weder Fenſter noch Thüren waren in demſelben, Regen und Sonnenſchein hatten freien Durchzug. Giftiges Gewürm und Nachtvögel hatten hier ihre Herberge und nur von Zeit zu Zeit hielt ſich ein verlaufener Neger darin für einige Stunden verborgen.

Einige Zeit ſtand Lütke Hahn vor dem halbverwitterten Blockhauſe und betrachtete es von allen Seiten. Plötzlich ſchlug er die Hände zuſammen:

„Nun hab' ich's! Das Mittel, den klugen Mynheer aus ſeinem Zimmer zu locken, iſt gefunden! Wartet, Matthias van Hagen, ich will Euch einen Punſch zuſammen brauen, der Euch noch acht Tage nachher in der Kehle brennen ſoll. Dehnt Euch und ſtreckt Euch noch einen Augenblick recht behaglich; wir wollen ſehen, daß Ihr deſto ſchneller von Eurer Matratze aufwippen ſollt."

Er eilte im Fluge nach dem Wohnhauſe und

kehrte eben ſo ſchnell von dort wieder zurück. — Er war mit altem Tauwerk, Schwefelfaden und einer Zunderbüchſe beladen und in wenigen Minuten hatte er in dem alten Blockhauſe ein helles Feuer angezündet.

„Aha! Nun werden wir bald ſehen, wer flinke Beine hat! Hier haben ſie zuerſt Eile! Verdammtes Gewürm! Es merkt eine Veränderung in ſeiner Häuslichkeit und läuft und haſtet durch einander, als wenn es tauſend Beine hätte! — Und die Flügel regt es auch! Es ſummt und ſchwirrt mir um den Kopf und fliegt mir in's Geſicht . . . Satansbrut! Ich will ein Ende machen!"

Er ergriff ein Stück glimmendes Tauwerk und warf es in einen großen Haufen halbverfaultes Maisſtroh. Alsbald knitterte und knatterte es und gleich darauf ſtieg die feurige Lohe empor; ſie leckte längs den Wänden empor und ergriff das Gebälk des Daches. Die Flamme brach ſich Bahn und überſtrahlte die rieſigen Waldbäume mit röthlicher Gluth.

Als der Brand im vollen Gange war, ſtürzte Lütke Hahn nach dem Hauſe zurück und ſchlug, aus vollem Halſe ſchreiend, mit der geballten Fauſt an alle Fenſter.

„He! Hollah! Hollah! Steht auf! Steht auf,

wenn Ihr nicht bei lebendigem Leibe verbrennen wollt˙ Werther Herr Matthias van Hagen, erhebt Euch! Eure Bettſtelle wird gleich Feuer fangen! — Schönſte Jungfrau Katharine! Es brennt! Es brennt! — Wo iſt das muffige Negervolk? Wo ſind die ſchwarzen Hunde? Der ganze Wald brennt und wir müſſen jämmerlich erſticken!“

Zwei Neger waren die Erſten, die laut heulend aus dem Eingangsthor hervorſtürzten. Sie ſahen, aus dem erſten Schlafe aufgeſchreckt, die hochaufwirbelnden Flammen und vermehrten den Lärmen und das ſteigende Wirrniß durch ihr Angſtgeſchrei, in das Jeder einſtimmte, der ſich aus dem Hauſe flüchtete und dabei nirgends Hand mit anlegte, ſondern ruhig brennen ließ, was eben brennen wollte.

Das Feuer fand hinreichende Nahrung, es griff von Moment zu Moment weiter um ſich und die Flamme ſtieg bis zur ſchwindelnſten Höhe in den dunklen Nachthimmel empor. Das Entſetzen und die Verwirrung war auf's Höchſte geſtiegen. Matthias van Hagen fuhr aus dem erſten Schlummer auf, er hörte den durchdringenden Lärmen und ſah ſein Zimmer von einem blutrothen Schein übergoſſen. Er ſprang nach der Thür und ſtieß ſie auf. Von der andern Seite her kamen Katharine und ihr Groß-

vater, die vor dem ſchrecklichen Anblick flohen. Wußte doch Niemand, woher die Gefahr komme und wie hoch ſie bereits geſtiegen ſei.

„Wo iſt das Feuer? Wo?“ rief angſterfüllt der zitternde Greis.

„Wohin fliehen wir! Ich finde die Thür nicht!“ ſprach bebend die bleiche Jungfrau.

„Hierher! Hierher!“ ſchrie Matthias van Hagen. „Wo ſind alle die ſchwarzen Hunde? — Feig entflohen ſind die Beſtien, aber ich werde ſie todtpeitſchen laſſen! — Hierher, Katharine! Hierher, alter Mann! Ich werde bald herausfinden, wo es brennt, und . . . kommt nur! Eilt Euch, zum Donnerwetter! Hier iſt keine Zeit zu verſäumen!“

Sie gelangten in's Freie und überſahen den Brand. Auch die umſtehenden Bäume waren bereits von den Flammen ergriffen und boten ein furchtbar ſchönes Schauſpiel dar. Die Neger ſtanden da, zitternd auf die Gluthen blickend, ohne Rath und nicht wiſſend, wie ſie dem Wüthen des Elementes Einhalt thun ſollten.

Unterdeſſen hatte ſich Lütke Hahn nach dem Hauſe geſchlichen, deſſen Bewohner Alle im Freien waren. Ohne Mühe gelangte er in das Zimmer ſeines Herrn, und fand den Schrank, worin dieſer ſeine geheimen

Papiere aufbewahrt hatte. Bald hatte er ſie gefunden.

„Wußte wohl, daß ſie hier ſein mußten. Will er ſie doch dem armen Dinge als Morgengabe verehren. Nun ſind ſie in meiner Verwahrung und ich will ſchon Acht haben, daß ſie meiner Rache dienen.“

Er ſchlich zum Hauſe hinaus, eben noch früh genug, um nicht entdeckt zu werden, denn Matthias van Hagen, der bald eingeſehen hatte, daß für das eigentliche Wohngebäude keine Gefahr ſei, führte Katharine und ihren Großvater dahin zurück.

Lütke Hahn näherte ſich der Jungfrau mit großer Behutſamkeit und flüſterte ihr zu:

„Laßt Euch nicht eher zur Trauung führen, bis er die gefürchteten Papiere in die Hände des Prieſters niedergelegt hat!“

Katharine ſchrie auf und blickte ſich um, allein ſie konnte Niemand gewahr werden.

Dreizehntes Kapitel.

Die Neger hatten Gottlieb Schwalbe, unter Cunny's Leitung, nach der Kolonie von Großfriedrichsberg zurückgetragen, und dann ihren jungen Gebieter, nach deſſen Befehl, verlaſſen. Er hatte ſich gefreut, die Seinigen wiedergefunden zu haben, und war bereit, zu ihnen zurück zu kehren, aber erſt dann, wenn für ſeinen weißen Freund alle Gefahr verſchwunden ſei.

Die Sorgfalt des Arztes, die treue Pflege des Negers und die gute Natur des Verwundeten ſelbſt waren drei mächtige Verbündete; die Gefahr zog bald vorüber und Gottlieb Schwalbe ging ſichtlich ſeiner Geneſung entgegen.

Er ſaß vor der Thür, neben ſeinem treuen Pfleger, und genoß des erquickenden Sonnenſcheins. Beide hatten längere Zeit ernſthaft miteinander geſprochen.

„Du willſt mich alſo verlaſſen, mein Junge?“ ſagte Gottlieb Schwalbe traurig. „Das thut mir ſehr weh. Wir ſind nicht wie Herr und Diener zu betrachten, auch nicht wie zwei Freunde, die ein Stück Weges mit einander gegangen ſind und ſich nun mit einem raſchen Händedruck trennen. Wir ſind uns gegenſeitig ſo viel ſchuldig geworden, daß wir uns nur betrachten können wie zwei Brüder, die unter e i n e m Herzen gelegen haben, und denen Alles gemeinſam iſt, was ſie beſitzen. Nicht wahr, Cunny, wir ſind Brüder?“

„Bin treuer Bruder.“

„Und doch wird es Dir ſo leicht, mich zu verlaſſen?“

„Mich nicht quälen. So groß iſt meine Liebe, daß ich wollte eher finden das Ende des Lebens, als das Ende meiner Liebe zum weißen Bruder. Du finden wieder die Braut, Du heirathen; Du haben viel Glück und Freude, Du ziehen über See, weit, weit weg. Cunny bleiben hier allein zurück.“

„Warum folgſt Du mir nicht nach Europa?“

„Habe gefunden mein Volk, habe gefunden den Platz, wo liegen mein Vater und Mutter! Mir haben gefunden die Hütte, worin ich ſeien geboren. Ich muß bleiben.“

„Das begreiſe ich. Aber es wird einem dankbaren Herzen ſchwer, ſich von dem Manne zu trennen, der uns durch ſo viele Beweiſe ſeiner Liebe gefeſſelt hat."

„Warum Du wollen fort? Warum nicht bleiben hier, wo wir wollen finden Katharine und alte Mann, und wo Du haben Haus und Hof und Landsleute? Was Du wollen in kalte Europa? Du rufen und alte Moſes kommen zurück, Du rufen und alte Hochbootsmann kommen zurück; dann haben Du Alles hier, was Dich lieben, und Du leben und ſterben hier unter Palmen vor Augen die mächtige See, die Du lieben ſo ſehr."

„Du denkſt wohl nicht daran, daß jenſeits des Meeres ein Vater auf mich wartet, der vielleicht ſehr unglücklich iſt und ſich in Sehnſucht nach mir verzehrt?"

Der Neger ſchwieg, den Kopf auf die Bruſt geſenkt.

„Du antworteſt mir nicht, mein Junge?"

„Du haben recht!" entgegnete Cunny nach einer Pauſe. „Du haben immer recht. Du mußt fort und Cunny wird brechen das Herz."

Beide hatten nicht bemerkt, daß während ihres Geſpräches ſich ein Mann gezeigt hatte, der ſie auf-

merkſam zu betrachten ſchien, als wolle er ſich überzeugen, er habe wirklich diejenigen gefunden, die er ſuche. Jetzt kam er näher und die Mütze ziehend, fragte er höflich:

„Ihr verzeiht, wenn ich ſtöre. Aber ich ſuche einen Mann, mit dem ich nothwendig zu ſprechen habe. Kennt Ihr vielleicht einen Schiffscapitain, Namens Gottlieb Schwalbe?"

„Der bin ich."

„Ihr ſeid es ſelbſt? Hocherfreut bin ich, einen Mann von Perſon zu erblicken, von dem ich ſo viel Gutes vernommen habe. Gereicht mir zur beſondern Ehre, Eure Bekanntſchaft zu machen."

„Dank Euch! Aber hört, ich bin kein ſonderlicher Freund von dergleichen Höflichkeiten und verſtehe ſie nicht zu erwidern. Alſo geradezu, wenn's beliebt."

„Das iſt mir lieb, das iſt mir ſehr lieb, denn ich denke eben ſo. Aber man muß doch erſt auf den Buſch klopfen, wenn man den Vogel nicht kennt, der darin niſtet. Alſo mein lieber Capitain — bitte, ſtört Euch nicht! Ihr ſeid verwundet und noch in der Geneſung begriffen, da muß man ſich ſchonen. — Wenn's Euch genehm iſt, hätte ich wohl einige Worte mit Euch unter vier Augen ... Verſteht ſich, in Euern Angelegenheiten."

„Wenn es meine Angelegenheiten ſind, hindert ein Zeuge nichts. Ich habe vor dieſem Manne, der mein guter, lieber Freund iſt, durchaus kein Geheimniß. Laßt alſo hören, was Ihr auf dem Herzen habt.“

„Alſo der Neger iſt Euer Freund? Curios! Dergleichen Verbindungen zwiſchen Schwarze und Weiße ſind hier ſonſt unerhört. Aber ich merke ſchon, bei Euch iſt Alles ſeltſam und apart. Nun denn, mein lieber Capitain — bitte Euch, werdet nicht ungeduldig, das könnte Eurer Wunde ſchaden, und es iſt wirklich nothwendig, daß Ihr mich ruhig anhört.“

„Redet denn! Aber kurz!“

„So kurz als nur möglich. Ihr habt etwas verloren, Herr, was von der größten Wichtigkeit für Euch iſt, und habt vergebens danach geſucht.“

„Was meint Ihr damit?“

„Nun komme ich daher und will Euch ſuchen helfen.“

„Was wollt Ihr mir ſuchen helfen?“

„Eine verlorne Braut!“

Es durchzuckte Gottlieb Schwalbe wie ein Blitzſtrahl, der unverſehens aus heiterer Höhe niederfährt:

„Menſch! Wer ſeid Ihr? Was wißt Ihr von

Katharinen? Wo iſt ſie? Wo hält jener Schurke ſie verborgen, der ſie mir geſtohlen?"

„Sachte, ſachte, beſter Herr! Um Eurer Selbſt willen bitte ich Euch darum. Wenn ich Euch nicht freiwillig Alles ſagen wollte, wäre ich ja nicht daher gekommen. Ihr wußtet nichts von mir und meinem Geheimniß. Alſo hört ruhig mich an."

Lütke Hahn, denn kein Anderer war es, der den Seemann aufgeſucht hatte, theils um ſeiner Rache zu genügen, theils um ſein Geheimniß für den höchſtmöglichen Preis loszuſchlagen, — Lütke Hahn begann nun, die Geſchichte von Katharinens Entführung zu erzählen, ſammt Allem, was mit derſelben in Verbindung ſtand.

„Und alſo", ſchloß er, „iſt ſie noch nicht verheirathet, denn ſie hat es wohl beherzigt, was ich ihr zugerufen habe, und wird ſich danach richten. Wenn wir aber die Papiere unterſuchen laſſen, — denn aufrichtig geſagt, ich verſtehe mich nicht ſonderlich darauf, ihren Inhalt zu entziffern — werden wir wahrſcheinlich entdecken, daß die ganze Geſchichte nichts anders als eine gemeine Betrügerei des Herrn Oberkaufmanns iſt."

Gottlieb Schwalbe, der ſchon mehrere Male vergeblich verſucht hatte, zu ſprechen, brach jetzt los:

„Und wo ſind die Papiere? Wo iſt das Gefängniß, worin der Schurke mein armes Mädchen verbirgt? He, hollah, Mann! Wo finde ich das Alles?“

„Nun ſtehen wir am Wendepunkte,“ antwortete der Aufſeher. „Nach den Mittheilungen, die ich Euch gemacht habe, findet Ihr es begreiflich, daß ich nicht wieder in die Dienſte des Herrn van Hagen zurückkehren kann. Ich thue es aus Rechtlichkeitsgefühl und bereue es nicht, allein ich bin nun außer Brod und leben muß ich doch, jede Waare hat ihren Preis und ...“

Der junge Seemann hörte nicht weiter auf ihn, ſondern flüſterte ſeinem Cunny haſtig einige Worte zu. Dieſer eilte in's Haus und kam mit einem Beutel zurück, deſſen reichen Inhalt er in die Mütze des Aufſehers ſchüttete.

Dieſer fuhr erſtaunt zurück.

„Iſt das genug?“ fragte Gottlieb Schwalbe.

„Erlaubt, Herr! Mir ſcheint beim erſten flüchtigen Anblick allerdings ...“

„So nehmt es hin, und wenn Alles glücklich ausgeht, will ich die Summe verdoppeln. Nun aber ſchnell Hand an's Werk!“

„Topp! Ihr ſeid ein ſplendider Herr. Aber Ihr

ſollt auch eben ſo ſplendide bedient ſein, denn ich habe Ehre im Leibe und laſſe mir nichts ſchenken. Ich treffe alle Anſtalten, damit wir ſo ſchnell als möglich an Ort und Stelle gelangen. Während der Zeit wäre es wohl gut, wenn Ihr dies Packet, worin die Papiere ſind, die dem alten Herrn van dem Boſche einen ſolchen Schrecken einjagten, etwas näher unterſuchen ließet. Ich denke mir, es ſteckt, wie ich Euch ſchon ſagte, eine Teufelei dahinter, und wenn Ihr vielleicht mit dem Secretair des Herrn Gouverneurs Rückſprache nehmen wolltet . . ."

„Der Gedanke iſt gut. Daß ich zu ſchwach bin, um Alles ſelbſt zu belaufen! — Cunny geſchwind! Fliege nach dem Gouvernementshauſe und bringe mir den Secretarius hierher. Sage ihm, verſprich ihm, was Du willſt, er ſoll nur gleich kommen."

Cunny eilte davon.

„Das habt Ihr gut gemacht! Wenn ſo ein Mann von der Feder eine Handvoll Gulden wittert, iſt er flink bei Wege. In einer Stunde bin ich wieder hier; bis dahin wird Alles entſchieden ſein."

Der Secretair war bereitwillig gekommen und hatte die Briefe genau durchgeſehen. Er legte ſie bedächtig aus der Hand und ſagte:

„Dies iſt nichts als leeres Wſchiwaſchi, verſteht

Ihr! Zwei erhitzte jugendliche Köpfe haben das geſchrieben, und wenn ein alter Mann ſich vor dieſen kindiſchen Ausbrüchen ſeines Gehirns fürchtet, ſo kommt das nur daher, weil er eigentlich nicht mehr weiß, was er vor ſo und ſo viel Jahren geſchrieben hat. Das iſt ein Tollmannswerk, wie es wohl bei jungen Leuten in dem Rauſche einer lebhaften Jugend aufſteigen kann, aber es hat keinen Halt und iſt ganz und gar nicht ausführbar. Aber geſetzt auch, es wären einzelne Dinge darin berührt, von denen man eingeſtehen müßte, daß ſie ſich hätten damals realiſiren laſſen, ſo iſt ein ſolcher Verſuch doch nimmer gemacht worden, ſondern iſt ein Projekt auf dem Papier geblieben, von deſſen Daſein kein menſchliches Weſen etwas gewußt hat, als die beiden Schreiber; ja es würde Niemand Kenntniß davon erhalten haben, wenn die Scharteke dem Eigenthümer, der ſie in irgend einem Winkel vergeſſen hatte, nicht diebiſcher Weiſe entwendet worden wäre."

„Ihr meint alſo?"

„Ich meine, daß dieſe vergelbten Briefe zu nichts taugen, am wenigſten aber, einen achtbaren Mann in den Anklageſtand zu verſetzen, und ſollte Jemand eine ſolche Klage anſtellen wollen, würde ſie nur Gelächter erregen und dem Kläger einen wohlver-

dienten Verweis zuziehen. Indeſſen iſt der Inhalt immer geeignet, einem ſchwachen Greiſe und einem jungen Mägdlein Furcht einzujagen, weshalb man alſo gegen den Kläger, der längſtverjährte Dinge auf ſolche Weiſe zum Schaden ſeiner Mitmenſchen benutzt, um für ſich ſelbſt dieſe oder jene Vortheile zu erringen, noch einen beſonderen Prozeß anſtrengen könnte, ſo daß der, der Andern eine Grube zu graben gedachte, ſich ſelbſt in derſelben finge."

„Ich danke Euch, Herr! Wahrhaftig, ich danke Euch ſehr! Ihr wißt nicht, welchen Stein Ihr von meiner Bruſt gewälzt habt. Bitte Euch, nehmt dieſe Kleinigkeit von mir zum Andenken und verſagt mir Euern Beiſtand nicht, wenn ich deſſen einmal wieder bedürftig bin."

Der Secretair wog das erhaltene reiche Geſchenk in der Hand und ſagte ſchmunzelnd:

„Wahrhaftig, kein beſſeres Brod in dieſer neuen brandenburgiſchen Kolonie, als ein Juris consultus, wenn alle Klienten ſo raiſonabel dächten als Ihr, und alle ſtreitigen Punkte ſo leicht zu entwirren wären als dieſer. Recommandire mich beſtens, und wenn jener Rabuliſt ſich noch irgend etwas zu ſagen unterſteht, ſo gebt mir nur einen Wink, ich will ihn mit einem Federſtrich zu Paaren treiben."

Während der Secretair fröhlich heimwärts ſchritt, kehrte Lütke Hahn zurück und erklärte ſich bereit, das Amt des Führers zu übernehmen. Gottlieb Schwalbe und Cunny hatten ſich bewaffnet; Letzterer hatte zugleich einigen der Neger ſeines Stammes, welche ſich in der Nähe aufhielten, befohlen, ihm zu folgen, und der Zug bewegte ſich in gemeſſenen Schritten der Wildniß zu, wo das Blockhaus lag, in welchem Matthias van Hagen die zarte Blume barg, welche er ſo unbarmherzig aus dem heimiſchen Boden geriſſen hatte.

Dort war unterdeſſen die Scene verändert. Der unumſchränkte Despot, durch nichts behindert, handelte raſch, um das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen. Mit der ungeduldigſten Haſt hatte er die letzten Vorbereitungen getroffen, und mit dem erſten Strahl des jungen Morgens betrat er das Gemach der Jungfrau:

„Der Prieſter wartet. Seid Ihr bereit?"

Katharine erhob ſich, geſtützt auf ihren Vater:

„Ich werde es ſein, ſobald Ihr dieſem Greiſe die Papiere einhändigt, welche er von Euch zu verlangen hat. Nur erſt, wenn er erklärt, daß es die ächten ſind, folge ich Euch zum Altar."

„Nach der Ceremonie ſtehen ſie zu Euern Dienſten.“

„Vor derſelben muß ich ſie haben. Man muß vorſichtig ſein, Mynheer, wenn man mit Euch unterhandelt.“

Der Oberkaufmann lachte höhniſch:

„Solches Mißtrauen gegen einen Mann, der Euch Alles ſein ſoll?“

Katharina bebte; Fieberſchauer durchrieſelte ihre Glieder:

„Dieſen Spott vergebe Euch Gott! Gebt die Papiere oder ich nehme mein Wort zurück, es entſtehe daraus, was da wolle.“

Matthias van Hagen erhob drohend die geballte Fauſt:

„Es ſei! Aber ich gedenke es Euch! Bei allen Teufeln der Hölle ſei's geſchworen: Ich gedenke es Euch!“

Der Oberkaufmann ging. Er wollte nicht gehen, aber er mußte. Mit unſichtbarer Gewalt zog es ihn fort. Die Reize der Jungfrau, die in ihrem Leide faſt wie eine überirdiſche Erſcheinung anzuſehen war, hatte ihn jeder Willenskraft beraubt; er eilte in ſein Gemach, um ihren Willen zu thun.

Aber vor Schrecken erſtarrt, ſtand er vor dem

Schranke, der den angeblichen Schatz bis dahin verborgen hatte. Die Papiere lagen nicht an der beſtimmten Stelle. Mit wachſender Ungeduld, mit ſteigender Angſt ſuchte er jeden Winkel deſſelben nach, umſonſt! Es fand ſich kein Blatt von jenen Briefen, die er ſo ſorgſam aufbewahrt hatte, und die er jetzt um einen unſchätzbaren Preis ausliefern wollte. Er durchſuchte zwei, drei Mal nicht nur den Schrank, ſondern den Schreibtiſch und jeden andern Ort, wo ſich nur irgend etwas konnte verbergen laſſen. Er wußte im Voraus, er werde nichts finden, aber er ſuchte nur um deſto eifriger; die werthvollſten Dokumente, die er hier in ſeinem geheimſten Archiv bewahrte, warf er, als völlig nutzlos, in ſich überſtürzender Haſt bei Seite, dem einzigen Papiere nachſpähend, das in dieſem Augenblicke für ihn Werth hatte. Aber wie oft er alle Behältniſſe bis auf den Boden durchwühlte, alle Mühe war vergebens; — die Briefe blieben verſchwunden. Erſchöpft hielt er endlich inne und ſank in einen Seſſel.

Und wie in dieſer Abſpannung ſeine Gedanken von Einem zum Andern irrten, und die verſchiedenſten Geſtalten in ſeinem aufgeregten Geiſte vorüber ſtreiften, ſprang er plötzlich auf und ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn:

„Lütke Hahn!“

In dieſem einen Schrei ſtieß er all ſeinen Grimm, all ſeinen Zorn aus. Ein Schurke wittert den Andern, und mit einem Male war es ihm klar geworden, daß dieſer falſche Knecht ihm die Briefe entwendet habe. Nun galt es, raſch zu handeln; Alles mußte vorüber ſein, bevor Jener davon Gebrauch machen und ſein ſo weit gefördertes Werk vernichten konnte. Mit der größten Anſtrengung ſeine Aufregung bemeiſternd, raffte er einige Schriften zuſammen und gab ihnen äußerlich die Form jenes Brief-Packetes, wie es Willem van dem Boſche in ſeiner Hand geſehen hatte. Dann begab er ſich in den Hof, ertheilte den dort anweſenden Negern ſeine Befehle, erſuchte darauf den geiſtlichen Herrn, ſich zur Trauung bereit zu halten, und kehrte in das Gemach Katharinens zurück:

„Ich habe noch einmal Euern Bitten nachgegeben! Aber nur dies eine Mal! Es geſchieht nicht wieder, darauf mögt Ihr Euch verlaſſen. Hier ſind die Papiere! Seht her, alter Herr! Haltet Ihr dies Packet für das Eurige?“

Willem van dem Boſche ſtreckte begierig die Hände danach aus:

„Gebt! Gebt!“ Damit dieſe Centnerlaſt von meinem Herzen genommen werde!“

„Geduld! Dieſe Papiere lege ich in die Hände des Prieſters! Wenn die Trauung vollzogen iſt, werdet Ihr ſie von ihm empfangen, eher nicht. Iſt Euch das genehm, ſo iſt binnen einer Stunde Alles in Ruhe und Frieden beendigt, wonicht, ſo meßt es Euch ſelbſt bei, wenn weiteres Unheil für Euch aus den Maßregeln entſteht, die ich ſofort ergreifen werde. Wollt Ihr mir folgen, Jungfrau?“

„Nicht eher, als bis dieſe Papiere in die Hand meines Großvaters gelegt ſind.“

Matthias van Hagen ſtieß in eine ſilberne Pfeife. Ein Aufſeher trat mit vier bewaffneten Negern ein:

„Befehlt, Mynheer?“

„Bemächtigt Euch jenes alten Mannes dort! Er iſt ein gefährlicher Hochverräther! Bindet ihn und bringt ihn nach Mina zum Gouverneur! Sagt dem General, daß ich ihm den Gefangenen ſchickte, und händigt Se. Excellenz dies Packet ein . . .“

„Halt! Halt!“ rief der Greis in Todesangſt. „Katharine! Sei barmherzig! Ich kann die Schande nicht ertragen! Folge ihm zum Altar!“

„Du willſt es?“ fragte die Jungfrau und heftete einen langen, thränenfeuchten Blick auf den zittern=

den Greis. „Nun, wohlan denn! Herr, Dein Wille geſchehe und ſei mir barmherzig! Mynheer van Hagen, ich bin bereit, Euch zu folgen!“

Triumphirend ergriff der Oberkaufmann die Hand Katharinens und führte ſie in das andere Gemach, wo der Prieſter ihrer harrte. Der Greis ſchwankte hinter ihnen drein.

Als der Prieſter das Gebet zu ſprechen begann, erſchien Gottlieb Schwalbe auf der Lichtung, wo das Blockhaus, vom dunklen Schatten der Tamarinden verſteckt, vor ihm lag.

Ende des fünften Bandes.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Berlin

und

Weſt-Afrika.

Ein Brandenburgiſcher See-Roman

von

Heinrich Smidt.

Sechster Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.

1847.

Seiner Königlichen Majeſtät

Friedrich Wilhelm IV.

Könige von Preußen ꝛc. ꝛc.

ſeinem Allergnädigſten Könige und Herrn

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfaſſer.

Erſtes Kapitel.

„Darum wandelt neben einander den Weg, den der Herr Euch gezeigt hat, in herzlicher Eintracht und ehelicher Gemeinſchaft, als fromme Chriſten, woran Gott ein Wohlgefallen hat. Liebet einander und bleibt Euch gewärtig, im Glücke wie in der Trübſal; dann werden Euere Nachkommen geſegnet ſein und Ihr werdet die Krone des Lebens haben. Amen!“

Der Geiſtliche hielt inne. Die Trauung war vorüber.

Katharine war die Gattin des Mannes, der ihr der Entſetzlichſte auf Erden war.

„Nun, junges Weibchen!“ rief Matthias van Hagen fröhlich lachend. „Seht um Euch! Die Welt ſieht noch eben ſo aus, als vorhin und es regnet weder Feuer noch Schwefel vom Himmel. Kommt, kommt! Ihr müßt Euch nicht ſo zerren und

zieren! Ihr ſeid nicht mehr Katharine van dem Boſche, ſondern Myvrouw van Hagen, die ihrem geſtrengen Eheherrn jetzt den erſten Kuß geben wird."

Aber Katharine wies ihn ernſt zurück:

„Erfüllt Eure Verpflichtungen, Mynheer, wie ich die meinigen erfüllt habe."

„Schon wieder dies ernſte Geſicht? Ihr wißt doch, daß ich Euch jetzt zu befehlen habe, und mein erſter Befehl iſt, daß Ihr aller Traurigkeit den Abſchied geben ſollt. Runzelt die Stirn nicht ſo; es macht Euch nicht ſchöner. Der Pfaff ſchließt, wie Ihr ſeht, das Geſchäft mit dem alten Herrn ab, Ihr aber . . . Das Netz iſt ausgeſpannt und das Vögelchen mag hin und her flattern, ſoviel ihm beliebt, es wird doch gefangen."

Und mit aller Gluth ſeiner rohen Leidenſchaft riß er Katharine an ſich und bedeckte ſie mit Küſſen.

Der Geiſtliche hatte ſich unterdeſſen dem alten Herrn genähert und überreichte ihm ein Paket:

„Nach dem Willen meines hohen Gönners, des Mynheer Cornel Matthias van Hagen ſoll ich Euch nach beendigter Trauung dieſes Paket mit Schriften überreichen. Ich entledige mich hiermit dieſer Pflicht und bitte Euch, mir unbeſchwert, den Empfang derſelben beſcheinigen zu wollen."

Willem van dem Boſche empfing das Paket und löſte zitternd den Umſchlag:

„Du biſt theuer bezahlt! O, mein Kind! Mein Kind! Vergieb mir!“

Aber wie vom Donner gerührt, taumelte er zurück, als er die Papiere entfaltete:

„Betrug! Niederträchtiger, hölliſcher Betrug!“

„Betrug!“ rief Katharine und verſuchte umſonſt, ſich den Armen des ihr aufgedrungenen Gemahls zu entwinden.

„Nicht doch, Liebchen! Nicht doch!“ entgegnete van Hagen, und zog Katharine feſter an ſich. „Der Alte faſelt!“

„Ich bin betrogen! Es ſind meine Briefe nicht!“ rief Willem van dem Boſche außer ſich. „Weh mir, Unglückſeligen! Es ſind meine Briefe nicht.“

Katharine hatte ſich aus den Armen ihres Gatten geriſſen und flog zu ihrem Großvater:

„Es iſt nicht möglich! So ſchändlich betrügt ſelbſt Dieſer nicht! Du mußt ja die rechten Briefe empfangen haben.“

„Ich habe ſie nicht! Das iſt meine gerechte Strafe dafür, daß ich Dich verkauft habe! . . . O, mein Gott! Mein Gott! Weh mir Unglückſeligen!“

„Plerrt nicht, zum Teufel!“ gebot van Hagen.

Katharine trat ihm gegenüber:

„Iſt es wahr, daß Ihr den alten Mann getäuſcht, daß Ihr mich betrogen habt?“

„Euch wollte ich um jeden Preis beſitzen,“ entgegnete der Oberkaufmann. „Die rechten Papiere ſind auf eine unbegreifliche Weiſe aus meinem Gewahrſam verſchwunden — was wollte ich machen? Aber ich ſchwöre bei allen Teufeln der Hölle, daß ich nicht weiß, wo die Briefe, die übrigens nichts werth ſind, hingekommen ſein mögen.“

Lütke Hahn ſchaute durch das offne Fenſter in das Zimmer.

„Sie ſind Euch geſtohlen!“

Der Oberkaufmann brauſte auf:

„Biſt Du da, nichtswürdiger Hund? Sind die Papiere geſtohlen, ſo haſt Du ſie genommen und ich will ſie Dir entreißen!“

„Ich habe ſie ſchon beſſern Händen übergeben!“ rief Lütke Hahn und verſchwand vom Fenſter.

Die Thür ſprang auf und Gottlieb Schwalbe flog herein:

„Hier, alter Mann, ſind die Briefe, die Dich ſo ängſtigten; Du brauchſt Dein armes Kind nicht dafür hinzugeben! Katharine, Du biſt frei!“

„Weh mir! Ich bin es nicht!“ ſprach Katharine mit bebenden Lippen, bleich wie der Tod.

Matthias van Hagen trat Gottlieb Schwalbe entgegen:

„Dieſe Dame iſt mein Weib!“

„Dein Weib! Du lügſt! Nein! Katharine! Es iſt nicht möglich! Du biſt nicht ſein Weib!“

Katharine ſchluchzte laut.

„Ich ſage Euch, ſie iſt mein Weib und Ihr werdet nun hoffentlich wiſſen, welcher Art Eure Stellung von jetzt ab dieſer Dame gegenüber iſt.“

„Das koſtet Dein Leben!“ rief Gottlieb Schwalbe. „Mit meinen Händen will ich Dich erwürgen!“

Cunny war ſeinem Freunde auf dem Fuße gefolgt. Er trat vor und drängte dieſen zurück:

„Mir ihn laſſen!“

„Iſt das eine Neger-Rebellion?“ rief der Oberkaufmann und ſetzte ſeine Pfeife an den Mund. Es ward draußen lebendig und durch Thüren und Fenſter drangen die bewaffneten Neger van Hagens ein, die ihren Hern umringten.

„Schießt die beiden Hunde zuſammen!“ gebot der Oberkaufmann, auf Gottlieb Schwalbe und Cunny deutend. „Nieder mit ihnen, ſäge ich!“

Aber Katharine ermannte ſich und klammerte ſich an Gottlieb Schwalbe:

„So tödtet mich mit ihm!“

„Weib!“ rief van Hagen ergrimmt. „Vor meinen Augen wagſt Du es, Deinen frühern Buhlen zu umarmen? Schießt ihn nieder!“

Aber die Neger zögerten, denn ſie wußten nicht, wie ſie das Gebot erfüllen ſollten, ohne nicht auch Katharine zu verletzen.

„Laß mich, Katharine, laß mich! Er ſoll von meiner Hand ſterben!“

„Denke an meinen Großvater! Es iſt die einzige Bitte, die ich noch gegen Dich ausſprechen kann, ohne zu ſündigen. Wenn ich Dir irgend theuer geweſen bin, ſo befolge mein Gebot, und entferne Dich mit dem Greiſe! Ich bitte, ich beſchwöre Dich! Geh!“

„Du befiehlſt es? Ich gehe. Dir gegenüber habe ich keinen andern Willen, als den Deinigen. Komm, Vater! Sie will es ſo.“

Er faßte den Arm des alten Mannes, der betäubt, willenlos und ohne ein Wort zu erwiedern, ging, wohin man ihn führte.

„Berührt ihn nicht!“ ſprach Katharine, die Neger mit ausgeſtrecktem Arm zurückweiſend, und nahm eine ſo gebietende Stellung an, daß ſelbſt Matthias van

Hagen es nicht wagte, ſeinen Feind aufzuhalten. Cunny folgte, rückwärts ſchreitend, mit vorgehaltenem Gewehr. Aber kaum hatten Jene das Zimmer verlaſſen, als ihre Kraft gebrochen war, und ſie weinend niederſank.

„Nun, mein Täubchen, jetzt habe ich Dich gefangen, und werde Dich nicht ſobald wieder loslaſſen!“ rief Matthias van Hagen, ſie aufrichtend. „Hinaus mit Euch, Ihr ſchwarzen Beſtien, und bereitet Alles zu unſerer Abreiſe vor. Ich will Eure ſchöne Herrin im Triumphe nach ihrer Wohnung geleiten!“

„In mein Grab!“ ſprach Katharine dumpf in ſich hinein, und ein dichter Thränenflor verſchleierte ihr ſonſt ſo heitres Auge.

Gottlieb Schwalbe führte ſeinen Pflegevater in’s Freie, wo die Neger ſchnell einen Tragſeſſel zuſammen zimmerten und den Greis forttrugen.

Cunny ging neben ſeinem weißen Freund her.

„Du laſſen ihn leben?“ fragte er finſter blickend.

„Sie will es!“ antwortete Gottlieb Schwalbe. „O Cunny, mit dieſem Tage habe ich Alles, Alles verloren!“

„Alles?“ fragte Cunny. „Du haben noch Rache!“

Gottlieb Schwalbe antwortete nicht. Das unendliche Weh, das über ihn hereingebrochen war,

preßte ſein Herz ſo eng zuſammen, daß er im jähen Schmerze aufſchrie und ein Fieberſchauer ſeinen Körper durchrieſelte.

Der Zug erreichte den Ausgang des Waldes. Cunny ſprach leiſe mit den Negern. Dieſe umringten den Tragſeſſel, neben welchem Gottlieb Schwalbe langſam her ging, und den Greis ſorgſam ſtützte. Cunny blieb ſtehen und rief mit lauter Stimme:

„Leb wohl!"

„Cunny wohin? Bleibe bei mir!" rief Gottlieb Schwalbe, aus ſeinen Träumereien auffahrend.

„Alte Mann pflegen, können Du allein, ich bleiben hier!" entgegnete der Neger kurz und ſchritt in das Dunkel des Waldes zurück.

Keine Bitte, kein Befehl war vermögend, ihn zurückzurufen. Der Zuſtand des alten Mannes ward ſo bedenklich, daß man nicht wagen durfte, lange auf offner Straße mit ihm zu bleiben; die größte Eile war vonnöthen und mit innerm Widerſtreben ertheilte Gottlieb Schwalbe Befehl, den kaum unterbrochenen Marſch wieder fortzuſetzen.

Vor dem Blockhauſe, welches ſeit Kurzem der Zeuge ſo vieler entſetzlichen Ereigniſſe geweſen war, wogte es bunt durch einander. Schon dämmerte der Abend herein, und Alles war zur Abreiſe bereit. Die

Neger harrten nur ihrer jungen Herrin, um ſie auf den mit Blumen geſchmückten Tragſeſſel zu heben, der zwiſchen zwei Maulthieren hing. Es war reichlich Branntwein geſpendet worden, und die Neger jubelten laut. Aber wie hell auch ihre Geſänge erſchallten, die bleiche Braut ſaß drinnen, geſenkten Hauptes, mit geſchloſſenen Augen, eine Statue, ohne Leben, ohne Bewegung.

Matthias van Hagen hatte vergebens Alles verſucht, ſie aus dieſer Lethargie zu wecken; weder Drohungen, noch Schmeichelworte waren im Stande, ihr ein Lebenszeichen abzuringen. Außer ſich vor Zorn rannte er in's Freie, und erblickte drei ſeiner Neger, welche den Lütke Hahn eingefangen hatten, auf den der Oberkaufmann hatte Jagd machen laſſen. Seine Wuth hatte einen Anhalt gefunden, er warf ſich auf den zitternden Dieb und ihn auf das Grauſamſte mißhandelnd, rief er aus:

„Habe ich Dich? Habe ich Dich wirklich? Nun, Du verdammter Dieb, ſo ſollſt Du auch die Strafe erdulden, die dem Diebe gebührt! Heda! Stricke her!"

„Erbarmen, beſter Herr! Ich bin ſchuldlos!"

„Schuldlos? Oho! Wer warf Feuer in das Magazin, und ſtahl während des Brandes mein Gold und meine Papiere? He?"

„Ich that es, Herr! Aber ich bereue, daß ich es that."

„Und thateſt es umſonſt! Ich habe doch meinen Willen durchgeſetzt und Dir ſoll Dein Lohn nicht entgehen! Die Stricke her!"

„Hier, Mynheer! Hier haben Stricke!"

„Werft ihm die Schlinge über den Kopf und hängt ihn an jene Tamarinde da! Ha! Ha! Ha! Mein Junge, wie gefällt Dir der Spaß?"

„Erbarmen! Erbarmen!"

„Am jüngſten Tage giebt's Erbarmen vollauf; hier wird gehängt! Friſch hinauf mit ihm! Ha! Ha! Ha! Wie der Kerl mit den Beinen zappelt! Zieht feſter zu! — So, Burſche! Du ſtiehlſt mir kein Gold und keine Papiere mehr!"

Und mit wildem Gelächter ſchritt Matthias van Hagen der Lichtung zu, die Aufregung niederkämpfend, die ſich ſeiner bemächtigt hatte.

Ein Neger, der ihm Schritt vor Schritt gefolgt war, vertrat ihm den Weg:

„Haben gut gemacht."

„Wer biſt Du, ſchwarzer Hund? Mir aus dem Wege!"

„Haben gut gehängt, weiße Mann!"

„Wenn Du nicht gleich beiſeite trittſt, ſollſt Du

ſehen, daß ich auch Schwarze hängen laſſen kann. Aus dem Wege, ſage ich noch ein Mal!“

„Rühren Dich nicht!“ rief der Neger, ihm die Mündung ſeines Gewehrs entgegen haltend. „Ein Schritt und Du haben Kugel im Herzen!“

„Meuchelmörder!“

„Hören mich an! Ich bin Cunny, Jean Cunny, der arme Negerknabe, der Dir nichts haben gethan, und den Du haben laſſen an den Pfahl binden, um ihn zu peitſchen. Du haben die weiße Blume, die mich haben gerettet von der Peitſche, geſtohlen aus ihrem Hauſe, geſtohlen von meinem weißen Bruder und haben ſie verderbt! Du haben gemacht unglücklich viele Hundert arme Neger ſo lange Du gelebt, nun mußt Du ſterben.“

„Du wagſt! — Ha! Ha! Du ſtehſt unſchlüſſig da! Du zitterſt, Kerl! Ja, Du zitterſt bei dem Gedanken an den Frevel, den Du begehen wollteſt! Du unterſtehſt Dich nicht, Dein Gewehr auf mich abzudrücken!“

„Nein!“ ſprach Cunny mit großer Ruhe, ſein Gewehr weit wegſchleudernd. „Ich will nicht Dich erſchießen; der Tod ſeien zu leicht für Dich, zu ſchnell für alles Leid, was Du haſt zugefügt arme Neger und kranke weiße Blume! Ich will Dich mit dieſen

Händen würgen, will Dir das Herz aus dem Leibe reißen und Dein Blut trinken."

Mit der Wuth eines Tigers warf Cunny ſich auf den Kaufmann und riß ihn zu Boden. Das Ringen war verzweiflungsvoll; der Kaufmann und der Schwarze ſtießen ein dumpfes Geheul aus, während auf der entgegengeſetzten Seite des Hauſes die Branntweinkanne von Hand zu Hand ging und der Geſang der Schwarzen immer lauter, immer wilder erſcholl.

Eine halbe Stunde verging.

Katharine ſaß weinend auf ihrem Ruhebette. Die alte Negerin, die ſchon früher verſucht hatte, die junge Herrin zu necken und zu quälen, bemühte ſich auch jetzt, ſie mit einer Fluth von Worten zu höhnen, aber Katharine war ſo tief in ihrem Schmerz verſunken, daß ſie die Reden der Alten gar nicht vernahm, deren Erbitterung immer höher ſtieg, als ſie dieſe Geringſchätzung gewahrte.

Da trat Cunny raſchen Schrittes ein, er ſchleuderte das alte Weib beiſeite und rief mit ſtarker Stimme:

„Weiße Blume ſtehe auf!"

Katharine fuhr aus ihren wirren Träumen empor und blickte verſtört um ſich:

„Wer ruft mich? Du biſt es Cunny? Biſt Du Deinem Herrn nicht gefolgt?“

„Ich bin geblieben, um zu geleiten weiße Blume nach Großfriedrichsburg.“

„Du willſt mich geleiten?“

„Maulthier ſtehen bereit; meine Brüder harren. Nicht ſäumen.“

„Wie kann ich? Wenn Er . . .“ Sie ſtockte. Ihre Zunge vermochte nicht, den Namen des verhaß- ten Gemahls auszuſprechen.

„Er kommen nicht! Er können nicht kommen! Jetzt nicht! Niemals wieder!“

„Niemals wieder? Was bedeutet das? Rede, Cunny! Sieh meine Todesangſt!“

Aber Cunny antwortete nicht. Er trat einen Schritt vor, blickte ſeine Herrin an und deutete mit der Rechten gen Himmel.

„Allmächtiger Gott!“ ſchrie Katharine vor Ent- ſetzen laut auf und wäre zu Boden geſtürzt, wenn Cunny ſie nicht mit ſeinen Armen aufgefangen hätte.

Wenige Augenblicke nachher geleitete Cunny die junge Dame, die ſich willenlos der Führung des treuen Negers überließ, in den Hof und der Zug ſetzte ſich langſam in Bewegung. Die Neger van Hagens ſahen dem Schauſpiele unthätig zu, und nur

die alte Dienerin verfolgte die Wanderer eine Strecke weit mit einer Fluth von Scheltworten.

Acht Tage waren vergangen. Gottlieb Schwalbe hatte ſeinen Pflegevater glücklich nach Großfriedrichsburg geleitet und widmete ihm jede nur mögliche Sorgfalt. Aber die letzten Ereigniſſe hatten die geringen Kräfte des Greiſes vollends aufgerieben, er wurde ſichtlich ſchwächer und als Katharine eintraf, hatte ſie nur noch den wehmüthigen Troſt, durch ihr Erſcheinen die letzten Stunden des Greiſes zu erhellen und ihm die Augen zuzudrücken.

Auf dem Friedhofe von Großfriedrichsburg ward Willem van dem Boſche zur Ruhe beſtattet. Als der Grabhügel aufgeworfen war, kniete Katharine nieder und betete aus voller Seele. Alle zogen ſich zurück, ihren tiefen Schmerz ehrend, und Gottlieb Schwalbe ging die Straße entlang, welche dem Dorfe Pokeſon zuführte. Am Ende derſelben trat ihm Cunny entgegen, vollſtändig zur Reiſe gerüſtet, das Gewehr über die Schulter geworfen und an der Seite einen Lederbeutel, der mittelſt eines Riemens an den Gurt befeſtigt war.

„Ich will Lebewohl ſagen!“

„Cunny! Was bedeutet dies?“

„Mein Volk wartet! Ich darf nicht länger fern

bleiben! Mein Volk ruft mich! Mein Volk will ſeinen König!"

„Du verläßt mich?"

„Ich habe keine freie Wahl! Dort ſtehen die Boten! Ich muß ſchnell ſein!"

Er deutete auf einen Haufen Neger, der am Eingange des Dorfes harrte und mit allen Zeichen der Ungeduld den jungen Gebieter herbei winkte.

Cunny nahm die Hand Gottlieb Schwalbe's:

„Du haſt weiße Blume wieder! Lebe nun mit ihr in Frieden."

„Sie iſt mir auf immer entriſſen."

„Ich ſage, Du haſt ſie wieder. Ich habe ſie Dir zurückgegeben. Ihr Mann kommt nicht wieder, ich habe ihn getödtet."

„Cunny!"

„Mynheer van Hagen war ein großer Mann in Handel und Wandel, in Betrug und Bosheit. Hundert Neger und mehr ſind gefallen durch ſeine Grauſamkeit. Er hat gemordet den guten alten Herrn und hat verderbt weiße Blume, er hat wollen morden Dich und hat . . . Das iſt genug, mehr als genug, um ihm den Tod zu geben. Er iſt geſtorben."

„Und Du haſt ihn erſchlagen?"

„Ich habe ihn erſchlagen. Als er mich hat laſſen an den Pfahl ſchnüren, als ſeine Peitſche auf meinen Rücken niedergefallen iſt, da habe ich geſchworen bei'm weißen Gott und beim heiligen Fetiſch der Schwarzen, daß ich für dieſe Unmenſchlichkeit ſeinen Kopf nehmen wollte."

„Deine Augen blicken fürchterlich!"

„Ich habe meinen Schwur gehalten! Mit dieſen Händen habe ich ihn erwürgt, und hier" — ſeine Hand ſenkte ſich auf den ledernen Beutel — „hier habe ich Mynheer van Hagens Kopf!"

„Entſetzlich!"

„Er ſoll mich begleiten zu meinem Volk in das Dunkel des Waldes. Ich will ihn täglich anſehen und mich erinnern, was ich den Holländern, die meinen Stamm behandelt haben wie Hunde, ſchuldig bin. Die Holländer mordeten meinen Vater, meine Mutter und verkauften meine Geſchwiſter nach den Kolonien; ich habe bisher ſtill geſchwiegen, denn ich hatte meine Pflicht gegen Dich und gegen weiße Blume zu erfüllen. Das iſt geſchehen und ich muß die Meinen rächen! Lebe wohl!"

„Ich ſcheide von Dir mit Wehmuth und Schauer."

„Meinen weißen Bruder werde ich ſobald nicht wiederſehen. Er wird nehmen weiße Blume und mit

ihr ziehen nach Europa, wo der Vater harrt auf ſein Kind. Er wird Alles um ſich haben, was ihn liebt und wird glücklich ſein. Cunny geht in den Wald und nimmt aus frühern Tagen nichts mit ſich, als Mynheers Kopf."

„Cunny! Ich bitte Dich um unſerer Freundſchaft willen, gieb dieſe entſetzlichen Gedanken auf und folge mir nach Europa, als mein Freund, als mein Bruder!"

„Du ſollſt mir dergleichen nicht ſagen! Ich muß fortan leben für meine Brüder. Aber ich werde bleiben Freund und Bruder von Dir und von allen Brandenburgern, die haben gehabt Barmherzigkeit und Liebe für den armen Negerknaben. Ich bleibe ein Freund von den Bewohnern Großfriedrichsburgs und will ſein ein tüchtiger Krieger für den Kurfürſten von Brandenburg. Mein ganzes Volk ſoll für ihn in den Kampf ziehen und kein Holländer ſoll ſich unterſtehen, ſeine Hand an einen brandenburgiſchen Mann zu legen, ſonſt hole ich ſeinen Schädel. Und nun, lebe wohl, mein weißer Bruder! Ziehe in Frieden nach Europa! Ich bleibe hier als ein blutiger Rächer!"

Er ergriff die Hand Gottlieb Schwalbe's und drückte ſie feſt an ſein Herz:

„Wenn Du mich auch nicht ſiehſt, ich werde doch

wiſſen, wie es Dir geht, ſo lange Du auf der Küſte von Congo lebſt. Cunny wird Dich nicht ſehen, aber Cunny's Brüder werden um Dich ſein und Dich beſchützen."

Der Neger ließ ſeine Hand fahren und eilte ſeinen Stammes-Genoſſen zu, die ihn mit lautem Jubel empfingen.

Gottlieb Schwalbe verſuchte umſonſt, ihn zurückzurufen, der Geſang der Neger übertönte ſeine Stimme und tieferſchüttert kehrte er in ſeine Wohnung zurück.

Die Zeit träufelt ihren lindernden Balſam in jede friſchblutende Wunde, damit ſie vernarbe. So überwand auch im raſchen Laufe der Stunden Gottlieb Schwalbe ſein vielfaches Leid und ſuchte ſeine bleiche Schweſter zu tröſten, die mit der innigſten Zärtlichkeit an ihm hing. Die Leiche Mynheer's van Hagen war ohne Kopf gefunden worden. Der Mörder blieb unentdeckt. Die Einzigen, welche ihn kannten, verharrten im Schweigen. Und wenn der Mann bekannt geworden wäre, der ſolche Rachethat beging, wer hätte auf ihn fahnden wollen in der Nacht der afrikaniſchen Wälder, deren Saum der Fuß des zagenden Europäers nur mit innerem Schauer betritt?

Katharine war frei. Die Ehe mit Matthias van Hagen, kaum geſchloſſen, war wieder getrennt und

ohne Scheu durfte ſie ſüßeren Hoffnungen Raum geben, die ſich aber nimmer erfüllen ſollten. Die ſchrecklichen Tage, welche ſie erlebte, waren nicht ſpurlos an ihr vorüber gegangen, eine ſchleichende Krankheit hatte ſich ihrer bemächtigt und ſeit dem Tage, da ſie in Großfriedrichsburg anlangte, hatte ſie ihr Lager nicht verlaſſen können. Mit jeder Stunde ſchwand die Hoffnung auf Geneſung immer mehr, der Engel des Todes trat bei ihr ein und forderte ſie auf zur Reiſe in das dunkle Jenſeits.

Rath- und troſtlos ſaß Gottlieb Schwalbe neben ihrem Lager, ſein Auge war heiß und trocken, die Wohlthat einer Thräne war ihm verſagt. Er hielt ihre feuchte, kalte Hand in der ſeinen und ſah unbeweglich auf die Leidensgeſtalt, die ſich langſam aufrichtete:

„Lebe wohl, mein heißgeliebter Freund! Lebe wohl für immer! O, nicht dieſen fürchterlich ſtieren Blick! Gottlieb, ich beſchwöre Dich! Brich dieſes unglückſelige Schweigen. Sprich ein einziges Wort zu mir, mein Bruder, mein Freund!“

„O, Katharine! Katharine! Meine Augen brennen heiß, mein Herz zieht ſich zuſammen! Ich kann Dich nicht verlieren.“

„Wir verlieren uns auch nicht, mein theurer Bru-

der! Du wirſt ſtets meiner gedenken und ich werde im Himmel Segen auf Dich herabflehen und Gott bitten, daß er Dir den Balſam des Troſtes ſpende. So ſind wir ſtets mit einander vereint, bis auch einſt Deine Stunde gekommen iſt. Verſprich mir, gefaßt zu ſein."

„Ich verſpreche es Dir."

Eine Negerin trat ein, und zeigte an, daß ein Schiffer draußen ſtehe, der mit dem Capitain Schwalbe zu ſprechen wünſche. Eine engliſche Brigg, welche auf der Rhede von Großfriedrichsburg ankerte, hatte ihre volle Ladung an Bord, und beabſichtigte, noch vor Einbruch der Nacht unter Segel zu gehen.

Katharine lächelte matt.

„Mit dieſem Schiffe wollten wir Beide nach Europa abreiſen. Mir iſt die Freude nicht beſchieden, Deinen Vater zu ſehen. Ich ſoll auf der Küſte ſterben, wo ich geboren ward. Du allein wirſt den Weg in die Heimath antreten. Der Herr und ſeine Engelſchaaren ſollen Dich umſchweben, damit Du ihn glücklich zurücklegſt."

„Das meinteſt Du nicht im Ernſt, Katharine; das kannſt Du nicht meinen! Und wenn ich nie in meinem Leben nach Europa zurückkehren ſollte, ſo werde ich Dich jetzt nicht verlaſſen."

„Aber ich werde D i ch verlaſſen! Bald! Gleich! Schon dunkelt es mir vor den Augen! — Gottlieb, mein Freund, bete, daß Gott mich gnädig empfange! — Ich verzeihe dem unglückſeligen Mann, der mein junges Leben gemordet hat, und Du — hörſt Du — verzeihe ihm auch! Sage mir, daß Du ihm verzeihſt.“

„Ich verzeihe ihm!“

„Ziehe in Frieden! — Grüße Deinen Vater! — Ich würde ihm eine gehorſame Tochter geweſen ſein! — Ade! — Ade! —“

Eine lange Pauſe trat ein:

„Alles ſchwarz! Ich ſehe nichts mehr! — Iſt das die Nacht des Grabes? — Gottlieb! Gottlieb! — Wo biſt Du?“

„Hier, mein theures Leben!“

„Ich fühle den Druck Deiner Hand! — Lebe wohl, für immer.“

Der gewaltige Schmerz, der in der Bruſt des Mannes wühlte, brach endlich die hemmende Schranke. Ein Strom von Thränen ſtürzte ihm aus den Augen; er ſchluchzte laut.

Langſam ſtrichen die Minuten vorüber; Beide waren ſtumm.

Da erhob plötzlich Katharine das müde Haupt und rief mit dem letzten Athemzuge:

„Herr! In Deine Hände befehle ich meinen Geiſt!“

Sie war hinüber.

Gottlieb Schwalbe kniete neben ihrem Bette nieder und verharrte, den tiefen, unendlichen Schmerz in der Bruſt, in dieſer Stellung bis zum Morgen.

Niemand hat ihn geſtört.

Der Capitain des Schiffes, mit den Verhältniſſen bekannt, und den Schmerz ſeines jungen Collegen ehrend, hatte Mittel gefunden, ſeine Abreiſe noch zu verſchieben. Als am Abende nach dem Begräbniſſe Gottlieb Schwalbe nach dem Kirchhofe zurückkehrte, um Abſchied von der Stätte zu nehmen, wo Katharine neben ihrem Großvater ruhte, waren die leicht aufgeworfenen Hügel mit Blumen geſchmückt.

„Wer hat hier das Werk der Barmherzigkeit geübt?“ rief Gottlieb Schwalbe überraſcht.

Eine Negerin trat an ihn heran.

„Mich ſenden mächtige Negerkönig, Jean Cunny, daß ich ſollen hüten das Grab von weiße Blume.“

„Cunny! Mein Bruder, das lohne Dir Gott!“ rief der Seemann tief erſchüttert und verließ den Friedhof.

Als der Abend hereingebrochen war und der Landwind friſch von der Küſte auf die offene See hinausblies, ſah man, wie die Segel der engliſchen

Brigg, auf deren Halbdeck Gottlieb Schwalbe mit ver≈ſchränkten Armen ſtand, vom Mondlicht umſtrahlt, anſchwellten und das leicht beſegelte Schiff zog durch die raſch ſich überſtürzenden Wellen die nächtliche Bahn.

Zweites Kapitel.

Und abermals erreichen wir auf flüchtigem Kiel die Seeküſte Deutſchlands und ſtehen an der Schwelle des Stadtgefängniſſes zu Berlin, wo der Greis Benjamin Raule in Haft gebracht worden iſt, und vergebens das Ende ſeines Prozeſſes erwartet. Dort ſchmachtet auch Moſes im feuchten Gewölbe, mit Ketten belaſtet und mit ausgeſuchter Grauſamkeit behandelt, weil er keine Verbrechen eingeſtehen will, die er nimmer begangen hat.

Vor dem Eingange gehen zwei Männer auf und ab, ſich leiſe mit einander beſprechend:

„Sage Euch, ich will aber anklopfen.“

„Thut's nicht! Herr Hochbootsmann. Sie laſſen uns doch nicht zum Moſes und der Thürſteher giebt uns nur eine grobe Antwort.“

„Das bricht Dir wohl das Herz, Seekalb? He? Was kann, zum Donner, ein ſo ſchäbiger Kerl ſagen

und was kann's uns ſchaden? Biſt und bleibſt der dumme Schuſter-Hans, das muß ich Dir ſagen, wenn ich gleich aus Deiner Erbſenback eſſe und in Deiner Hängematte ſchlafe. Ich will auch den Juden nicht ſprechen, ich will'n nur etwas zuſtecken laſſen, denn ſie haben ihm Alles abgenommen, und er muß in dieſer feuchten Herbſtluft hungern und frieren. Das will ich nicht, zum Donner, und darum ſollſt ſehen, wie ich den Burſchen hier aus dem Schlafe trommle."

Mit Macht hob Nicolaus van Dören den eiſernen Thürklopfer und ließ ihn ſo ſtark niederfallen, daß es weithin erſchallte. Der Schieber that ſich auf.

„Wer lärmt ſo gotteslaſterlich an der Thür?" rief der Pförtner griesgrämig hinausſchauend. „Ich werde die Wache herbeirufen, die Euch für Eure Ungebührniß züchtigen ſoll! Aha! Ihr ſeid's! Ich dachte es wohl! Habt Ihr nicht Euern Beſcheid, daß Ihr den Juden-Hexenmeiſter nicht ſprechen ſollt?"

„Weiß wohl und will auch nicht darauf beſtehen, wenn Eure Kajüten-Offiziere es nicht haben wollen. Man ſoll keinen gemeinen Mann verführen, etwas gegen die Ordre zu thun, ſonſt hetzt man ihm die Katze auf den Rücken. Ich will den Juden nicht ſprechen."

„Was lärmet Ihr denn, zum Teufel."

„Ich weiß, Ihr ſeid ein Burſche, der Spaß verſteht! Ich kann ſchmucke Lieder auswendig und erfinde mir ſelbſt die Weiſen dazu. Darum will ich Euch Eins vorſingen und bitte Euch, nur eine Minute zuzuhören.

Nicolaus van Dören ſchwieg, aber er begann ſogleich mit dem Gelde in beiden Taſchen zu klimpern."

„Gefällt Euch das Stückchen, mein Junge?"

„Ich kann's aus ſo weiter Ferne nicht recht hören und will daher zu Euch auf die Straße kommen."

Das Schiebefenſter flog zu und gleich darauf trat der Pförtner durch eine Nebenpforte heraus.

„Was wollt Ihr denn nun eigentlich?"

„Verſteht mich, Mann! Es iſt feucht und kalt; da hat jeder Menſch gern eine warme Decke auf dem Leibe, eine volle Schüſſel und 'nen Schluck dazu. Der alte Jude — Ihr wißt wohl — hat nichts von dem Allen, aber er bedarf's, und wenn Ihr ein Werk der Barmherzigkeit üben wollt, ſo will ich Euch gut bezahlen. Nun? Den erſten Thaler für die Back des Juden, den andern für Euch und ſo fort. Iſt Euch das genehm?"

Der Pförtner überlegte:

„Wenn man Euch trauen dürfte, daß Ihr's nicht ausſchwatzt! Der Dienſt iſt ſtrenge und ich würde

gleich weggejagt. Andererſeits ſind die Zeiten hart und man nimmt mit, was kommt. Wie ſchwer fällt Eure Barmherzigkeit in's Gewicht?"

„Ihr ſeid ein Kerl, der eher im Gefängniß ſitzen ſollte, als vor der Thür deſſelben. Hört, Ihr Seehund, was haltet Ihr von 'nen Thaler vier auf Abſchlag?"

„Ich denke, es wird für 'ne warme Suppe reichen ein Paar Tage lang und eine alte Decke wird ſich wohl irgendwo im Winkel finden. Ich muß hinein, darum gebt her das Geld und fragt am dritten Abend wieder an."

Der Pförtner ſchob das Geld in die Taſche und als er die Thür hinter ſich verſchloß, brummte er in den Bart:

„Zu was braucht ſo ein Jude eine Decke? Er kann Gott danken, wenn er eine Hafergrützſuppe kriegt. Sie iſt noch zu gut für ihn, und ich will's erſt bedenken."

Die Richter Benjamin Raule's hatten die Unterſuchung gegen ihn mit aller Strenge betrieben. Die Angelegenheit war eine der verwickeltſten, die dem Gerichte jemals vorgelegen und zog ſich daher ſehr in die Länge. Nicht nur in Berlin und zu Emden in Oſtfriesland, als an welchem letztern Orte ſich das

brandenburgiſch-afrikaniſche Handels-Comptoir befand, mußte man nach Zeugniſſen und Beweiſen ſuchen. Auch in Weſtafrika und in St. Thomas und an vielen andern Orten Weſtindiens und Amerika's, wo Raule's nie ruhender Geiſt Handels-Verbindungen angeknüpft hatte, mußten Nachforſchungen angeſtellt und nach Beweiſen für die Schuld des oberſten Leiters der brandenburgiſchen Marine geforſcht werden. Große Hoffnungen hatte man ſeiner Zeit auf den alten Juden Moſes geſetzt. Dieſer wurde in der That von den Meiſten für einen ſchlauen Unterhändler gehalten, der nicht nur Raule's Gedanken mit großer Umſicht ausgeführt, ſondern ihm auch wohl noch Ideen und Pläne an die Hand gegeben hatte, die beſonders zum Nachtheil der brandenburgiſch-afrikaniſchen Handels-Geſellſchaft gedient hatten. Deshalb verfuhr man gegen Moſes mit ganz beſonderer Strenge und quälte und torquirte ihn auf alle mögliche Weiſe, um ihm ein für Raule ungünſtiges Urtheil zu erpreſſen, aber Moſes hatte nichts zu geſtehen, duldete die tauſend Widerwärtigkeiten und Plagen, womit man ihn überhäufte, mit der Ruhe eines Märtyrers und die Unterſuchung blieb auf demſelben Punkt, wo ſie ſo lange geſtanden hatte.

Die meiſten der Richter waren perſönliche Gegner

Benjamin Raule's, die ſeinen Sturz um jeden Preis wollten und deshalb eifrig nach Mitteln forſchten, wie dieſer herbei zu führen ſei.

„Wenn man nur," ſagte Herr von Pyritz mit bedeutſamem Kopfnicken, als die Letztern eines Tages in geheimer Unterredung beiſammen ſaßen, „wenn man nur ermitteln könnte, wo unſer Schiff, „das Wappen von Brandenburg," geblieben iſt. Das iſt nämlich, wie die Herren ſich erinnern, das Fahrzeug, welches der Jude ſo lange Zeit zu ſeiner ausſchließlichen Benutzung inne gehabt hat, und womit er — ſchnöder Mißbrauch unſerer jungen Flagge, Ihr Herren! — Gott weiß es, wohin geſegelt iſt. Deswegen, meine ich, müßten wir ſehr wichtige Aufſchlüſſe erhalten können, wenn wir die Offiziere jenes Fahrzeuges befragten, und ſind deshalb auch ſchon die nöthigen Schritte geſchehen, das genannte Schiff hierher zu befehligen. Aber es kommt nicht, ja, wir erfahren nicht einmal, wo es ſich befindet.

„Nun, mein werther Herr Geheimderath, das war es, was ich meinte. Herr Benjamin Raule wird ſchon dafür geſorgt haben, daß jenes Schiff nicht wiederkehren kann."

„Jetzt lenkt Ihr genau in die Spur, die ich von Euch befahren zu ſehen wünſche. Meint Ihr nicht,

daß der Mangel aller Nachrichten, dieſes Schiff betreffend, der ganzen Angelegenheit eine für uns günſtige Wendung geben dürfte, wenn wir uns nur darnach nehmen? Denkt nach, Ihr Herren, und Ihr werdet meine Intentionen bald begreifen! Ich glaube, ſie liegen auf der Hand."

„Mag ſein!" nahm Kronbeſſer das Wort, der eine Weile am äußerſten Ende des Zimmers auf und abgegangen war, und jetzt zu den Uebrigen trat. „Ich bin aber der Meinung, daß wir raſcher und vollſtändiger zum Ziel gelangen, wenn wir den Juden zum Geſtändniß bringen; freiwillig oder gezwungen, durch Liſt oder durch Gewalt, gleichviel, wenn er nur redet."

„Das iſt wohl unſer Aller Meinung, und Ihr wißt ſelbſt, wieviel Mittel angewendet worden ſind, um ein ſolches Reſultat herbeizuführen!" entgegnete Herr von Pyritz und ſetzte nicht ohne Hohn hinzu: „Und obgleich die meiſten dieſer Mittel von Eurer genialen Erfindung waren, haben ſie doch, wider Wunſch und Erwarten, nicht die erſehnte Wirkung hervorgebracht. Oder wäre es Euch vielleicht jetzt gelungen, eine neue Idee zu erſinnen, die uns unfehlbar an's Ziel führt?"

Kronbeſſer war zu ſehr mit ſeinen Gedanken be-

ſchäftigt, als daß er ſonderlich auf die ſpöttiſchen Bemerkungen ſeines Collegen geachtet hätte. Als Jener ſchwieg, ſagte er raſch:

„Wer weiß! Ich hege von meiner Combination die beſte Hoffnung. Gelingt ſie, ſo ſind wir binnen wenigen Stunden am Ziel, und wir verlieren alſo auch im unglücklichſten Fall keine Zeit. Wollt Ihr mir geſtatten, werthe Herren, den gefangenen Juden nochmals und allein zu verhören?"

„Ich denke, meine Freunde, wir können unſerm Collegen dieſes Geſuch nicht abſchlagen, zumal er ſich ſo glückliche Reſultate von ſeiner Combination verſpricht. Es verſteht ſich von ſelbſt, mein werther Kronbeſſer, und faſt iſt es überflüſſig, darauf hinzudeuten, daß Ihr keine Mittel anwendet, die Euch nicht von den Geſetzen geſtattet ſind."

„Darauf gebe ich Euch mein Wort. Und da ich nun einmal Euere Erlaubniß habe, einen außergewöhnlichen Schritt zu thun, ſo will ich auch keinen Augenblick mehr zögern, ſondern noch in dieſer Stunde Hand an's Werk legen."

Er entfernte ſich raſch und eilte nach dem Gefängniſſe, worin die ſchuldloſen Opfer gemeiner Intrigue ſchon ſo lange ſchmachteten.

Benjamin Raule hatte als Wohnung ein ziemlich

geräumiges Zimmer, das mit den nothwendigſten Geräthen verſehen war, und durch ein hohes, ſtark vergittertes Bogenfenſter das nöthige Licht empfing. Sein Körper hatte in der Kerkerluft gelitten und nur mühſam hielt er ſich aufrecht. Schreibmaterialien hatte man ihm nicht geſtattet und auch in Auswahl der Bücher, die man ihm in die Hände gab, war man ſehr vorſichtig, ſo daß er nicht im Stande war, ſich gehörig zu beſchäftigen, und die Langeweile ihn mit ihrem Schneckengange vielfach marterte. Nur wenn der alte Gefängnißwärter, der ihn zu bedienen hatte, auf einige Augenblicke eintrat, und ihm die böſe Laune gutmüthig wegplauderte, vergaß er ſeinen Unmuth und zwang ſich ſogar zu einem Lächeln.

Es dämmerte. Der Alte trat ein und brachte einen Krug friſches Waſſer. Als Benjamin Raule nicht ſogleich auf ihn achtete, raſſelte er mit dem Schlüſſelbunde und räuſperte bedeutſam.

„Was giebt's, Alter?"

„Es dämmert ſchon. Können bald die Lampe anzünden, wenn's beliebt."

„Laß nur. Ich liebe die Dämmerung."

„Ich auch. Es läßt ſich während derſelben ſo gemüthlich ſchwatzen; vorausgeſetzt, daß man etwas zu ſchwatzen hat."

„Haſt Du etwas?“

„Je nachdem. Es war vorhin Jemand da, der ſich angelegentlich nach Euch erkundigte. Er wollte mir auch Geld geben, um für Euch zu ſorgen, ich hab's aber nicht genommen, ſondern ſagte, es ginge Euch nichts ab, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft erforderlich iſt, und ich thäte auch unbezahlt meine Schuldigkeit.“

„Das thuſt Du redlich, mein Alter!“

„Für eine Hand voll Thaler kann man ſich manche Güte thun, aber es hat dann mit dem ruhigen Schlaf ein Ende und man weiß nicht immer, kommt's vom Wein oder vom böſen Gewiſſen.“

„Wenn doch meine Richter dieſe redliche Geſinnung hätten! Gott erhalte ſie Dir.“

„Ich bin damit alt geworden, und darum habe ich auch nicht den Brief genommen, den mir der Herr für Euch geben wollte.“

„Wer war's, der Dir den Brief für mich gab?“

„Cord Weſſel hieß der Herr.“

„Mein treuer Cord Weſſel! Gott lohne Dir Deine Anhänglichkeit!“

„Er hat'n auch ruhig wieder eingeſteckt, und bat mich nur noch um die Erlaubniß, mir zu erzählen, was in dem Briefe ſtände, ich würde dann ſelbſt

begreifen, daß es nichts Böſes geweſen wäre, wozu er mich hätte verleiten wollen. Nun, dachte ich, geht's Dich auch nichts an, ſo iſt's Dir doch nicht verboten, zu hören, was das Geſchreibſel beſagt, und ließ den Mann leſen und ſchwatzen, ſo viel er Luſt hatte."

„War's etwas, das mich betrifft?"

„Ich will's Euch vorſagen, dann werdet Ihr's am beſten beurtheilen, ob's für Euch iſt oder nicht. Der Herr Cord Weſſel thut zunächſt in dem Briefe zu wiſſen, daß er den Stadtſchreiberpoſten nicht erhalten hat."

„Der Wind hat ſich gedreht, armer Junge! Die Ungunſt, die Deinen Herren trifft, wird Dir auch fühlbar werden."

„Ihr müßt mich nicht unterbrechen, das bitte ich mir aus, ſonſt werde ich confuß und bringe es mein Lebstage nicht zuſammen. Ja, was ich ſagen wollte, es hätte nichts auf ſich, meint er. Seine Braut ſei ein braves Mädchen, die nichts darnach frage, Frau Stadtſchreiberin zu heißen, und auch der Schwiegervater wolle ein Auge zudrücken, wegen der großen Liebe, welche das Mädchen zu dem Bräutigam habe, und wenn's mit der öffentlichen Bedienſtung nichts ſei, ſo wäre noch Platz in der Handlung und der Schwiegerſohn könne ſich bald zum Compagnon des

Schwiegervaters aufarbeiten. So ſei nun Alles gut gewendet, er reiſe in Geſchäften nach England, und wenn er über's Jahr wiederkehre, ſei Hochzeit."

„Heil und Segen ſei mit Dir, mein braver Junge!"

„Das war es, was in dem Briefe ſtand, und was Euch der junge Mann gern zu wiſſen thun wollte, weil er es Euch nicht ſelbſt ſagen kann," fuhr der Alte fort. „Einen Brief darf ich nicht nehmen, aber da ich nicht einſah, daß ich eine Sünde thäte, wenn ich's Euch wiederſagte, zumal Ihr, wie ich weiß, viel von dem jungen Mann gehalten habt," ſo dachte ich, ich könnte es Euch nicht verſchweigen."

„Ich danke Dir, mein guter Alter, ich danke Dir von ganzem Herzen; Du haſt mir eine fröhliche Stunde geſchenkt."

„Das iſt mir lieb. Ich möchte alle Menſchen froh ſehen, und komme hier doch ſo ſelten dazu. Nun will ich Euere Lampe holen."

Benjamin Raule blieb eine geraume Zeit allein. Erſt nach einer vollen Stunde hörte man den ſchlurfenden Tritt des Alten, der ohne Lampe eintrat.

„Nun, mein Alter! Was bedeutet das? Bei Deiner gewohnten Pünktlichkeit hat mich Dein Ausbleiben ſchon beunruhigt. Fehlt Dir etwas?"

„Daß ich nicht wüßte.“

„Und doch iſt Dein Gang ſchwerer als ſonſt, auch Deine Stimme bebt. Ueberdies iſt es ſtockfinſter und Du bringſt mir kein Licht.“

„Es iſt Contre-Ordre gekommen. Die Lampe iſt draußen wieder ausgelöſcht. Ihr ſollt Euch ohne dieſelbe behelfen.“

„Welche neue Tyrannei iſt das! Von wem kommt dieſer Befehl?“

„Weiß nicht. Habe nur die Ordre erhalten, hier heute kein Licht zu bringen. Verſteht mich, heute; daraus ſchließe ich, daß es nicht für immer iſt. Halte es auch für Sünde, einem Gefangenen, von dem Wenigen, was er hat, Etwas wegzunehmen; das kann keinen Segen bringen. Aber ich muß gehorchen.“

„Ich werde alſo den Abend im Finſtern zubringen.“

„Nicht zu lange, meine ich. Der Mond wird bald aufgehen und ſcheint Euch dann klar und hell durch das große Fenſter in die Stube hinein. Ueberdies könnt Ihr Eins plaudern.“

„Mit Dir? Du willſt alſo länger als ſonſt bei mir bleiben?“

„Das nicht. Meine Pflicht iſt jetzt, die Runde zu machen. Aber Ihr bekommt einen Beſuch.“

„Beſuch?“

„Das heißt, einen Beſuch für längere Zeit, einen Mitgefangenen.“

„Was ſagſt Du, Alter? Man erſchwert mir meine Haft?“

„Wenn's erſchwerte Haft iſt, ſelbander, ſtatt allein im Kerker zu ſitzen, ſo kommt dies Leid über Euch. Freilich weiß man nicht immer, welchen Nachbar man erhält.“

„Was für eine neue Qual haben ſich meine Richter ausersonnen? Sprich, Alter! Wen giebt man mir zum Gefährten?“

„Ihr wißt wohl, ich habe Mitleid mit den Gefangenen, die ich beaufſichtigte, und wenn ich ihnen etwas Gutes ſagen darf, das ihnen Freude macht, ſo thue ich es unaufgefordert, denn das iſt keine Sünde. Wenn mir aber mein Amt zu ſchweigen befiehlt, ſo bringt Ihr auch nichts aus mir heraus und wenn Ihr es mir mit glühenden Zangen aus der Bruſt reißen wolltet. Laßt mich nun in Frieden an mein Werk gehen.“

„Was willſt Du dort bei meinem Bette?“

„Will es weiter hinüberſchieben nach jener Wand. Dem Eurigen gegenüber ſoll das Bett des andern Gefangenen ſtehen, ſo iſt die Ordre. Meine Knechte

bringen es ſchon. Sachte, Ihr Leute, ſachte! Ihr werdet mein Lebstage keine Manier lernen, wie mir ſcheint."

Die Betten waren zurecht geſchoben. Der Gefängnißwärter ging mit den Knechten hinaus. Benjamin Raule befand ſich abermals allein.

Auf dem Gange trat der Geheimerath Kronbeſſer dem Gefangenwärter entgegen:

„Sind meine Befehle vollſtreckt?"

„Ganz genau, Ew. Geſtrengen."

„Und die Zelle nebenan?"

„Sie iſt zu Eurer Aufnahme eingerichtet. Freilich konnte ich nicht viel in der kurzen Zeit thun, aber ich habe das Beſte herbeigeſchafft, was dieſes Haus an Mobilien beſitzt. Auch habe ich ein luſtiges Feuer angezündet ...."

„Geſchwätz und kein Ende. Habt Ihr nach dem Schiebfenſter geſehen?"

„Es iſt ganz in Ordnung. Ihr könnt es ohne Geräuſch hin und her ſchieben und das Zimmer des Herrn Raule bequem überſehen. Aber freilich, das Schiebfenſter iſt hoch, und ohne Leiter werdet Ihr es nicht erreichen, weshalb ich auch eine ſolche für Euch bereit geſtellt habe."

„Bringe mir Licht und Wein und ſchier Dich dann

Deiner Wege," rief Kornbeſſer ungeduldig und ging in das bezeichnete Gemach.

„Zu Befehl Ew. Geſtrengen und das Letzte thue ich noch lieber als das Erſte. Hm! Hm! Er hat nichts beſonders Gutes im Sinn, und ich möchte nicht die Nacht in ſeiner Nähe zubringen."

Benjamin Raule hatte ſich auf ſein Bette hingeſtreckt und befand ſich in einem Zuſtande zwiſchen Traum und Wachen, als er plötzlich durch ein lautes Geräuſch aufſchreckte.

Die Thür öffnete ſich und bei dem trüben Schein einer Laterne ward die gebückte Geſtalt eines Mannes ſichtbar, deſſen Kette klirrend über den Boden hinſchleifte.

„Dorthin, Mann! Dorthin! Rührt Euch! Wir haben hier mehr Dinge zu thun, als Euch zu führen und galant gegen Euch zu thun. Dort in der Ecke ſteht das Bett, das für einen ſo ſchäbigten Juden noch viel zu gut iſt."

„Erbarmt Euch eines alten Mannes, der vom Fieber geſchüttelt wird, und vielleicht noch in dieſer Stunde vor ſeinem ewigen Richter ſteht. Wohin ſtoßt Ihr mich armen Mann?"

„Dorthin, zum Teufel! Wenn Du n cht Dein Bett findeſt, ſo liege auf der Erde, es iſt Alles Eins!"

Mit rohem Gelächter warfen die Knechte die Thür in's Schloß und der Riegel flog klirrend vor.

„Gott meiner Väter, ſei mir gnädig un barmherzig, un mach ein Ende mit meinem jämmerlichen Leben. Geſchehe Dein Wille!"

Er bewegte ſich einige Schritte fort, ſtolperte über ſeine Kette und ſtürzte zu Boden.

Benjamin Raule eilte zur Hülfe herbei:

„Du biſt's, Moſes! — Moſes, höre! — Er antwortet nicht! — Vielleicht iſt er ſchon todt! — Nein! Noch geht ſein Puls! Es iſt noch Leben in ihm! — Armer Freund! — Komm, ich will Dein Wärter ſein. Du haſt ſo manchen Schritt gethan, ſo manches Scheltwort, ja manchen Schlag erduldet, um meinetwillen; es macht mich glücklich, daß ich Dir Beiſtand leiſten kann."

Er trug den Juden auf ſein Lager.

Oben in der Wand wurde ein Schiebfenſter aufgezogen. Das Geſicht Kronbeſſers ward in demſelben ſichtbar.

Es währte lange, bevor der Jude ſich erholte; endlich kehrte das Bewußtſein in ihm zurück, er holte tief Athem.

„Was bedeutet mir das? O, wie is mein armer Kopf ſo matt, meine Seele ſo müde."

„Wenn ich nur irgend etwas hätte, Dich zu erquicken. Vielleicht ein Tropfen friſchen Waſſers? Ich will darnach ſuchen, ſo ſchnell es in dieſer Finſterniß möglich iſt. Schmachvolle Tyrannei, dem Gefangenen auch noch das Licht zu nehmen."

„Laßt nur, lieber Herr! Mir is lieb, daß wir's entbehren. Sitze während meiner ganzen Haft im Finſtern, un mein Auge is alles Glanzes entwöhnt. Bemüht Euch nich meinetwegen, lieber Herr; ich lebe ſchon Monate lang vom Mangel."

„Nun habe ich doch den Krug gefunden! Hier, alter Freund! Wo biſt Du? Nun trink!"

„Weh! Ich kann nich halten den Krug! Mein Arm is zu ſchwach."

„Ich will Dir helfen! So, armer Leidensgefährte, nun trinke dich ſatt!"

Und der Schifffahrts-Director ſaß da, den Waſſerkrug ſorglich haltend, während der Alte begierig trank, gleich wie ein barmherziger Samariter, den Verſchmachtenden erquickend, den er auf ſeinem Wege fand.

In dieſem Augenblicke ſtieg der Vollmond über die Mauern des Gefängniſſes empor und warf ſein magiſches Licht durch das vergitterte Fenſter in den Kerker, der die Gefangenen umſchloß. Der lauſchende Richter beugte ſich unwillkührlich zurück.

„Ich danke Euch, mein werther Herr, ich danke Euch herzlich. Ihr habt mich erquickt; mir is nu beſſer, Gott vergelts Euch.“

„Du ſelbſt haſt im Voraus dieſen und jeden andern Dienſt, den ich Dir zu leiſten vermöchte, hundertfach bezahlt, durch die reichen Mühen und Sorgen, die Du meinetwillen getragen haſt. Aber wir wollen uns nicht gegenſeitig vorrechnen, was wir uns verdanken; Jeder von uns weiß es und bewahrt's im treuen Herzen. Mich beſchäftigt jetzt Wichtigeres. Fühlſt Du Dich kräftig genug, mich anzuhören, Moſes?“

„Sprecht nur, lieber Herr, ich höre Alles. Mir is nach dem Waſſer, das Ihr mir gereicht, außerordentlich wohl; ich fühle mich ſo leicht, ſo friſch .... Nein! Was is das? Mich dünkt, ich könnte laufen, wann ich nich hätte am Arm un am Bein die Kette. Redet nur zu mir, und wann es giebt Gelegenheit, ich werde antworten.“

„Man bringt Dich zu mir in meinen Kerker. Uns, die wir unter einer Anklage ſtehen und die man bisher ſorgſam getrennt hielt, uns bringt man plötzlich zuſammen. Was kann der Zweck dieſer Maßregel ſein?“

„Ich weiß nich, lieber Herr. Der Gott meiner

Väter hat mein irdiſch Daſein beſtimmt zum Martyrerthum für Leib un Seele. Jch preiſe Seine Allmacht und rühme Seinen Namen, weil Er mich würdig hält, zu ſein ein Beiſpiel, wie Er züchtigt Diejenigen, die Er lieb hat.“

„Sie haben uns verhört, Moſes, bei Tage und bei Nacht, kreuz und quer, herüber und hinüber, gegen alles Recht und alles Herkommen und haben doch nichts erfahren, weil nichts zu erfahren war. Sie, wollen uns ſchuldig, und wir haben nichts geſagt, was ihnen den mindeſten Schein der Gerechtigkeit lieh, wenn ſie uns verurtheilten. Darum bringen ſie uns zuſammen. Die lange Einſamkeit hat uns mürbe gemacht, ſie rechnen darauf, daß uns bei dieſem unerwarteten Zuſammentreffen der Mund überfließe, und wir uns von den unerhörten Gräuelthaten unterhalten werden, die wir nun einmal begangen haben ſollen.“

„Wann Dem ſo is, wird der Horcher, der dazu beſtellt is, unſer Geheimniß aufzufangen, mit Schanden heimkehren müſſen, denn wir haben nicks zu beichten. Gott Jſraels, mein Jnneres liegt offen vor Dir; ich halte nicks darin verborgen.“

Der Jude ſaß auf ſeinem Lager, gerade dem Schiebfenſter gegenüber; der Geheimerath konnte ihn

auf das Deutlichſte ſehen, da das Mondlicht gerade auf jenen Platz niederfiel, während Raule, dem Moſes gegenüber, im Schatten ſaß.

Mit ſteigender Theilnahme betrachtete Raule ſeinen Kerker-Genoſſen:

„Moſes! Was iſt Dir? Welche ſeltſame Veränderung geht mit Dir vor?"

„Graut's Euch, lieber Herr? Ach, mir is wohl, unausſprechlich wohl! Aller Schmerz is von mir gewichen, meine Beine ſind ſo leicht, als ſollte ich laufen durch die ganze Welt, un meine Arme heben ſich, als ob ich ſollte auffliegen zum Himmel."

„Seine Augen leuchten wunderbar!" ſprach Raule vor ſich hin. „Das iſt nicht irdiſch Leben mehr; das iſt ſchon der Strahl eines höhern Daſeins."

„Was ſprecht Ihr ſo leiſe vor Euch hin? Ich kann Euch nich verſtehen. Habt Ihr Furcht vor dem Horcher? Laßt ihn horchen un beſchämt von dannen ziehen. Gott kennt Alles, was Ihr denkt; er kennt Geſprochenes un Ungeſprochenes. Das wißt Ihr un habt nich gehabt Furcht. Wollt Ihr nun fürchten einen Menſchen mehr, als Ihn, der da ſieht in Euer Herz un in das Herz des ungerechten Richters?"

„Ich fürchte dieſe Richter nicht, ich verachte ſie. Ich trauere nur darum, daß ein Werk, das ich mit

ſo vieler Liebe erſchuf, und das mein gnädigſter Herr, der Kurfürſt mit ſtarker Hand beſchirmte, ſo ſchmählich zu Grunde gehen ſoll."

„Laßt es ſinken! Es is Menſchenwerk! Aber wie in allen Dingen, die hat geſchaffen der Menſch mit gutem Willen un im rechten Glauben, is ein göttlicher Funke, ſo is er auch in dieſem Euern Werke, un is geſenkt tief in den Boden. Un wann ſie vertilgen Alles, was is geſchaffen, wann ſie fällen die Bäume, die Ihr gepflanzt, un reißen ein das Dach, was Ihr habt erbaut, ſie werden nich ausrotten den Keim, den Gott hat eingeſenkt in den Boden, un der Wurzel ſchlagen un hoch aufwachſen wird, zu Seines Namens Ehre, un Zeugniß geben von Seiner Allmacht!"

Raule war zu ihm getreten:

„Moſes! Moſes! Hörſt Du mich nicht?"

„Ich höre Euch un bitte Euch, betet ſtill für einen alten Mann, der vollendet hat ſeine irdiſche Laufbahn."

„Gott ſei Dir gnädig!"

„Er wird es ſein; ich hoffe es. Mein Lebelang habe ich Ihn geliebt über Alles und treu an Seine Gebote gehalten. Sie haben ſich geirrt, meine Richter. Sie haben mich laſſen bringen hierher, weil ſie glaubten, ich würde plaudern, und ſie könnten mich fordern

auf's Neue vor ihre Schranken. Aber ſie werden morgen nicks hören von mir; denn ich werde ſtehen vor dem Stuhl eines höhern Richters. Ich warte auf dieſen Augenblick mit Herzens-Freudigkeit."

„Moſes! Ich beuge mich vor Dir! Dein großes Herz ſtrebt weit über die Gemeinheiten der Erde weg, woran das meine noch mit tauſend Banden gefeſſelt iſt. Hinweg mit dem jammervollen Plunder! Von Dir lerne ich, würdig ſterben. Der ſtolze Chriſt von dem demüthigen Juden."

„Der Menſch vom Menſchen!" Könnt Ihr nich laſſen in ſolchem Augenblick den Religionszwang un Glaubens-Unterſchied? Meint Ihr, der Chriſt ſei angenehmer vor Gott, als der Jude, oder der Türke? Es is nur ein Gott im Himmel un Der is derſelbe gütige Vater für alle ſeine Kinder, ſie beten in der Kirche, oder in der Synagoge."

„Du haſt Recht, Moſes! Ich ſchöpfe Kraft aus Deiner Kraft! Wir haben einen Gott und einen Glauben!"

„Un zu dieſem Gott will ich beten in dieſer Zeitlichkeit zum letzten Male! — Ihr wankt? — Schauderts Euch, bei einem Sterbenden zu ſein? Laßts Euch nicht ſchaudern. Reicht mir Eure Hand. Es is die letzte warme Menſchenhand, die ich auf Erden

ſaſſe un an mein Herz drücke, Lebt wohl. Gebe der Herr Euch Frieden un die Erfüllung Eures liebſten Wunſches. Ich ſegne Alle, die mir Gutes gethan auf Erden, und gedenke ihrer dankbar in dieſer Stunde; ich verzeihe Allen, die mir Uebles thaten, und verzeihe auch meinen ungerechten Richtern! Ihr Gewiſſen ſoll nich beſchwert ſein von dem Leid, das ſie mir zugefügt. Jetzt ſind alle meine irdiſchen Geſchäfte abgethan! Tretet weg von mir, lieber Herr; ich wollte allein ſein mit dem Gotte meiner Väter, der mich zu ſich ruft."

Kornbeſſer ſchauerte. Er fürchtete ſich, in das Geſicht des Sterbenden zu ſehen, und hatte doch nicht die Kraft, den Platz am Fenſter zu verlaſſen. Er mußte ein Zeuge deſes erſchütternden Auftrittes bleiben. Das war ſeine Strafe. Raule ſtand zu Häupten des Lagers.

Moſes hielt die Hände zuſammengepreßt und bewegte die Lippen.

Es war ſtill wie im Grabe; man hörte das Zirpen des Heimchens, das unter der Thürſchwelle niſtete.

Eine Stunde verſtrich.

Der Mond ſchien in ruhiger Klarheit. Er warf ſeinen zauberiſchen Strahl auf das Sterbebette

und das magiſche Licht umfloß das Haupt des Sterbenden, wie ein Schimmer der Verklärung.

Da zuckte die gebeugte Geſtalt zuſammen, ein leiſer Seufzer ward hörbar.

Moſes war hinüber.

Raule drückte ihm mit zitternder Hand die Augen zu:

„Ziehe hin in Frieden und gebe mir Gott gleiche Kraft und gleichen Abſchied, wenn einſt meine Stunde ſchlägt."

Und ſchweigend ſetzte er ſich neben den Todten, und hielt die Leichenwacht.

Vom Nicolai-Kirchthurm ſchlug die erſte Morgenſtunde.

Der Pförtner des Gefängniſſes dehnte ſich. Er ſchob, verdrießlich vor ſich hinbrummend, den Riegel zurück und öffnete die kleine Pforte. Eine Geſtalt im Mantel ſchwankte auf die Straße hinaus.

Es war der Geheimerath Kronbeſſer.

Wie es Schlangen giebt, die durch ihren Blick den Wanderer bannen, daß er Anfangs ſtille ſteht, und dann näher und näher kommt, ob es auch ſein Verderben beſchleunigt, ſo war Kronbeſſer gebannt worden durch den Anblick des Juden und erſt als der Gefangenwärter, voll Beſorgniß, gegen den er-

haltenen Befehl bei ihm eintrat, vermochte er es, ſich von dem Fenſter loszureißen. Aber er antwortete nicht auf die Frage des Alten, den der Anblick des geſtrengen Herrn heftig erſchreckte; er nahm ſchweigend ſeinen Mantel um, und verließ das Gemach. Krank langte er zu Hauſe an, und kaum hatte er ſein Lager erreicht, als das Fieber ihn mit Macht ergriff und durch alle ſeine Nerven zitterte.

Drittes Kapitel.

Zu Berlin im Siebergäßchen liegt noch immer das Wohnhaus des Meiſter Peters mit Frau Agnetens Erkerſtübchen, und der größe Stiefel hängt noch immer über der Thür.

Aber auf dem Stuhl des Meiſters ſitzt jetzt Hans, einen derben Schuh zwiſchen den Knieen und ſchuſtert tüchtig darauf los, als ſei kein Feuer auf dem Heerde möglich, um eine Suppe für die Geſellen zu kochen, bis die Sohle befeſtigt und der letzte Zwecken eingeſchlagen wäre. Nur manchmal ſchweifte des jungen Mannes Blick nach dem Ofen, wo der alte Meiſter Peters, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, im großen Lehnſtuhl ſaß. Seit dem Tode ſeiner Frau war er ſtill geworden; ſein Poltern hatte ein Ende und nur ſelten blitzte die alte Neugier auf, die ſonſt eine Hauptzierde ſeines Charakters ausmachte. Als ihn nun aber noch das Unglück traf, ſeinen alten

Gevatter, den Speiſemeiſter des Hospitals zu verlieren, der im hohen Alter ſtarb, nachdem er bereits längere Zeit kindiſch geworden, fand er auch keine Freude mehr daran, die Bierſtube des Braumeiſters Thürmer zu beſuchen, und ſchob ſich vom Lehnſtuhl in's Bett oder umgekehrt. Sein Auge war ſchwach geworden und er vermochte keinerlei Arbeit mehr zu verrichten, weshalb er das Geſchäft der Leitung ſeines Hans übergeben hatte, der ſeit Kurzem zünftiger Meiſter geworden war.

Der alte Meiſter hob allmählig das Haupt, er dehnte ſich behaglich und blickte zu ſeinem Sohne hinüber.

Dieſer ſah ſich nach ihm um:

„Nun, Vater? Habt Ihr 'n Schläſchen gemacht? Das iſt recht von Euch. Nun wird Euch die Suppe beſſer ſchmecken.“

„Ja, mein Sohn, der Appetit iſt da, Gott ſei Dank.“

„Nur noch ein Weniges Geduld, Vater. Es iſt ſchon über eilf, da wird bald aufgeſchüſſelt, wißt Ihr.“

„Ja, ja, es geht ziemlich ordentlich zu mit der Muhme, die dem Hausweſen vorſteht, ſeit Deine Mutter . . . . Hm! Hm!“

„Aber, Vater! Nun fangt Ihr doch wieder davon an, und Ihr habt mir verſprochen . . .“

„Bin ſchon ſtille. Iſt mir immer, als müßte ſie durch die Thür da kommen, den braunen Napf in der Hand und ſagend: Nun, Vater, wirf den Pfriemen hin und iß. Geſegne es uns Gott, und geſegne es auch dem Hans, er mag ſein, wo er will! Und das Letzte ſagte ſie immer mit naſſen Augen, denn Dein Weglaufen hatte ſie doch geſchmerzt, und ſie hat’s lange vor ihrem Ende geſagt, daß ſie Dich nicht wiederſehen würde.“

„Ach, Vater! Vater! Wo gerathet Ihr hin?“

„Ja, Du haſt recht. Die Mutter hat auch nicht wollen, daß ich mit Dir ſchelten ſollte. Das hätte ſo ſein müſſen, ſagte ſie. Es gäbe Menſchen, in denen das Wandern läge, und ſie brächtens nicht heraus, ſie möchten’s anſtellen, wie ſie wollten. So Einer wärſt Du auch, und darum müßte ich Dich gewähren laſſen.“

„Die Mutter hatte recht! Ach, die gute Mutter!“

„Ich weiß es aber beſſer. Dich hat der Jude verhext, der alte, zwickelbärtige Jude, der bei meinem Chriſtbaum geſtanden hat, denn ſeit dem Tage geht Alles contrair. Der Gevatter Speiſemeiſter hat mir Recht gegeben, und alles Unheil kommt uns von dem

Hochbootsmann, dem Gottlieb Schwalbe und dem Juden."

„Nicht doch, Vater! Nicht doch!"

„Nun, den Juden haben ſie eingeſperrt von Rechtswegen; der verlaufene Junge vagabondirt in der Welt herum, und wenn Du mir auch vorſprichſt, daß er ein großer Herr geworden iſt, ſo glaube ich nicht viel davon. Der Hochbootsmann aber, der uns ſo oft den Hals vollgelogen hat, trägt er nicht die Strafe des Himmels mit ſich herum? Ein Krüppel zeitlebens iſt er . . . ."

„Ach, Vater! Verſündigt Euch nicht. Das war ein grauenvoller Tag, als der Arm verloren ging, und er ging verloren, weil der Mann mir das Leben rettete."

„Dafür wohnt er auch in unſerm Hauſe und ißt an unſerm Tiſche."

„Das iſt wohl das Wenigſte, was wir für ihn thun können. Und er will ja nicht ein Mal bis an ſein Ende hier bleiben; es iſt ihm nur um den Juden zu thun. Vater, der Nicolaus van Dören hat, ſeit er alt wird, allerlei ſeltſame Gedanken in ſeinem Kopfe und mir gefällt er gar nicht."

„Mir auch nicht."

„Nun, ſo laß uns denn von etwas Anderem

ſprechen. Ihr habt vorhin von der Mutter geredet, von ihrem häuslichen Thun und dergleichen. Nun, die kann uns Niemand wieder erſetzen, allein! Hm! Was meint Ihr? — Aber es müßte Euch recht ſein, Vater. — Wenn ich Euch nun eine Schwiegertochter in's Haus brächte? He?"

„Wie? Was? Eine Schwiegertochter?" rief der Alte, und ſeine ſchlaffen Züge wurden lebendig. „Junge, haſt Du ſolcherlei Gedanken? Schwiegertochter! Da giebt's Hochzeit und der alte Peters wird noch ein Mal zum Pfriemen greifen, um die Brautpantoffeln zu machen! Welche iſt es denn? Reputirlicher Leute Kind, will ich hoffen. Hat ſie etwas? Seid Ihr einig? Sprich, Junge, wie heißt ſie?"

„Grete heißt ſie, und iſt des Gevatter Thürmers Brudertochter aus Prenzlau, Vater!"

„Das iſt ein gutes Kind, Hans; ehrſam und wirthſchaftlich und hat auch etwas hinter der Hand. Die kannſt Du nehmen, Junge! Will ſie Dich denn auch? Und was ſagt der Alte?"

„Bei Dem ſollt Ihr das Wort für mich anbringen."

„Das will ich, Junge! Soll ich heute noch hingehen? He? Was meinſt Du, nach Tiſche? Da ziehe ich mir das Feſtwamms an und ſage: Guten Tag,

Meiſter Thürmer: — Oder: Wie gehts Euch, Gevatter? Oder . . ."

„Schweigt ſtill, um Gotteswillen, Vater! Da kommt die Muhme aus der Küche. Und wenn Die es erfährt, weiß es in der nächſten Stunde die ganze Nachbarſchaft und es iſt ja noch ein Geheimniß!"

„Recht! Es iſt noch ein Geheimniß. Nun, ich will an mich halten, ſo viel ich kann. Hörſt Du, ſo viel ich kann."

Die Mahlzeit war vollendet. Die Geſellen waren wieder in die Werkſtatt zurückgekehrt und ſteckten dort die Köpfe zuſammen, mit der Muhme berathſchlagend, die gleich darauf zum Hauſe hinauslief, denn Vater Peters hatte ſo tapfer geſchwiegen, daß die Lehrburſchen ſogar den Namen der Braut erriethen, ehe noch die Mahlzeit halb beendigt war.

Die Schüſſeln waren abgeräumt und Meiſter Peters machte ſich's in ſeinem Lehnſtuhl behaglich, als Nicolaus van Dören eintrat.

„Oho! Wo bleibt Ihr, Meiſter Nicolaus?" rief Hans, ſcherzhaft drohend. „Ihr habt Eure Mahlzeit verſäumt und könnt Euch nun den Schmachtriemen feſter ſchnallen. Aber, im Ernſt, die Muhme hat Euch Euern Antheil warm geſtellt."

„Es wär' mir wie eſſen!" entgegnete der alte

Seemann, und ſein Wort klang wie ein tiefer Schmerzenston.

„Was? Ihr wollt nicht eſſen? Und dann . . . Eure Stimme bebt und Euer Geſicht iſt vergrämt. Was iſt's mit Euch, Meiſter Nicolaus?"

„Um es kurz zu ſagen, — ich war wieder an der Gefängnißthür."

„Wißt Ihr etwas vom Moſes? Gewiß nichts Gutes? Hat er unſere Hülfe nicht empfangen, oder..."

„Er braucht unſere Hülfe nicht mehr, — er iſt todt."

„Todt! Der Moſes?"

Der alte Meiſter murmelte vor ſich hin:

„Eine Schwiegertochter in's Haus und der Jude iſt todt. Er macht uns alſo keinen Spuk mehr? Das kann ich mir gefallen laſſen."

„Es iſt Alles eine Teufelei und es kommt ein Tag, wo wir daran müſſen. Aber auf eine ſo hundsvöttiſche Weiſe zwiſchen vier dunklen Mauern . . . Prr! Haſt 'n Schluck bei der Hand?"

„Da im Wandſchrank, Meiſter Nicolaus. Ihr wißt 'n ja! Rechts in der Ecke. Der Moſes iſt nun hinüber gegangen? Sei ihm Gott gnädig; er hat rechtſchaffen an mir gehandelt."

„Eins hängt an's Andere, und aus der erſten

Dummheit iſt die zweite gekommen. Hätte ich in Glückſtadt nicht den verdammten Genever getrunken, ſo wäre Alles bei'm Alten geblieben, denn nüchtern hätte ich den Juden nimmermehr an Bord des „Kurprinz" gebracht. — Sie wollen ihn heute Abend hinauskarren."

„Da gehe ich mit. Ich will ſehen, wohin ſie ihn legen und dankbar eine Schaufel Sand auf ſeinen Sarg werfen. Ohne ihn wäre ich nimmer hier, ſondern längſt auf der Landſtraße umgekommen. Er war ein herrlicher Menſch!"

„Glaub's zum Donner auch! Und in ſeinen Augen hatte er etwas . . . Es war wie 'n Wetterleuchten, wenn er Einem unterweilen anſah, und es ging durch und durch. Aber ſieh doch Deinen Vater an; er iſt eingeſchlafen. Ich will's ihm nachmachen dort auf der Ofenbank."

„Thut das, Meiſter Nicolaus, und auf den Abend begleitet Ihr mich zum Judenkirchhofe. He! He! Was iſt das für ein Gepolter draußen? Der Ungeſchlacht wird mir den Vater aufwecken! — Und wie das die Stubenthür aufreißt! — Herr Gott! Seh' ich recht! Biſt Du's oder biſt Du's nicht?"

Gottlieb Schwalbe war auf der Schwelle erſchienen:

„Bin's, alter Reiſegefährte, und denke, Du wirſt mich willkommen heißen für einen Augenblick."

„Für 'nen Monat, für 'n Jahr, für ſo lange Du willſt!" rief Hans fröhlich. „Wo kommſt Du nur ſo ſchnell her? Und ſieh da, wer ſich von der Ofenbank aufrappelt."

„Mein alter Nicolaus! Hollah Ahoi!

„Halloi!" rief dieſer und bot dem Schiffsgenoſſen die unverſehrte Linke dar. „Willſt Dich auch hier zu Anker bringen?"

Der alte Peters war aus dem Schlafe aufgeſchreckt:

„Was giebt's da? — Was macht Ihr für 'nen Lärm?"

Hans ſprang zum Alten:

„Seht doch nur auf, Vater! Reibt Euch die Augen; Ihr könnt nachher gleich weiter ſchlafen! Da iſt der Gottlieb Schwalbe wieder gekommen! Er ſteht leibhaftig vor Euch und bietet Euch die Hand."

„Was? Der Landſtreicher? Der Wegläufer?"

„Vater! Seid ſtill! Was fällt Euch ein? Das iſt ja der Herr Capitain Schwalbe!"

„Was Capitain! Ich weiß nichts von ſeiner Capitainſchaft! Ich weiß nur von meinem entlaufenen Lehrling, der mich vielfach geärgert hat . . ."

„Recht, Vater Peters!“ unterbrach ihn Gottlieb Schwalbe gutmüthig. „Scheltet mich tüchtig aus, denn ich habe das wohl verdient um Euch. Könnte nun ein ehrſamer Geſelle ſein, der ſeine Wanderjahre hinter ſich hätte und nach einem eigenen Heerde Gelüſten trüge. Habe es ſelbſt nicht beſſer wollen, Meiſter, und muß mein eigenes Päckchen zu Markte tragen; darum, wenn Ihr genug geſcholten habt, gebt mir getroſt die Hand und laßt mich bei Euch niederſitzen.“

„Nun, nun! Wenn Ihr am Ende Eure Dummheiten bereut, mag es ſein, ich will's Euch nicht weiter nachtragen. Ja, ja! Es hätte wohl etwas aus Euch werden können, aber Ihr hattet nicht Luſt dazu, und wie man ſich bettet, ſo ſchläft man. Ihr ſeid alſo eine Art Capitain? Da habt Ihr vermuthlich auch Euer Brod, denke ich. Aber das ſteht auf Wind und Wellen und iſt nichts Gewiſſes. Ihr hättet's beſſer haben können.“

Die Männer ſaßen traulich beiſammen, und Gottlieb Schwalbe erfuhr Alles, was geſchehen war, ſeit der „Afrikaner“ an der Weſtküſte unter Segel gegangen, bis zu dem Moment, da die Nachricht von dem Tode des alten Moſes eingetroffen war.

„Mein armer Moſes! Um meinetwillen hat er

ein Leben voll Entbehrungen und Sorgen geführt; um meinetwillen iſt er in's Gefängniß geworfen und der grauſamen Behandlung erlegen. An Deinem Sarge will ich nieder knieen, und Dich um Verzeihung bitten, daß ich Dir, ohne es zu wollen, ſo vieles Leid zugefügt habe."

Der Abend brach herein. Er war ſtürmiſch und rauh, ein eiſig kalter Regen rieſelte herab.

Die Thür des Gefängniſſes öffnete ſich. Vier Männer traten daraus hervor. Sie trugen einen aus rohen Brettern zuſammen geſchlagenen Sarg. Es war die letzte Ruheſtätte des Ruheloſen.

Nicolaus van Dören, Gottlieb Schwalbe und Hans folgten, Jeder in eigenthümlicher Weiſe bewegt, der todten Hülle des hinüber gegangenen Freundes.

Als die Träger mit dem Sarge an dem Platze angelangt waren, wo in ſtiller Abgeſchiedenheit die Juden ihre Todten beerdigten, ſetzten ſie den Sarg hin und ſchlugen gegen die Pforte:

„Da habt Ihr wieder einen von Euresgleichen!" rief mürriſch der vorderſte Träger. „Holt ihn Euch und ſenkt ihn ein, wir ſind froh, daß wir ihn los ſind. Das iſt eine unreine Arbeit für einen Chriſten-

menſchen, die obenein nicht bezahlt wird. Zum Teufel mit ſo einem verdammten Juden!"

Gottlieb Schwalbe trat ihm erregt in den Weg:

„Hätte ich gewußt, daß es Euch ſo ſauer ankäme, dieſem Todten den letzten Dienſt zu erweiſen, Ihr hättet nimmermehr eine Hand an ſeinen Sarg legen ſollen. Und damit Ihr fortan nicht prahlt, als hättet Ihr's umſonſt thun müſſen, — ſo will ich's Euch bezahlen! Haltet den Hut her!"

Der Träger that, wie ihm geheißen wurde, und fing die Hand voll Silbermünzen auf, die Gottlieb Schwalbe ihm zuwarf:

„Dank, Herr! Das heißt raiſonabel zahlen. Potz Tauſend, der Jude muß gut bei Euch angeſchrieben ſein. Nun, war von mir nicht böſe gemeint, aber Unſereins wird gehänſelt ſein Lebelang und man hat nichts dafür. Kommt, Jungens, es geht zum Krug und gute Nacht, Herrſchaft! — — Möchte zum Teufel wiſſen, was das zu bedeuten hat?"

Die Pforte des Kirchhofes öffnete ſich. Auf einen Wink Gottlieb Schwalbe's faßten die Uebrigen an und trugen den Todten zu ſeiner letzten Ruheſtatt. Sie ſenkten ihn ein und warfen Erde auf ſeinen Sarg.

Die jüdiſchen Männer vollzogen ihre Gebräuche.

Die drei Freunde traten ſeitswärts und beteten ſtill, dann warfen ſie noch einen Scheideblick auf das Grab des Geſchiedenen und kehrten, den üppig wachſenden Schmerz in der Bruſt, in tiefer Bewegung nach ihrer Behauſung zurück.

Am Siebergäßchen angekommen, trennte ſich Gottlieb Schwalbe von den Freunden. Er ging durch die ihm von früherher bekannten Straßen und ſtand bald darauf vor dem Hauſe, welches Benjamin Raule an der Ecke der alten Leipzigerſtraße erbaut hatte. Er gedachte daran, unter welchen Verhältniſſen er es ehemals betreten und wie das Leben ſeit jener Zeit in dem ſeltſamſten Wechſel an ihm vorüber gerauſcht war. Das Haus war finſter, es ſchien unbewohnt:

„Sie haben den Herrn aus ſeinem Hauſe vertrieben, und die öden Mauern trauern darüber, daß er im finſtern Kerker ſchmachtet. Aber ich werde den Weg zu ihm finden, und ihm die Arme entgegen breitend, werde ich rufen: Hier, Vater! Hier haſt Du Deinen Sohn! Und Alle, die uns vorangegangen ſind, werden in Frieden auf uns herabblicken."

Er ging gedankenvoll nach ſeiner Herberge.

Viertes Kapitel.

Das war in Berlin anders geworden, wie ehedem.

Sonſt war auf den Straßen und den Bierbänken von nichts Anderm die Rede, als von der Reiſe über See nach dem Mohrenlande, und von den Abentheuern, die man dort beſtehen konnte, und den Reichthümern, die ſich dort erwerben ließen. Und wo ein Mann in die Schenkſtube kam, der all' die überſeeiſchen Herrlichkeiten mit eigenen Augen geſehen hatte, der konnte gewiß ſein, wie ein Wunderthier angegafft zu werden, bis er ſein Maaß herunter hatte und ärgerlich über das neugierige Volk ſeines Weges ging. Aber nun war's ihnen etwas Altes geworden, und ſeitdem ein Paar märkiſche Taugenichtſe heimkamen, die ſtatt des Goldes und der Demanten nichts mitbrachten, als einen leeren Querſack und einen hohlen Magen, war das Land der Moh-

ren in Mißkredit gekommen in ganz Berlin, ſowohl bei den ſtattlich friſirten Perrücken, als auch bei den ledernen Schurzfellen.

Und ſo iſt es in Berlin geweſen allezeit: Wenn Einer mit etwas Neuem kam durch's Thor und verſtand's, das Volk zu verblüffen, haben ſie den Mann in den Himmel erhoben und ſein Werk geprieſen, gereimt oder ungereimt, und haben ihn ſchier mit Weihrauch erſtickt, daß er den Athem verlieren mußte. Wenn dann aber der Unſinn auf's Höchſte geſtiegen war, kam unerwartet ein ſchwerer Nachtfroſt; am andern Morgen lag der Reif fingersdick auf den Bäumen, die nun nicht mehr grünten, ſondern vergilbte Blätter wieſen, die der Wind vollends herunterwarf und die Aeſte und Zweige nackt und feucht mit den Nebeln herumſchlagen ließ.

Und ſo war es auch mit dem Eifer für die Afrikaniſchen Kolonien und die Handels-Kommanditen in Amerika. Als es von dorther nicht unaufhörlich Gold regnete, und nicht täglich ein neues Wunder einzog durch's Leipziger- oder Köpeniker Thor, zuckten ſie die Achſeln und wollten wenig davon wiſſen, welche große Eier ſie früher in die Kiepe gethan hatten. Und als es nun zuletzt gar hieß, es wird bei der ganzen Geſchichte nicht allein

kein Verdienſt erzielt, ſondern was die Leute blank und baar aus ihrem Vorrath eingezahlt hätten zum Geſchäft, das würde darauf gehen und noch Mehreres dazu, da gab's ſchier eine Revolution und alle Verwünſchungen brachen herein über den Mann, der all' dies Unheil über die Mark heraufbeſchworen hatte, und dieſer Mann war Benjamin Raule.

Dies war die Zeit, wo die Kronbeſſer, die Kampmeier, die Pyritze und Andere, die am meiſten im Trüben gefiſcht hatten, am lauteſten triumphirten, denn Jeder hielt ſie für die Helfer und Retter aus der Noth und jubelte ihnen zu, weil ſie den gemeinſamen Feind ergriffen und ihn eingekerkert hatten. Sie ſollten nun auch dazu thun, daß er ihrer gerechten Rache als Opfer falle.

Und das wollten ſie denn auch.

Aber es ging doch ſo ſchnell nicht. Wenn ſich auch hier, wie überall, Leute finden, die das Gute ſchon darum haſſen, weil es dem Böſen, was ſie thun wollen, im Wege iſt, ſo iſt doch von jeher in den brandenburgiſchen Landen, unter dem rothen Adler, wie unter dem ſchwarzen, unter dem Kurhut, wie unter der Königskrone, das Recht gehandhabt worden, und die Fürſten aus dem Hauſe Hohenzollern haben von jeher darauf gehalten, daß ihre Richter

Gerechtigkeit geübt haben in ihrem Namen, ohne Anſehn der Perſon, damit das Geſetz bei Ehren bleibe und das Recht nicht verachtet werde von dem Volke, das es ſchirmen ſoll.

Darum ſaßen auch Männer über Raule zu Gericht, die dachten nicht böſe von ihm, noch waren ſie beſonders günſtig für ihn geſtimmt. Sie wollten ihm weder, wie ſo Manche, ein Bein ſtellen, worüber er unverſehends ſtolpern mußte, noch wollten ſie ihn entwiſchen laſſen durch eine Hinterthür; ſie wollten nichts als die reine, ſonnenklare Gerechtigkeit. Und einer der Rechtlichſten unter dieſen war der Geheimerath Mühl. Er hatte ſich der Sache ganz beſonders angenommen und war nahe daran, eine klare Anſicht von der ganzen Sachlage zu gewinnen. Er hatte die letzte Denkſchrift Cord Weſſels vor ſich, die dieſer treue Diener mit gutem Willen und Kenntniß aller Verhältniſſe entworfen, darnach es einem vorurtheilsloſen Richter leicht werden mußte, das Rechte vom Unrechten zu ſondern. Das hatte auch der Geheimerath Mühl gethan, und jetzt eine Schrift an den Gnädigſten Herrn aufgeſetzt, wodurch er bewies, daß nur die Macht der Umſtände die überſeeiſchen Verhältniſſe in ſolchen Mißkredit gebracht hätten, nicht aber Herr Raule, der für das Gedeihen derſel-

ben das Mögliche geleiſtet. So ſei es auch dem erleuchteten Willen des durchlauchtigſten Herrn anheim zu geben, ob Derſelbe geſonnen wäre, unter ſo ungünſtigen Umſtänden ein Geſchäft weiter fortſetzen zu laſſen, welches Brandenburg bereits ſo viele Feinde und Unbequemlichkeiten bereitet habe. Zwar wolle er nicht in Abrede ſtellen, daß es eine Zeit geben könne, wo endlich die ſtete Ausſaat, die man unermüdlich mit vollen Händen ausſtreuen ließe, eine ergiebige Aernte hoffen laſſe, doch liege dieſe Zeit fernab, und weit dringendere Angelegenheiten nähmen die Kräfte des Staates für mancherlei Zwecke in Anſpruch. Ein Anderes jedoch ſei die Angelegenheit des Schifffahrts-Direktors und kein Zweifel walte mehr ob, daß dieſer nicht länger in Haft gehalten werden dürfe. Zwar habe derſelbe oftmals geirrt und nicht immer die rechten Mittel ergriffen, doch ſei dies ſtets im Eifer für die Sache, im guten Glauben, geſchehen, und für die Fehler, die er etwa begangen, ſei die Haft, die er bis jetzt erduldet, Strafe vollauf. Darum ſei ſeine innige Ueberzeugung, daß dieſer Prozeß ſogleich niederzuſchlagen und Benjamin Raule in Freiheit zu ſetzen ſei.

Dieſe Schrift hatte der Geheimerath Mühl mit Eifer entworfen und an ſeinen Landesherrn gelangen

laſſen. Alle, die ihm gleichgeſinnt waren, ſtimmten ihm vollen Herzens bei und ſchloſſen ſich durch ihre Unterſchriften an. Andere aber zuckten die Achſeln und meinten, das hieße dem Betruge Thor und Thür öffnen; noch Andere aber, und das waren die Aergſten, meinten, wer ſich eines ſolchen Betrügers annehme, der möge wohl mit ihm unter einer Decke ſtecken. Aber das Alles focht den wackern Vertheidiger eines ſchuldlos Angeklagten nicht an, und als Jemand ihm ſagte, der gnädigſte Herr Kurfürſt ſei jetzt mit gar wichtigen Dingen beſchäftigt, ſintemal Jedermann wiſſe, daß er geſonnen ſei, den Kurhut niederzulegen und ſich die Königskrone auf das Haupt zu ſetzen, antwortete der unerſchrockene Diener der Gerechtigkeit: „Möge Gott es meinem gnädigſten Herrn zum Heil gereichen laſſen! Aber jemehr er zu hohen Ehren und Würden emporſteigt, um ſo mehr wird er, als ein ächter Hohenzoller, darnach trachten, das Recht bei ſeinem Anſehn zu erhalten. Der ſchönſte Demant aber, der ſeine neue Königskrone zieren kann, iſt die Gerechtigkeit, und darum will ich nicht müde werden, bis er auf meine Stimme hört."

Bisher war noch ein Punkt dunkel geblieben in der Raule'ſchen Angelegenheit, das war deſſen Sohn und das Suchen nach demſelben durch den Juden,

während dieſer bezüchtigt worden, in ganz andern Dingen das Intereſſe Raule's, auf Koſten des Allgemeinen vertreten zu haben. Auf die Ausſage des Juden hatte man nichts gegeben und zuletzt war dieſer darüber hinweggeſtorben. Nun aber kam zur rechten Zeit Gottlieb Schwalbe nach Berlin und ein guter Geiſt hatte ihn ſo glücklich geführt, daß er unter allen Richtern ſeines Vaters zuerſt bei dem eifrigſten Vertheidiger deſſelben eintrat. Dieſer hörte den wackern Seemann mit großer Geduld an, verhehlte ihm nicht, daß er gerade zu einem wichtigen Zeitpunkte erſchienen ſei, und verſprach, ihm ſobald als möglich die Erlaubniß zu erwirken, ſeinen Vater zu ſehen.

Es war ein trüber Novembertag. Der Nordweſt heulte durch die entblätterten Bäume, und der Regen, mit Schneeflocken untermiſcht, ſchlug gegen die Fenſter des einſamen Gemachs, in welchem Benjamin Raule nun ſchon ſo lange geſeſſen hatte, vergebens ſeine Erlöſung erharrend. Tief herabgedrückt von all dem unverſchuldeten Leid, das ihn betroffen, war er es ſeit dem Tode des Juden noch mehr, und allabendlich, bevor der Gefängnißwärter die düſter brennende Lampe hereintrug, war es ihm, als tauche die Geſtalt des alten Moſes aus dem Boden vor

ihm auf und blitze ihn an mit den Augen, die ſo große Macht geübt hatten auf Jedermann. Dann ſtützte er den Kopf in die Hand, eine Thräne brannte in ſeinem Auge, und er war ſo ganz in Gedanken verſenkt, daß er Alles um ſich her vergaß.

So ſaß er auch an jenem Abend und gedachte der Tage, die er in Middelburg verlebt, ſammt Allem, was er verſchuldet an Geſina. An ſeinem innern Geſicht vorüber ſchwebten Marie und Agneta, die lächelten ihm zu; ſie waren anzuſchauen wie zwei Engel mit Flügeln an den Schultern, einherſchwebend auf einer Purpurwolke und mit einem Palmenzweige ihm Frieden und Verſöhnung zuwinkend.

Da öffnete ſich die Thür. Benjamin Raule fuhr aus ſeinen Träumen empor und blickte verſtört um ſich.

Der Geheimerath Mühl war eingetreten:

„Ich komme zu Euch noch in dieſer ſpäten Abendſtunde daher, weil ich glaube, es ſei ſtets die rechte Zeit, wenn man ein gutes Wort vernehmen kann.“

„Wer iſt es, der des verlaſſenen Gefangenen gedenkt?“

„Einer der Männer, die man zu Richtern über Euch geſetzt hat, und dem es nie in den Sinn

wollte, daß die Dinge, welche man Euch zur Laſt legte, in der Wahrheit begründet ſeien."

„Giebt's einen ſolchen Mann unter meinen Richtern?"

„Zur Ehre der Menſchheit ſolltet Ihr glauben, daß es deren Viele giebt. Wenn durch Leidenſchaft oder Vorurtheil verblendet, der Einzelne vielleicht in der allgemeinen Wirrniß nicht klar ſieht, ſo iſt doch der ganze Richterſtand nicht mit Blindheit geſchlagen, und weiß ſehr wohl — wenn auch oft erſt nach mühſamen Forſchungen — Recht von Unrecht zu unterſcheiden."

„Und was habt Ihr mir als Reſultat dieſer Unterſcheidungen zu berichten?"

„Ihr ſeid gereizt; Ihr richtet eine bittere, verletzende Frage an mich. Ach, ich verzeihe Euch, armer, unglücklicher Mann. Ihr ſeid gebeugt von langer Kerkernoth und der innere Friede iſt von Euch gewichen. Wie vermöchtet Ihr mit unbefangenem Sinn Freund von Feind zu unterſcheiden?"

„Wenn Ihr wirklich einer der ſeltenen Richter ſeid, denen die Gerechtigkeit über Alles geht; wenn Ihr erkannt habt, daß nur Neid, Uebermuth und Bosheit mich in den Anklageſtand verſetzten, dann

ſäumt nicht, das Gewebe der Lüge zu zerreißen und ſtellt die Ehre meines Namens wieder her."

„Es wird geſchehen, es wird bald geſchehen, darauf verlaßt Euch. Und dieſe Hoffnung, die ich Euch gebe, mache Euch ſtark, das zu ertragen, was noch Eurer wartet."

„Was wartetmeiner? Sind neue Ränke geſchmiedet? Neue Intriguen erſonnen? Redet! Vermag ich auch nicht, mich zu vertheidigen, ſo lerne ich doch neuerdings daraus, wie der Geiſt der Lüge nimmer raſtet."

„Ich würde mich zu einem ſo niedrigen Dienſte nicht herleihen. Was ich Euch zu verkünden habe, iſt vielmehr Glück und Freude."

„Glück und Freude? Mir? Ihr ſpottet meiner. Woher ſollte mir ſolche Herrlichkeit kommen? Herr Geheimerath, ich glaube, daß Ihr es gut meint; Eure ehrwürdigen Züge verkünden ein redliches Herz. Gewiß, Ihr wollt meiner nicht ſpotten, aber Ihr könnt ſelbſt getäuſcht ſein. Ich bin ein alter, ſchwacher Mann; Kerkerluſt und Krankheit haben mich an den Rand des Grabes gebracht. Was iſt's für Glück und Freude, die meiner harren? Nur noch wenige Stunden ſind mein. Redet!"

„Geduld und Faſſung. Ihr ſprecht leidenſchaft-

lich, wie im Fieber. Da, nehmt dieſen Becher Waſſer. Trinkt und ſetzt Euch. Ihr reibt Euch vollends auf mit dieſer Erregung und doch habt Ihr Euere Beſonnenheit nöthiger als je. Es handelt ſich in dieſem Augenblick nicht um Euere bürgerliche Stellung, oder um Euer Vermögen, es handelt ſich um Euer Herz."

„Um mein Herz?"

„Daß bei der Unterſuchung, die man über Euch verhängt, und die eine Beſchlagnahme Eurer ſämmtlichen Papiere nach ſich zog, nicht nur Euere dienſtlichen, ſondern auch Euere Privat-Verhältniſſe offenbar wurden, iſt begreiflich, und deshalb iſt mir bekannt, daß Euch ein Sohn lebt . . . ."

„Mein Sohn! — der von ſeiner Geburt an verſtoßen war, und den mein Auge nicht mehr geſehen hat, ſeit ich weiß, daß er mein Sohn iſt. Barmherzigkeit, Mann! Du weißt von meinem Sohne und biſt auch Vater, darum kommſt Du, mir eine gute Botſchaft zu bringen. Auch Dein Herz ſehnt ſich, nach langer Trennung, an dem Herzen Deines Kindes zu ſchlagen. Wo iſt mein Sohn? Wo iſt er, den ich ſeit ſo vielen Jahren geſucht und nimmer gefunden habe?"

„Ihr ſollt ihn ſehen!"

„Wann? Wann?!“

„Sobald ich weiß, ob Ihr gefaßt genug ſeid, ihn zu empfangen.“

„So iſt er hier? Ganz in der Nähe! Ja! Ihr habt ihn mitgebracht, ſonſt würdet Ihr nicht ſo zu mir ſprechen. Gefaßt, ruhig ſoll ich ſein, ſagt Ihr? O, ich bin ſo beſonnen, als nur ein Menſch unter ſolchen Umſtänden ſein kann! Laßt mich nicht länger ſchmachten.“

„Nun denn! Euch geſchehe, wie Ihr wollt und möge dieſe Stunde für Euch der Beginn einer neuen glücklichen Zukunft ſein!“

Der Geheimerath wandte ſich der Thür zu:

„Tretet ein! Euer Vater iſt bereit Euch, zu empfangen.“

Gottlieb Schwalbe ſtürzte herein:

„Vater! Vater! Mein Vater!“

Benjamin Raule hatte die Arme ausgebreitet und ſchwankte dem Ausgange zu:

„Mein Sohn! Mein Sohn! Mein theurer, lange vermißter Sohn!“

Sie hielten ſich feſt und innig umfangen.

Der Geheimerath blickte einen Augenblick lang auf dies ergreifende Schauſpiel und wehrte den Thränen nicht, die ſeine Wangen herabrollten. Dann aber

zog er ſich leiſe zurück und ſchloß ſorgſam die Thüre, damit kein Unberufener Diejenigen ſtöre, die ſich zum erſten Male in ihrem Leben gefunden hatten.

„Mein Kind! Mein theures Herzenskind! So ſchließe ich Dich denn endlich an dies verwaiſte Herz!"

„Ja, mein theurer Vater! Und ich denke Euch nie mehr zu verlaſſen."

„Willſt Du bei mir bleiben? Lohne Dir's Gott! Ich nehme es als eine Wohlthat an, denn ich habe es nicht um Dich verdient."

„So müßt Ihr nicht ſprechen, Vater! Und Ihr müßt Euch faſſen, Vater! Müßt ruhig ſein, ganz ruhig! Kommt! Setzt Euch hier auf den Rand des Bettes! Wollt Ihr, Vater?"

„Ich will Alles, was Du willſt, mein theurer Sohn! Ich will Dir gerne folgen. Und höre, nenne mich Du! Das Du kommt vom Herzen! Es klingt ſo heimiſch, ſo vertraut. Willſt Du?"

„O Du lieber, lieber Vater!

Und zwei Herzen floſſen über in Liebe zu einander. Jeder hatte den Inhalt eines langen, reichen Lebens zu erzählen, Jeder hatte zu hören, und Jeder unterbrach fragend den Andern, bis Keiner aufmerkte, ſondern im Anſchaun verloren, Beide ſich lachend und weinend von Neuem umarmten.

Ein Vorhang verhülle dieſe Scene, die den Kerker zu einem Tempel des Friedens verzauberte.

Vater und Sohn plauderten, in Liebe vereint, während der ganzen Nacht und in den kommenden Tag hinein, ohne auf den Wechſel der Stunden zu achten, bis der Gefängnißwärter erſchien und ſie, auf deshalb beſonders empfangene Ordre, in ein geräumiges, helles Gemach führte, wo ein luſtiges Kaminfeuer brannte und ein lockendes Frühmahl ihrer harrte. Während dieſer Zeit trat der hohe Gerichtshof, der über die Schuld oder Unſchuld Benjamin Raule's zu entſcheiden hatte, zur letzten feierlichen Sitzung zuſammen. In ganz Berlin war's bekannt geworden und da es hieß, heute ſolle es entſchieden werden, ob der Holländer, der ſich ſo warm in das volle Neſt geſetzt hatte, wirklich ein ſo arger Verbrecher ſei, als man ihm nachredete, ſo war's kein Wunder, daß man ſich vor der Thür des Gerichtshofes drängte und ſtieß, und allerlei ungewaſchenes Zeug ſprach, wie es die Leute wohl pflegen, die ſich am meiſten über Dinge erboßen, die ſie gar nichts angehen.

„Was meint Ihr, Meiſter? Er wäre zwiefach angeklagt und verurtheilt?"

„Freilich. Einmal der Unterſchlagung öffentlicher Gelder und des Privatvermögens ehrſamer Bürger ...'

„Eures Vermögens etwa?" fragte ein Dritter.

„Meines? Wie ſo? Von meinem Vermögen iſt dabei nicht die Rede."

„Weil Ihr keines habt!" fuhr der Dritte muthwillig fort.

„Ihr habt nicht in meinen Beutel hineingeſehen, Ihr ſchäbiger Kerl! Habe noch immer meinen Krug Bier bezahlt, wenn Ihr den Euren ſchuldig geblieben ſeid."

„Still doch! Stört uns nicht mit Euerm Gewäſch! Man weiß ſchon, daß Ihr ein Taugenichts ſeid! Hier, Meiſter! Fahrt weiter fort: einmal alſo der Unterſchlagung der Gelder, ſagt Ihr. Und dann zweitens?"

„Zweitens ſage ich: Einer Verſchwörung gegen ehrliche Chriſten mit den verdammten Juden."

„Sollt's doch möglich ſein? Ich hatte ſchon davon gehört, aber ich konnte es kaum glauben!"

„Gewiß und wahrhaftig, es iſt ſo! Er hatte es dick mit den Juden vor und hat noch im Gefängniß mit ihnen verkehrt. Man erzählt ſich abſcheuliche Dinge."

„Erzählt man? Und ich weiß nichts davon! Laßt mich doch auch davon hören, Meiſter!“

„Es ſollte Alles in Judenhände kommen, dieſſeits und jenſeits, Handel und Wandel, Ackerbau und Viehzucht. Die Juden ſollten eben ſo viel zu bedeuten haben als wir, und unſer Geld obenein in den Sack ſtecken. Es ſollte ſo gekartet werden, daß eines ehrlichen Chriſten Sohn bei einem Juden in die Lehre gehen und irgend eine Handthierung bei ihm treiben könne, ohne daß es ihm an ſeiner Ehre ſchädigte. Habt Ihr all Euer Lebstage dergleichen gehört?“

„Und das that der Benjamin Raule? Er iſt doch ſelbſt ein Chriſtenmenſch und hat ſolche Sachen mit den Juden abgekartet? Das kann kein gutes Ende mit ihm nehmen, und ich will kein Mitleid mit ihm haben, wenn ſie ihn hängen oder köpfen.“

„Wird auch geſchehen. Eines oder das Andere.“

„Woher Ihr das nur Alles wißt, Meiſter? Ihr müßt gute Freunde haben unter den Vornehmen.“

„Will's meinen. Da iſt mein Special, der Kürſchner Thomas. Bei dem wohnt ein Schreiber von Seiner Geſtrengen, dem Herrn Geheimenrath Kronbeſſer. Der ſchwatzt Euch manches Mal dummes Zeug.“

„Schwatzt er? Was zum Beiſpiel ſchwatzt er denn?“

„Und abſonderlich, wenn er einen Trunk über den Durſt gethan hat!“

„Das will ich glauben! Da fährt's auch mit mir immer zum Schornſtein hinaus. Und was ſagt der brave Mann?“

„Der ſagt Drittens . . .“

„Was? Ein Drittens iſt auch noch dabei?“

„Drittens aber habe der Raule die Mohren — Ihr verſteht mich — da drüben . . .“

„Weiß ſchon! Das iſt da, wo ſie noch immer mit der Laterne nach dem Golde und den Demanten ſuchen und einſtweilen unſere Thaler dahin ſchleppen, damit doch etwas Geld dort zu finden ſei. Nun . . .“

„Er hat geſagt, dieſe Mohren wären Menſchen ſo gut, wie wir, obgleich die übrigen Chriſtenleute ſagen, die Schwarzen wären nicht beſſer, als das liebe Vieh.“

„Das hat er auch geſagt? Ja, das bricht ihm den Hals, denn wenn er heute ſagt, die Schwarzen wären ordentliche Menſchen, ſo kann er morgen ſa- ſagen, wir Weißen wären Vieh! Wie?“

„Ja, das kann er ſagen!“

„Wenn ich's hörte, drehte ich ihm den Hals um.

Wir, die wir ehrlich unſere Handthierung treiben und unſern Schoß gewiſſenhaft zahlen, wenn auch mit Seufzen und Stöhnen . . ."

„Schweigt! Da kommt der Herr Schreiber daher! Sieht er nicht ſtattlich aus? Und Augen hat er, ſo pfiffig, als ob ein ganzer Gerichtshof daraus hervorguckt! Nun, Herr Secretare, wie ſteht's?"

„Schlecht ſteht's! Niederträchtig! Gegen alle Logika und geſunde Vernunft. Sie haben . . ."

„Nun, was haben ſie?"

„Wird er geköpft oder geviertheilt?"

„Den Teufel wird er! Sie haben ihn freigeſprochen."

„Schlage der Donner drein! Haben wir uns darum den ganzen Morgen herumgetrieben, daß ſie ihn freiſprechen ſollen?"

„Seid ſtill, ſage ich! Seht Ihr nicht den Seemann da, mit dem grimmigen Geſicht und dem einen Arm? Laßt uns ſachte bei Seite gehen. Kommt, Herr Secretare, ich weiß hier herum einen Ort, wo es einen guten Krug Bernauer giebt! — — Daß Ihr doch immer Euern Mund eine Elle weit aufreißen müßt."

Die drei Männer ſtrebten im Schnellſchritt der

nächſten Ecke zu. Nicolaus van Dören ſah ihnen mit drohender Geberde nach:

„Ihr habt Zeit, daß Ihr fortkommt. Wäre ich nicht ein mürbes, aufgelegtes Wrack, ich hätte Euch bei dem erſten Läſterwort, das aus Euern ungewaſchnen Mäulern ging, in den Grund gebohrt. Es iſt ein Teufelswerk, daß ich, als ein alter Seeſchwalker ſo ſoll zum Spott der Landratten werden, daß ich nicht im Stande bin, ihnen einen Marlpfriem durch die Zunge zu bohren, wenn ſie derlei ungewaſchne Dinge zuſammen bringen! Aber da kommen ſie! Hollah Ahoi, mein Junge! Hier iſt der alte Hochbootsmann!"

„Halloi!" rief Gottlieb Schwalbe, den alten Seemann gewahrend, als er am Arm ſeines Vaters auf die Straße hinausſchritt. „Alles iſt gefunden, Alter, und es iſt nun Frieden überall! Hier, Vater, iſt der alte Nicolaus van Dören, der treu bei mir ausgehalten hat, im Guten und im Böſen."

„Gebt mir die Hand, mein wackrer Hochbootsmann! Ich danke Euch für Alles, was Ihr für meinen Sohn gethan habt."

„Stopp, Euer Edlen! Laßt es nur gut ſein. Es iſt nicht viel geworden, außer der Geſchichte auf dem Bugſpriet der „Dorothea." Das iſt ein gutes Ge-

ſpinnſt für 'nen langen Winterabend, aber auch ſchuld, daß ich Euch den Burſchen, den Ihr mir auf die Seele gebunden hattet, nicht wiederbringen konnte. Das hat mir oft im Kopf gelegen, denn ich hatte Euch mein Wort darauf gegeben, einen tüchtigen Seemann aus ihm zu machen, und nun war er ganz aus meinem Fahrwaſſer geſteuert."

„Laß Dir's nicht leid ſein, alter Nicolaus, und gieb es zu, daß ich Dich in den Hafen bugſire. Mein Vater bedarf der Ruhe nach all dem Leid, das ihm begegnet iſt, und ich bleibe bei ihm. Willſt mir Geſellſchaft leiſten, alter Nicolaus?"

„Wenn Ihr mich haben wollt, mein Junge und Ew. Edlen ein mürbes Wrack ſich vor Augen kreuzen ſehen mag."

„Der Freund des Sohnes iſt mir als werther Gaſt willkommen!"

„Nun denn! Fallen den Anker!"

Sie ſtanden vor dem Hauſe Benjamin Raule's. Nicolaus van Dören lehnte ſich an Gottlieb Schwalbe.

„Wißt Ihr's, wie ich Euch zum erſten Male dieſe Treppe hinauflootste? Damals ging es friſch in's Blaue hinein."

„Jetzt ſteuern wir denſelben Weg, mein alter Burſche, und es geht in den Hafen der Ruhe!“

„Gebe es Gott!“ ſprach mit einem Seufzer Benjamin Raule.

Sie traten ein. Die Thür ſchloß ſich.

Fünftes Kapitel.

Seit geraumer Zeit hat unſer Blick nicht auf Großfriedrichsburg geweilt. Manches hat ſich daſelbſt ſeitdem verändert. Jetzt tragen die flüchtigen Wellen unſern Kiel zu jenen geheimnißreichen Ufern hinüber. Von den Wällen flattert uns der brandenburgiſche Adler grüßend entgegen, ein Kanonenſchuß verkündigt die Ankunft eines neuen Seglers.

In der Kolonie herrſchte ein reges Leben. Einfache, ländliche Wohnungen, in bunter Miſchung von weißen und ſchwarzen Anſiedlern bewohnt, die in traulicher Einigkeit ihre Tage hinbrachten, lagen ſich in zwei Reihen einander gegenüber. In der Mitte dieſer Reihen war ein großer, freier, mit Bäumen bepflanzter Raum, darauf ſich zwei ſtattlichere Gebäude erhoben; das Eine derſelben war die Kirche, das Andere das Gemeindehaus. In Beiden verſam-

melten ſich die Bewohner der Kolonie abwechſelnd, um ihr geiſtiges und leibliches Wohl zu berathen.

Vor den Thüren der einzelnen Wohnungen dehnten ſich, bis an das Ufer des mitten durch die Anſiedlungen fließenden Baches, die Gärten aus, mit Gemüſen bepflanzt, und reichlich belohnte der üppige Boden die geringe Mühwaltung des Gärtners. Auch hatte er ſich nicht auf das Nothwendige allein beſchränkt: als Einfaſſung der Beete ſproßten liebliche Blumen in reicher Farbenpracht aus der Erde auf, und ſtatt der roh zuſammen gezimmerten Stackete flochten bunte Zierpflanzen ihre rankenden Zweige in einander. Hinter den Gehöften begann das eigentliche Feld, das Korn wucherte in langen, ſchönen Streifen, und auch die Kultur einheimiſcher Gewächſe zeigte hier und da ein gutes Gelingen.

Aber trotz dieſer lieblichen Bilder des Friedens gebot die Nothwendigkeit den deutſchen Anſiedlern, auf ihrer Huth zu ſein. Aus den dichten Wäldern verirrte ſich oft ein wildes Thier, und rief, in die ſichern Hürden brechend, die Koloniſten zur Jagd; noch öfters brachen aus dem Dickicht bewaffnete Neger hervor, und nur der vereinten Macht gelang es, ſich den Diebereien derſelben zu widerſetzen. Darum waren zu den Geräthſchaften des Friedens die Waf-

ſen des Krieges geſellt, und neben dem Spaten ſtand die Büchſe, an dem Sterz des Pfluges hing der ſcharfgeſchliffene Degen.

Dies war der Zuſtand der Kolonie, als in der Heimath der rothe brandenburgiſche Adler nach langer, ruhmvoller Wacht ſeine Warte verließ und der ſchwarze Adler, der treue Hort des Preußenlandes, auf dem Horſte ſein ſtolzes Flügelpaar entfaltete.

Aber trotz des gedeihlichen Ausſehens fehlte der Kolonie doch das eigentliche Mark des Lebens, wodurch ſie immer mehr erſtarken und einer reicheren Vollendung entgegen reifen konnte: der Frieden. Sie lag im ſteten Kriege mit den Holländern, die nicht aufhörten, die Brandenburger zu befehden und die Eingebornen gegen ſie aufzureizen. Sie ſahen in dieſer deutſchen Kolonie nicht blos eine Nebenbuhlerin, der ihrem Handels-Monopol gefährlich werden konnte; ihnen wurden dieſe Deutſchen zu weit verderblicheren Feinden. Dieſe hatten es verſucht, die Eingebornen durch Milde und Freundlichkeit anzulocken und dieſer Verſuch war ihnen nur zu oft über alle Erwartung gelungen; ſie behandelten die Schwarzen, die ſich ihnen anſchloſſen, nicht als mehr oder weniger bevorzugte Sclaven, die auch unter den beſten Bedingungen nicht ſicher ſind vor der Peitſche des

Meiſters. Der Deutſche ſah in dem Neger, der ſich an ihn anſchloß, einen Freund, einen Genoſſen ſeiner Arbeit, der mit ihm gleiche Laſten und gleiche Sorgen trug, dem er alſo dafür ein gleiches Recht ſchuldig war. Aus dieſem kleinen Kreiſe ging der alles belebende Strahl deutſcher Geſittung hervor und verbreitete ſich, wenn auch anfänglich ſcheu und unmerklich, von Dorf zu Dorf, und der einzelne Neger trug auf ſeiner Wanderung durch faſt unzugängliche Wälder das geflügelte Wort und mit ihm den Gedanken ſeinen wilden Horden zu. Der Neger ſah auf die neue Welt, die um ihn her erſtand; er freute ſich des bunten Schimmers; er ſtutzte, — er dachte!

Das war es, was die Holländer am meiſten aufbrachte. Nicht der deutſche Bauer, der ſeinen Kohl und ſeine Rüben baute und an dem Ufer der Bäche nach Goldſand forſchte, war der Feind, den er fürchtete. Es war der aus ſeinem dumpfen Hinbrüten auffahrende Neger, der ſich die Augen rieb und erſtaunt die Wunderwerke zu begreifen anfing, die ſich vor ſeinen Augen entfalteten. Dem Gedanken galt der Schwur der Rache, ihm wurde der Krieg erklärt, ein Krieg, der nicht eher enden ſollte, bis der alte Zuſtand der Rohheit und des Stumpfſinns auch

nach dieſem Theile der Weſtküſte wieder zurückgekehrt wäre.

Hinter den Garben eines Weizenfeldes lagen zwei brandenburgiſche Koloniſten auf der Lauer. Noch war es finſter, aber ihr Auge war bereits an das nächtliche Dunkel gewöhnt, und die Nothwendigkeit hatte ſie mit manchen Schlauheiten vertraut gemacht, die in dem Kriege mit den Eingebornen ſtets über perſönliche Tapferkeit den Sieg davon trugen.

„Laß es gut ſein, Martin; wir können nun dreiſt nach Hauſe gehen, es kommt keiner mehr von dieſem ſchwarzen Diebsgeſindel.“

„Lehre Du mich das Pack kennen, Hans Köſter! Und wenn Du vom Morgen bis in die ſinkende Nacht an nichts weiter denkſt, als an ihre Ränke und Schwänke, Du ſtudirſt ſie Dein Lebstage nicht aus. Warum hat der Jakob Rhode ſeine Gänſe nicht mehr? Weil er zu Bette ging, als er es ausſtudirt hatte, daß rund um ſeinen Gänſeſtall kein Dieb zu ſehen war und nicht daran dachte, daß der ſchwarze Satan ſchon bei den Gänſen ſelbſt im Koben ſaß.“

„Wie iſt der Kerl nur da hinein gekommen? In ſo 'n Ding, wie ein Gänſekoben! Wenn der Herr Paſtor ſagt, es könne ein Kamehl durch ein Nadel-

öhr gehen, nun ſo kann das Kamehl oder das Nadelöhr darnach geweſen ſein, und es läßt ſich begreifen; aber die Thür in des Jakob Rhode's Gänſekoben . . ."

„Laß Dein Schwätzen! Da kniſtert's ſchon wieder im Weizen. Hörſt Du's?"

„Wird mein Hund ſein, der immer auf meiner Fährte iſt! He, hollah! Philar!"

„Willſt's Maul halten? Da! Nun iſt das Geräuſch ſchon weit abſeits! Du haſt den Dieb verjagt, ſonſt wäre er uns gerade in den Rachen gelaufen! Wetter! Hätt' ich ihn durchwalken wollen! Dafür wünſche ich Dir, daß der Burſche Dir auf dem Heimwege Deine Gluckhenne mit den zwölf Küchlein ſtiehlt, wie ſie es in der vorigen Woche beinahe mit mir gemacht hätten."

„Das iſt ein unchriſtlicher Wunſch, wofür . . . Aber was raſchelt da über uns weg?"

„Das ſind Papageien, Bruder. Gelbköpfige, die ein Maulwerk haben, wie zehn Krähen. Wenn wir davon einen Korb voll lebendig nach Rixdorf ſpediren könnten! Würden Die Augen machen!"

„Wer? Die Papageien oder die Rixdorfer?"

„Dummer Schnack! Laß uns nach Hauſe gehen. Meine ſchwarze Greet ſoll uns den Brei kochen!

He! He! Was iſt das drüben für ein mächtiges Feuer?"

„Narr! Iſt die Sonne! Nun wird's gleich lichter Tag, als ob Du 'nen Kiehnſpahn anſteckſt daheim auf der dunklen Tenne! Jetzt iſt Alles aus! Komm!"

Die beiden Märker erhoben ſich aus ihrer liegenden Stellung und ſchauten über das Weizenfeld in den hellen Morgen hinein. Aber die Neger waren nicht entflohen, es waren auch nicht einzelne ſchüchterne Geſellen, die unter dem Schutze der Dunkelheit auszogen, um ein Huhn, eine Gans oder ein Stück Hausgeräth zu ſtehlen; es war ein wohlbewaffneter Negerhaufen, der jenſeits des Weizenfeldes, den Bauern den Rücken zuwendend, vorüberzog, nach dem Seeufer ſich bewegend, wo die Schaluppen des Orloggſchiffes „Das Wappen von Brandenburg" auf den Strand geholt waren, um ausgebeſſert zu werden.

„Du! Siehſt ſie? Haben einen Gaunerſtreich im Sinn! Kannſt Du rathen, welchen?"

„Ne! Ich habe mich nie ſonderlich mit dem Rathen abgegeben."

„Ich auch nicht. Aber ich dächte, es wäre klug, wenn wir oben auf dem Wall Anzeige machten für den Fall, daß ſie's noch nicht geſehen hätten."

„Das wollen wir! Komm!"

Die beiden Männer liefen ſpornſtreichs davon. Gleich darauf tauchte ein Schwarzer mit boshaftem Grinſen, nahe vor der Stelle, wo Jene ſich gelagert hatten, aus dem Weizenfelde auf. Er raffte trockenes Gras zuſammen, häufte es über glühenden Zunder, und als die Flamme herausſchlug, hielt er ſie rechts und links an die ausgetrockneten Aehren. Aber in demſelben Augenblicke hörte man eine Büchſe anſchlagen, der Hahn knackte und der Neger fiel mit zerſchmettertem Haupte zu Boden. Raſch ſprang der ſchwarze Schütze mit noch rauchender Büchſe aus ſeinem Hinterhalte hervor, hieb der Leiche den Kopf ab und ſteckte ihn in eine große Ledertaſche, dann ſtieß er den Rumpf mit dem Fuße weg, murmelte zwiſchen den Zähnen: „Todt, verdammte Hollandaiſe!“ und ging nach den Wällen von Großfriedrichsburg.

Die beiden märkiſchen Koloniſten waren hier bereits angelangt, und von der höchſten Stelle des Walles herab zeigten ſie dem Fähndrich Selbing und den herbeieilenden Soldaten den bewaffneten Negertrupp.

„Wollen ihnen einmal den Morgengruß bieten!“ rief Selbing lachend. „Geſchwind, Kanonier! Laßt aus der Kanone Nummer drei eine Kugel über ihren

Kopf hintanzen! Verdammt, die Kerle! Sie gehen gerade auf unſere Böte zu, und Capitain und Steuermann liegen noch im ſeligen Schlafe in der Halle. Geh Einer hin und wecke ſie!"

„Sie kommen den Böten immer näher, geſtrenger Herr Fähndrich! Die Hunde werden doch nicht des Teufels ſein ganz und gar!"

„He! Halloh! Ruft den Gouverneur! Ruft Capitain Blonk! Tambour, ſchlagt Lärm! Wächter da oben an der Flaggenſtange, ſtoße in's Horn!"

„Die erſte Kugel hat ſie nicht bange gemacht," ſprach der Kanonier. „Soll ich noch eine?"

„Freilich, Mann! Und nun nicht mehr gefackelt! Gerades Weges in den Haufen hinein! Feuer! — Was iſt das wieder da drüben?"

Der Fähndrich bemerkte den Dampf, der aus dem Weizenfelde aufſtieg.

Die beiden Koloniſten hatten es zu gleicher Zeit gewahrt:

„Ach Gott! Ach Gott! Das Feuer iſt im Weizen! Nun war doch ein Kerl darin verſteckt!" rief der Rixdorfer, „und ich hatte recht, als ich ſagte, es ſtecke Einer im Korn! Ach Gott! Ach Gott! Wir ſind hin!"

„Wir ſind ruinirt! Wir müſſen mit 'nem weißen

Stock davon gehen! Wir verhungern ſammt und ſonders!"

„Schreit nicht ſo, Kerle, ſondern thut Euere Schuldigkeit und haut den Feind zuſammen, der uns dieſe Schmach zufügt! Richtet Euch!"

Capitain Blonk war herbeigekommen:

„Nur die nothwendigſte Beſatzung bleibt zurück. Alle Andern hinunter nach dem Strande! Ich will ſelbſt mit hinaus. Meinen Säbel her! Meinen Säbel!"

Der Capitain ſtellte ſich an die Spitze des Zuges und ſchritt dem Thore zu, in deſſen Wölbung ihm ein bewaffneter Neger entgegen trat. Es war derſelbe Neger, der vor Kurzem den Brandſtifter im Weizenfelde erſchoſſen hatte, und dieſer Bewaffnete war Cunny.

„Was willſt Du, Schwarzer? Aha! Das iſt unſer Verbündeter! Unſer treueſter Freund!"

„Jean Cunny! Willkommen, Jean Cunny! Was bringt Ihr uns!"

„Kommt!" entgegnete Cunny und ſchritt der äußerſten Spitze des Walles zu, welche die Brandenburger eben verlaſſen hatten.

„Nicht doch! — Kommt Ihr mit uns!"

„Der Feind iſt draußen bei den Böten!"

In dieſem Augenblick erſchien Capitain Mildreich auf dem Schauplatze:

„Was? He! Erlaubt mal! Was ſagt Ihr? Feinde bei den Böten? So muß ein Donnerwetter drein ſchlagen! He! Steuermann!“

Der Steuermann war herbei gekommen; er faßte den Capitain unter und zog ihn mit ſich fort:

. . . „et c'est bien!”

„Bien? Bien? Ihr ſeid bien verrückt!“

„Vorwärts! Vorwärts! Es iſt Gefahr im Verzuge!“ rief Capitain Blonk.

„Bleiben!“ rief Jean Cunny mit ſtarker Stimme. „Bleiben! Alles vorbei!“

„Ich glaube, der Neger ſchlägt um und ſteckt mit den Hunden draußen unter einer Decke! Wie kann etwas vorbei ſein, was noch gar nicht angefangen hat? Vorwärts!“

Da krachte eine Gewehrſalve und ein wüſtes Geſchrei erſchallte vom Strande herauf.

Die Männer eilten unwillkührlich der Baſtion zu. Sie gewahrten die Neger, welche wahrſcheinlich die Böte der Brandenburger hatten verbrennen wollen, von einer weit ſtärkeren Negerparthei angegriffen. Von den Kugeln derſelben waren Mehrere zu Boden geſtürzt und Viele luden auf's Neue, wäh-

rend die Uebrigen drohend ihre Säbel ſchwangen und genau Acht gaben, daß Keiner entwiſche.

„Was bedeutet das?" rief Blonk. „Wer hat in dieſer Weiſe für uns gewacht, während wir geſchlafen haben?"

„Meine Brüder!" entgegnete Cunny und ſchaute unverwandt nach dem Schauplatze des Gefechtes.

„Es iſt eine Schande, daß wir hier ſtehen, während Andere unſere Arbeit thun! Noch iſt's Zeit!" ſagte der Kommandant, mühſam ſeinen Verdruß niederkämpfend.

„Alles vorbei!" antwortete Cunny achſelzuckend.

Die Gewehre krachten aufs Neue. Es ſtürzten abermals einige der Neger zu Boden; die Uebrigen warfen die Gewehre von ſich und ſtießen ein Jammergeſchrei aus. Cunny's Gefährten ſtürzten ſich auf ſie und banden ihnen die Arme.

„Mein die Gefangenen!" rief Cunny mit lautem Jubel.

„Das verſteht ſich, mein Junge!" ſagte Blonk. „Die Kerle da ſind rechtmäßig Deine Gefangenen, und es kann Dir Keiner etwas thun, wenn Du ſie dem erſten Küſtenfahrer verkaufſt, der hier anlegt."

„Verkaufen?" rief Cunny mit allen Zeichen der

Verachtung. „Sind Hollandaiſe-Neger! Mir nicht verkaufen, mir tödten!"

„Was! Tödten? All die ſchmucken Ebenholzblöcke? Höre, Schwarzer, das gebe ich nicht zu."

„Müſſen!" ſprach Cunny ſtolz. „Gefangene mein! Ich nicht Sclave von Kommandant Blonk! Ich freier Negerkönig auf Congoküſte und Verbündeter des Kurfürſten von Brandenburg."

Er ſah die Offiziere nicht weiter an, neigte ſein Haupt vor der brandenburgiſchen Flagge, die frei im Winde flatterte und ging nach dem Strande zu.

Blonk hatte nicht wenige Mühe, ſeinen Aerger niederzukämpfen:

„Verdammt der Neger! Iſt 'n Satanskerl! — Bei alledem iſt er in ſeinem Rechte! — Verdammt noch einmal! — Hört, Ihr Herren, da wir nun doch einmal beiſammen ſind, wollen wir die Runde machen und nachher einen Krug leeren! Folgt mir nach der Baſtion Walter."

Cunny war bei den Seinigen angelangt. Sie hatten den erſchlagenen Negern die Köpfe abgeſchnit ten und dieſe in ihre Ledertaſchen geſteckt. Ihr Führer lobte ſie, ertheilte ihnen den Befehl, die Gefangenen nach ihrem Dorfe zu führen und ging dann allein ſeinen Weg.

Durch das Dorf ſchlängelte ſich ein Seitenpfad, der zu dem Kirchhofe führte. Dieſen Weg ſchlug der Negerkönig ein. Es herrſchte auf dieſem Platze die tiefſte Ruhe; Brandenburger und Eingeborne gingen an dieſer Stätte des Friedens ſtets mit heiliger Scheu vorüber.

Cunny trat durch die Pforte. Ein Negermädchen ſah ihn kommen, ſie ſprang von ihrem Hügel auf und eilte ihm entgegen:

„Willkommen ſei, König Cunny, Deiner gehorſamen Magd."

Der Neger grüßte mit einer kaum merklichen Neigung des Hauptes:

„Haſt Du Deine Pflicht erfüllt?"

„Ja, König Cunny! Ich habe die Blumen abgeſchnitten, die welk geworden waren, und an ihre Stelle neue gepflanzt, die im bunteſten Schimmer prangen. Ich habe ſie geſchirmt vor dem heißen Strahl der Sonne und mit kühlem Waſſer getränkt. Es iſt Alles genau ſo vollzogen, wie Du es Deiner Magd befohlen haſt, König Cunny."

„Du haſt wohlgethan! Tritt beiſeite!"

Er winkte gebieteriſch mit der Hand. Das Negermädchen zog ſich eilig bis in den fernſten Winkel des Friedhofes zurück.

Cunny ließ ſich zwiſchen zwei Gräbern nieder. Unter dem einen Hügel ruhte der alte ehrwürdige Willem van dem Boſche, unter dem andern Katharine, die von allen Negern die weiße Blume genannt worden war. Cunny verſank in ein tiefes Sinnen, ſein Auge bohrte ſich in den Boden hinein, als wollte es Diejenigen von Angeſicht ſehen, welche unter dieſen Hügeln ſchlummerten.

„Wenn mein weißer Bruder wiederkehrt," ſprach er vor ſich hin, „dann wird er ſehen, daß Cunny ſeinen Schwur gehalten hat. Er wird finden, daß die Ruheſtätte ſeiner Geliebten mit Blumen geſchmückt iſt, daß unter ihren Kronen kein böſer Wurm niſtet und daß ein kühler Tropfen die lechzenden Blätter zur rechten Zeit erfriſcht hat. Und Ihr da unten müßt es dem Cunny bezeugen, daß er ſeine Pflicht erfüllt hat. Wenn Euer Freund wieder über das Meer kommt und ſich auf Eurem Grabe niederläßt, dann ſagt es ihm, daß ſein ſchwarzer Bruder das Wächteramt treu verſehen hat und Euch unter ſtetem Blumenſchmucke ſchlafen ließ; ſagt ihm, daß er ein treuer Bruder war, der es nie vergeſſen, welchen Handſchlag er empfangen und welches Gelübde er beſchworen hat Und ſo will ich es halten jetzt und immerdar. Wie auch der Krieg losbrechen mag und

an dieſer Küſte toben, meine Stammesbrüder ſollen dieſen Friedhof ſchirmen und kein Tropfen Blut ſoll dieſe Ruheſtätte beflecken."

Er erhob ſich:

„Gute Nacht, alter Mann! Wenn Cunny auch draußen im Gefechte weilt, oder wenn er nach den Schädeln der Holländer ſchießt, Ihr werdet doch nicht vergeſſen! — Gute Nacht, weiße Blume! Gute Nacht! Gute Nacht! Der Schmuck Deines Grabes ſoll immer in verſchwenderiſcher Fülle ſtrahlen, er ſoll reicher ſein, als der Schmuck einer Königin! Cunny denkt daran, daß Du ihn einſt geſchirmt haſt vor der Peitſche des Mannes, deſſen Schädel nun täglich unter meiner Fauſt ſich krümmen muß; daß Du ihn angeſehen haſt mit einem Auge voll Barmherzigkeit und daß Du biſt ihm geweſen eine gute, eine milde Gebieterin! Gute Nacht, weiße Blume! Gute Nacht!"

Und langſam wandte er ſich von den beiden Grabhügeln ab; langſam, geſenkten Hauptes, verließ er die Räume des Friedhofes. Jenſeits der Pforte wandte er ſich noch einmal um und warf einen letzten Blick nach den Hügeln hinüber, dann aber ging er raſch den Dorfweg zurück und ſchritt dem Walde zu, wo die Brüder an heimiſcher Stätte ſeiner harrten.

Cunny hatte ſeinen Wohnſitz in der Nähe der brandenburgiſchen Abſiedlung aufgeſchlagen. Er wollte nicht fern von den Männern wohnen, denen er ſich als ein treuer Bundesgenoſſe zugeſellt hatte. Ringsum in einer ausgedehnten Lichtung lagen die zahlreichen Hütten ſeiner Unterthanen in dem Schatten der Tamarinden und Palmen, an deren Stämmen die üppigen Lianen und andere Schlinggewächſe ſich hinaufrankten. Von dem mit dichtem Buſchwerk und Stechpflanzen überwucherten Felſen ſtürzte ſich ein ergiebiger Quell und floß ſchäumend über blankes Geſtein mit lautem Gemurmel an der Wohnung des Königs vorüber. Dieſe beſtand aus einer einzigen Halle. Sie war nur nothdürftig mit Geräth verſehen. In der Mitte derſelben ſtand ein Tiſch und auf demſelben prangte ein großer Schädel, mit ſilberner Einfaſſung und einem Fuße von gleichem Metall verſehen; es war der Schädel Mynheer Cornel Matthias van Hagens, zu einer Trinkſchale umgeſtaltet, und Cunny füllte ſie jedes Mal, bevor es galt, einen neuen Angriff auf die Holländer zu unternehmen, denen er, als ihr unverſöhnlichſter Feind, Tod und Verderben geſchworen hatte.

Vor der Thür dieſer Halle war ein geebneter Platz. Er wurde von einem Fußpfade durchſchnitten,

der zu den Wohnungen der königlichen Weiber führte. Dieſer Weg war zum größten Theil mit nackten Schädeln gepflaſtert, es waren die Schädel der Holländer, die Cunny und die Seinigen erſchlagen hatten. Ihm dünkte es nicht genug, die Feinde ſeines Stammes zu tödten, er wollte ſie ſtets vor Augen haben und ſeinen Fuß auf ſie ſetzen, ſo oft er in ſeine Behauſung zurückkehrte oder dieſelbe verließ. Wohl ſelten hat ein Krieger ſeine Rache ſo weit getrieben, daß er ſich eine Straße von den Schädeln ſeiner Feinde baute.

Um dieſen geebneten Platz, der von einem Fußpfade ſo ſeltſam-grauenvoller Art durchſchnitten war, ſtanden ſtarke Pfähle eingerammt. An der oberſten Spitze, ſo wie am unterſten Ende derſelben befanden ſich ſchwere eiſerne Krampen, durch welche feſtgeflochtene Baſtſtricke gezogen waren. An dieſe Pfähle wurden die gefangenen Holländer geſchnürt, gleichviel ob Weiße oder Schwarze, und Cunny, der Negerkönig, ſchoß nach ihnen, bis ſie unter tauſend Martern verſchieden. Dann wurden ſie losgebunden und die Köpfe der Unglücklichen gaben neue Pflaſterſteine für den ſchauervollen Pfad des Todes.

Als der Negerkönig den Kirchhof betrat, gingen ſeine Genoſſen mit den Gefangenen den geraden Weg

in das heimiſche Dorf. Die unglücklichen Opfer wurden ſogleich an die Marterpfähle gebunden und erharrten hier, unter bangem Winſeln, der Ankunft ihres unerbittlichen Henkers.

Er kam. Hoch aufrecht ſchritt er einher, die ſtolzen, ſieggewohnten Waffen in der Hand, und ſeine Begleiter folgten ihm in ehrerbietiger Ferne, von Furcht erfüllt. Die Gefangenen riefen ihn an und flehten um Erlöſung von ihrer Pein. Er möge ſie an den Strand des Meeres führen und ſie als Sclaven verkaufen; er ſolle ſie peitſchen und in einen tiefen Kerker ſchleppen, aber er möge ihnen nur das nackte Leben laſſen.

Cunny würdigte ſie keiner Antwort. Er betrat ſeine Halle und winkte einem Burſchen, der in dem fernſten Winkel derſelben am Boden kauerte. Dieſer verſtand den Wink. Er ergriff den zum Pokal geformten Schädel und füllte ihn mit ſtarkem Getränk. Knieend bot er ihn ſeinem Könige dar.

Dieſer ergriff den Becher und ſah ihn mit glühenden Augen an:

„Matthias van Hagen! Wie viele arme Neger hätten müſſen unter Deiner Peitſche bluten, wenn Einer Dir geſagt hätte, Dein Kopf, der ſo viele Grauſamkeiten erſonnen, werde der Punſchnapf eines

Deiner geringſten Knechte ſein? Du haſt die weiße Blume gemordet, Du Hund, und Du ſollſt täglich unter meinen Zähnen Dich krümmen, bis ich ſelbſt meinen Mund für immer ſchließe. Es ſind wieder einige von den Deinen draußen, und Du ſollſt es hören, was für ein Schickſal ihnen bereitet iſt."

Der Pokal war geleert und der Negerbube ſtellte ihn an ſeinen gewöhnlichen Platz.

Cunny trat wieder auf den geebneten Raum der Halle. Ein lautes Wehgeheul empfing ihn. Er legte die Büchſe an und zielte, den Lauf bald auf den einen, bald auf den andern der Gefeſſelten haltend.

Es ward ſtill. Der Schrecken hatte Alle verſtummen gemacht.

Am Abend waren ſämmtliche Marterpfähle leer.

Die Zahl der Pflaſterſteine hatte zugenommen.

Sechstes Kapitel.

Der Gouverneur Blonk und ſeine Getreuen waren in der Wohnung des Erſtern zur ernſten Berathung verſammelt.

„Euer Bericht, Selbing, iſt gräßlich, und ich muß glauben, Ihr übertreibt.“

„Und doch iſt meine Schilderung noch mehr als milde, Herr. Glaubt mir, dieſer Negerkönig iſt grauſam in ſeiner Rache. Ich gebe es nun auf, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er will ein treuer Bundesgenoſſe der Brandenburger ſein und bleiben, aber er will nicht dulden, daß wir ihm Vorſchriften machen ſollen, wie er ſich gegen unſern gemeinſchaftlichen Feind zu benehmen habe. Er iſt unumſchränkter Herr und Keiner habe ihm etwas zu befehlen. So wie ich ihn nun kenne, weiß ich, daß der geringſte Verſuch, den wir machen, ihn zu beſchränken, auch ſeinen augenblicklichen Abfall zur Folge hat.“

„Der Neger wagt es, uns zu drohen?"

„Er iſt in der Lage, drohen zu können, Herr Gouverneur. Unſer Stand wird mit jedem Augenblicke ſchwieriger. Iſt es eines Theils ſchrecklich, einen ſo blutgierigen Neger zum Nachbar zu haben, ſo iſt er auch ein treuer Bundesgenoſſe und hält wenigſtens von dieſer Seite unſere zahlreichen Feinde zurück. Sie wachſen uns mächtig zu Kopfe und wenn nicht bald Unterſtützungen aus dem Mutterlande eintreffen, erliegen wir."

„Wir werden unterliegen, Selbing. Mir ſagt's eine innere Stimme, wir werden den Platz räumen müſſen, und ein Werk untergehen ſehen, das ſo ſchön, ſo ſegensreich begonnen hat. Es iſt eine Schmach, ſage ich; eine entſetzliche Schmach, die ich nicht ertragen kann. Was hätte Gröben geſagt, wenn er geſehen hätte, daß ein Werk, das er mit ſo vielem Eifer begann, ſchon nach wenigen Jahren dem troſtloſeſten Verfall entgegen ginge. Wie iſt nach der neulichen Niederlage die Stimmung der Koloniſten?"

„Nicht eben die heiterſte. Alle Teufel, Gouverneur, dies dumpfe Brüten ängſtigt mich am Meiſten. Wenn ſie laut fluchten und ſchimpften, ſo hörte man doch, daß ſie noch Luft in der Kehle hätten, und könnte mit einem lauten Donnerwetter antworten.

Aber dies ſtumme Schleichen und Achſelzucken — — der Pflug, die Egge liegen ſtill, ſie ſäen nicht, wie wollen ſie ärndten! Und draußen auf der See iſt auch der Teufel los!“

„Was heißt das?“

„Einer unſerer Küſtenfahrer, der unlängſt in See gegangen iſt, ward draußen von einem Schiffe unter holländiſcher Flagge angegriffen.“

„Treiben dieſe ſtolzen Mynheers nun auch das Piraten-Handwerk?“

„Scheint ſo. Wenigſtens haben ſie ſich bei dieſer Gelegenheit piratenmäßig genug benommen. Alles, was ihnen anſtand, haben ſie aus dem Schiffe fortgeſchleppt und die Beſatzung auf das Grauſamſte gemißhandelt. In dem erbarmungswürdigen Zuſtande ſind ſie vor einer Stunde auf hieſiger Rhede geankert.“

„Und das dulden wir, während ein brandenburgiſches Kanonenſchiff im Angeſicht unſeres Forts müßig vor Anker liegt? Wo iſt der Capitain dieſes Schiffs?“

„Hier! Erlaubt Herr Gouverneur, hier bin ich! Es iſt wahr, ich liege hier müßig auf der Rhede, aber es iſt nicht meine Schuld. Mein Loggbuch beſagt, ich habe meine Odres von Euch zu empfangen; ich ſoll keinen Anker lichten, oder keine Raa aufbraſſen, ohne daß Ihr mir den Befehl dazu ertheilt. Ver-

zeiht einmal, Herr Gouverneur, aber ich bin oft genug ärgerlich auf Euch geweſen, daß Ihr mich ſo müßig liegen läßt, und ich fürchten muß, der Kiel fault mir unter dem Rumpf weg. Laßt mich nur hinaus, Herr, und Ihr ſollt ſehen, daß ich dieſen hochmüthigen Kabilau's die Wege zeigen werde. Bei mir am Bord iſt Alles wie tauſend Teufel auf dieſe Holländer verſeſſen!"

„Habt Ihr den Schiffer ſelbſt geſprochen, Selbing?"

„Ja, Herr Gouverneur! Und habe ihn hierher gebracht, wenn Ihr ihn vielleicht anhören wolltet.'

„Führt ihn ein, Selbing!"

Ein ſchlichter Seemann erſchien vor dem Gouverneur von Großfriedrichsburg. Er trug den Arm in eine Binde und über die Stirn ein breites Pflaſter:

„Mit Verlaub, Herr; aber das iſt jetzt keine Kurzweil zur See. Ueberall lauern dieſe holländiſchen Piraten auf uns arme Küſtenfahrer und verzeih mir's Gott, ich glaube, es ſind nicht immer Piraten, ſondern rechte, wirkliche Orlogsſchiffe, die ſich zu dieſem jammervollen Gewerbe hergeben. Nur damit ſie uns hier unterdurch kriegen, denn ſie wollen uns nun einmal hier nicht dulden. Hört, Ihr Herren, ich hatte eine hübſche Ladung zuſammen gebracht, ſo daß ich glaubte, ich und meine Leute, die Alle

meine Partner ſind, würden einigermaßen zu unſern frühern Verluſten kommen. Wir Küſtenfahrer machen unſre Leute immer zu unſern Partnern, denn dann ſind ſie immer mit mehr Eifer bei der Sache. So waren wir denn fröhlich und guter Dinge und hatten während der zweiten Nacht nach unſerer Abfahrt viel gelacht und geſungen. Als aber der Tag anbrach, verging uns die Luſtigkeit und unſer Muth fiel bedeutend ab, wie eine breitbugige Tjalk, wenn der Wind plötzlich um fünf Striche, oder mehr, wegſchralt. In unſerm Roof bemerkten wir einen Dreimaſter, der uns einen Backbord von zehn Kanonen wies, alſo zwanzig Stück Geſchütze, die ſchweren Stücke nicht gerechnet, die über Back und Schanze noch hinwegſchauen mochten. Das war mehr als nöthig war, um zehn ſolche Küſtenfahrer wie wir in den Grund zu bohren. Es war aber auch garnicht ſeine Abſicht, ſondern er ſandte uns einen blinden Schuß, worauf wir denn nichts Eiligeres zu thun hatten, als beizulegen. Sie waren auch ſogleich bei uns am Bord, und — Herr, es iſt ein Jammer zu ſagen, wie unbarmherzig ſie dort gehauſt haben. Erſt ſahen ſie aller Orten nach, was wir bei uns führten, und was ihnen gefiel, das ſchleppten ſie mit ſich fort, wobei es an Stockſchlägen und Fußtritten nicht fehlte,

wenn wir ihnen nicht ſchnell und dienſtwillig zur Hand waren. Das mochte ſo hingehen; es iſt einmal Seemanns-Gebrauch in Kriegeszeiten und Wen es eben trifft, der knirrſcht mit den Zähnen und denkt, es kommt ſchon wieder eine Zeit, wo ich's doppelt beitreibe. Aber Herr, nun kommt das Schmachvolle, was kein Seemann verantworten kann, und was ſelbſt der verfluchteſte Pirat bisher nicht gewagt hat. Nachdem ſie Alles genommen, was ihnen gefiel und mit Seewaſſer, oder auf andere Art, den Reſt der Ladung verderbt hatten, ſo daß er im Handel nicht zu brauchen war, ſchroteten ſie die Proviantfäſſer auf das Verdeck, und ſtreueten unſere Erbſen, unſere Bohnen und unſer Mehl in alle Winde; und das Fleiſch warfen ſie in die See, daß die Teufelsbeſtien, die Hai's, aus der Tiefe emporſchnaubten und es verſchlangen. Als wir nun bei ſo berechneter Bosheit vor Zorn laut aufſchrieen und dergleichen Tyrannei nicht dulden wollten, ſo lange wir noch ein Glied zu rühren vermochten, warfen ſie ſich auf uns, und richteten uns erbärmlich zu. Alle meine Leute ſind nicht beſſer daran, wie Ihr mich da ſeht mit geſpaltener Stirn und zerquetſchtem Arm. Es iſt Keiner von uns leer ausgegangen und ein Paar von den armen Schelmen haben es mit dem Tode bezahlt. Dann

aber machten ſie das Maaß ihrer Grauſamkeiten voll, indem ſie, während uns der Fieberdurſt plagte, den Waſſerfäſſern den Boden einſchlugen. Und als nun das Waſſer bis auf den letzten Tropfen verronnen war, kehrten ſie lachend an Bord ihres Schiffes zurück und der Capitain rief uns mit lautem Hohne zu: „„Wir ſollten nicht die Zeit mit Eſſen und Trinken verpraſſen, ſondern machen, daß wir zu Hauſe kämen. Wenn wir dort erzählten, wie es uns gegangen wäre, würden unſere Brüder gewiß Luſt bekommen, auch mit ihm zuſammen zu treffen und er ſtände ihnen dafür, daß ſie eine eben ſo fröhliche Fahrt haben ſollten."" Das, Herr, iſt ein treuer Bericht, wie es uns gegangen iſt. Ich erzähle Euch nicht, mit wie vielen Sorgen und Mühen wir hierher zurückgekehrt ſind, aber ich bitte Euch, dem Unheil ein Ende zu machen, das jeden ehrlichen deutſchen Seemann an dieſer Küſte mit dem Tode bedroht."

Der Küſtenſchiffer endigte, ſich erſchöpft auf den ihm dargebotenen Stuhl niederlaſſend.

Die brandenburgiſchen Offiziere hatten dieſe einfache Erzählung mit unterdrücktem Zorn angehört. Selbing ſchloß die Hand krampfhaft um den Griff ſeines Säbels und preßte die Lippen zuſammen, Ca-

pitain Mildreich aber fuhr ſich in höchſter Aufregung mit der Hand in die Haare und rief mit ſprudelnder Eile:

„Erlaubt 'nmal, das iſt zuviel! Gebt mir nur Ordre, alsbald die Anker zu lichten, und auf dieſe Beſtien zu kreuzen, oder ich ſtehe nicht dafür, daß ich die Subordination zu allen tauſend Teufeln wünſche und ohne Ordre auf meine eigene Hand in See ſteche! Dergleichen iſt ja nicht erhört, ſo lange es chriſtliche Seefahrer giebt! Das Süßwaſſer in die See laufen laſſen! Pfui Teufel! Ich würde es ſelbſt den Türken nicht zutrauen! Gebt die Ordre, Gouverneur! Gebt die Ordre! Der Kerl ſteuert mir ſonſt aus allem Cours und ich habe Noth ihn wieder aufzufinden. Soll ich den Anker lichten?"

„Ihr ſollt's! Und ſo ſchnell als Euch möglich iſt, mein lieber Capitain!

„In drei Stunden bin ich draußen! Verzeiht 'mal, ich werde hier gleich Abſchied nehmen. Lebt wohl, Ihr Herren und haltet gut Haus. Ich werde den Kerlen mit meinem Fiedelbogen über den Rücken hinfahren, daß ſie glauben ſollen, der Himmel ſei eine Baßgeige. Heda! Meiſter Schiffer! Habt nun vorläufig genug ausgeruht. Ihr müßt mit mir zu Strand und mir unterweges erzählen, unter welchem

Grad Ihr mit den Hallunken zuſammengetroffen ſeid, und nach welcher Richtung ſie geſteuert ſind, als ſie Euch verlaſſen haben. Könnt Ihr mir darüber Auskunft geben?"

„So kann ich, Herr! Will Euch Alles ausführlich erzählen!"

„Folgt mir alſo! Und nochmals Lebewohl, Ihr Herren! Ob ich wiederkomme von dieſem Seezuge oder nicht, das kann ich freilich nicht ſagen; aber wenn ich mit dieſem Piratengenſindel zuſammen treffe, ſo ſoll es kopfüber in die See, dafür ſtehe ich Euch!"

Capitain Mildreich ging. Unterweges ließ er ſich von dem Schiffer ausführlich Bericht darüber erſtatten, wo er ungefähr mit dem Piraten zuſammen getroffen und nach welcher Richtung dieſer geſteuert ſei, dann fuhr er an Bord.

Nach Verlauf einer Stunde befand ſich „das Wappen von Brandenburg" bereits unter Segel.

Acht Tage vergingen. Das brandenburgiſche Orlogsſchiff war genau nach den ihm gegebenen Anweiſungen fortgeſteuert, ohne irgend einem Kreuzer zu begegnen. Auch Kauffahrer, bei denen er irgendwie hätte Erkundigungen einziehen können, zeigten ſich nicht. Die See war wie ausgeſtorben.

Ein neuer Morgen brach an. Die Sonne ſtrahlte

klar und hell am tiefblauen Himmel; ſie ſollte Zeugin eines erhebenden Momentes des brandenburgiſchen Seeruhmes ſein.

Der Capitain ging auf dem Verdeck hin und her, unzufrieden damit, daß ſich noch immer keine Gelegenheit zeige, ſein dem Gouverneur von Großfriedrichsburg verpfändetes Wort einzulöſen. Er ſchmollte mit ſeinem Steuermann, dem er ſo eben die Morgenwache abgenommen hatte, und der noch immer zögerte, unter Deck zu gehen:

„Wäre auch Zeit, Eure Hängematte zu ſuchen, Herr Bretagner!"

„Will nicht!"

„Ihr wollt nicht! Ho! Ho! Und warum nicht? Iſt aber Eure Wache unter Deck und darum ſollt Ihr hinunter! Verſteht mich!"

„Könnt mich nicht zwingen zu ſchlafen!

„Euch nicht zwingen? — Nein, zwingen kann ich Euch nicht, daß Ihr ſchlafen ſollt, davon ſteht nichts in den See-Artikeln. Hm!"

Zufrieden mit dieſem Zugeſtändniß lehnte ſich der Steuermann gegen das Want, und ſummte vor ſich hin:

„. . . et c'est bien! . . ."

„Bien!" fuhr der Capitain auf. „Bien?" Geht

das verdammte bien ſchon wieder an? Ich will das Donnerwetters-Wort, das Ihr mit Teufelsgewalt ein Lied nennt, nicht weiter anhören! Was iſt bien dabei, daß wir hier umherlobbern und den Piraten, auf den wir Jagd machen, vergebens aufzukreuzen ſuchen? — He! Hollah! Was wollt Ihr da, Bootsmannsmaat?"

„Wollte nur, mit Verlaub vor Euer Gnaden, melden, daß der Himmel mich mit einem Paar guten Augen geſegnet hat."

„Was habe ich mit Euern Augen zu thun, Kerl! Wendet ſie fleißig an, wenn Ihr die Wache auf dem Udkiek habt."

„Das thue ich, Herr! Und da ich eben jetzt dieſen Dienſt habe . . ."

„So verlaßt Ihr Euren Poſten? Das ſoll Euch angeſtrichen werden! Scheert Euch ſogleich dahin zurück und wenn Ihr abgelöſt ſeid, meldet Euch zu zehn Hieben."

„Erlaubt, Herr! Ich habe etwas mitzutheilen."

„Das muß . . . Iſt dem Kerl über Nacht das Gehirn ausgelaufen, weil er nicht weiß, daß ſolcherlei Meldungen durch den Offizier der Vorderſchanze gemacht werden müſſen?"

„Iſt mir wohl bekannt, Capitain, aber für dieſes

Mal wollte ich doch ſelbſt kommen, weil ich glaube, den Kreuzer, den wir ſuchen, entdeckt zu haben.“

„Habt Ihr? Habt Ihr? ... Wenn's wahr iſt, fallen die Hiebe weg und Ihr kriegt 'nen Gulden und 'ne Kruke Genever.“

„Iſt mir nur um die Ehre!“ entgegnete der Matroſe ruhig. „Wenn Ihr den Segler ſucht, ſo findet Ihr ihn, von der Vorderſchanze aus, krahnbalksweiſe am Backbord. Guten Morgen!“

Beide Offiziere folgten. Bald war der Segler aufgefunden. Seine Maſten ragten hoch aus der Fluth und auch der Rumpf wurde bereits ſichtbar. Die Lage des Schiffes war ſolcher Art, daß es ungefähr nach der Richtung ſteuerte, von welcher Capitain Mildreich gekommen war.

„Ihr ſeht, Steuermann, der Mann kommt gerade auf uns zu; wir können nichts Beſſeres thun, als ihm entgegen gehen. Lufen wir einen Strich an, oder mehr?“

„Wollen anlufen!“ entgegnete der Bretagner und ertheilte die nöthigen Befehle, worauf die Offiziere nach dem Halbdeck zurückkehrten.

Beide Schiffe ſegelten jetzt mit ihren Bugen gerade auf einander ein. Es wehte eine friſche Briſe und ſie näherten ſich mit überraſchender Schnelle.

„Er ſegelt gut! Erlaubt! Seht Ihr nicht, ob er auf der Vorderſchanze Geſchütze hat?“

„Hat ſie! Zeigt vier offne Mäuler!“

„Haben Eins weniger! Glaube aber, daß wir mit unſern Dreien eben ſo laut ſchreien können, als er mit Vieren! Was glaubt Ihr?“

„Nichts!“

„Nichts? Nun, ſo wird man Euch die Ueberzeugung beibringen müſſen, wenn es ſo weit iſt. Unterdeſſen laßt klar Deck machen überall und pfeifft die Leute zum Genever!“

Der Steuermann ging, um den erhaltenen Befehl zu vollziehen. In kurzer Zeit waren alle Vorkehrungen getroffen und die Kanoniere erwarteten nur das Commandowort, um das Gefecht zu eröffnen.

Jetzt ſtand der Rumpf des feindlichen Schiffes hoch aus dem Waſſer und wies eine Reihe ſtattlicher Kanonen. Es machte abſichtlich eine bedeutende Gierung, um dem Anſegelnden ſeinen ganzen Waffenſchmuck zu zeigen und zog dann die holländiſche Flagge auf, indem es zugleich einen Schuß abfeuerte.

Capitain Mildreich hatte mit geſpannter Aufmerkſamkeit nach dem Holländer hinüber geſehen:

„Gebt ihm Antwort, meine Jungen! — Einen

Schuß aus der dritten Kanone am Backbord! — Steuermann, die Flagge auf! — Feuer!“

Der Schuß hallte über die Fläche hin und der kurbrandenburgiſche Adler entfaltete ſeine Schwingen am großen Topp.

„Steuermann!“ rief der Capitain nach einer Pauſe. „Bitte Euch, Steuermann du Roy, ſeht 'mal genau hin! Nach allen Beſchreibungen iſt das unſer Pirat unter Orlogsflagge! He? Was ſagt Ihr? Iſt er's?“

„Iſt's!“

„Nun! Dem wollen wir zu Leibe und es ſollen alle Tauſend Donnerwetter auf ihn herabregnen!“

Der Bretagner ſang:

„. . . et c'est bien!“

„Bien? Ja, diesmal habt Ihr recht! Das iſt bien! Aber wir wollen's ihm doch auf gut brandenburgiſch ſagen; das wird er auch verſtehen lernen. Nun haben wir ihn vor dem Schuß! Laßt beidrehen!“

Beide Schiffe drehten bei. Die Oberſegel waren verſchwunden, die Unterſegel hingen in den Geitauen und die Toppſegel ſtanden über Kreuz gebraßt. — Die Schiffe lagen ſich mit ihren Feuerſchlünden einander drohend gegenüber. Auf beiden Verdecken war einige Augenblicke lang ein wildes Scharwerken und

unruhiges Durcheinanderlaufen. Dann trat eine Todtenſtille ein.

Capitain Mildreich ſetzte das Sprachrohr an:

„Seid Ihr der kühne Seeheld, der unter der Flagge einer ehrbaren Macht an wehrloſen Küſtenfahrern Piratenhandwerk übt, und auf offener See das Süßwaſſer durch die Speigaten laufen läßt?"

Statt aller Antwort fiel von der Galerie des holländiſchen Schiffes ein Büchſenſchuß. Die Kugel reichte nicht bis zu dem Bord des Brandenburgers, aber die Abſicht war nicht zu verkennen.

„Oho, mein Junge! Pfeifſt Du aus dem Tone! Heda, Feuer! Feuer!"

Die Geſchütze wurden auf beiden Verdecken zugleich abgefeuert. Die Kugeln bohrten ſich feſt ein.

„Feuer! ſage ich, Feuer!" rief der Capitain. „Wollen ſehen, was Meiſter Kloſe zu Havelberg für Arbeit gemacht hat. Steuermann, ſingt Euer bien und feuert luſtig dazwiſchen."

Das Gefecht war im vollen Gange.

Drei Stunden ſpäter fielen die Enterhaken, mit wohlgezieltem Wurfe, auf das Verdeck des Holländers nieder und die Brandenburger ſprangen mit hochgeſchwungenen Waffen auf das feindliche Schiff. Es entſtand ein blutiges Gefecht. Manches Opfer wurde

von Seiten der deutſchen Seeleute gefordert, aber dieſe waren zu ſehr auf die Piraten erbittert, die ihre Landsleute ſo gequält hatten, ihnen lag das Werk der Rache ob und ſie glaubten es am beſten zu vollbringen, wenn ſie Allen den Garaus machten. Zuletzt war es kein Kampf mehr, denn die Holländer vermochten nicht, länger Widerſtand zu leiſten, es war ein blutiges Hinſchlachten und die Offiziere hatten nicht geringe Mühe, der Mordluſt ihrer Soldaten und Matroſen Schranken zu ſetzen.

„Haltet ein, Ihr da!“ rief Capitain Mildreich, indem er mit gezogenem Säbel einen Haufen ſeiner Leute auseinander ſprengte, welche den Hauptmann des Schiffes umringten, der, aus mehreren Wunden blutend, auf dem Verdecke lag und ſich nicht ergeben wollte.

„Haltet ein! ſage ich noch ein Mal, oder ich will Euch mit meinem Säbel durchfuchteln, daß Ihr Luſt kriegt, Euch ſelber zu hängen. Helft dem Mann auf und laßt ihn ſich neben der Spille niederſetzen! — Nun, mein Junge! Taumelſt ja ſo luſtig hin und her, als hätteſt Du eine Kruke Genever über den Durſt getrunken. Stützt 'n mal von beiden Seiten, damit man ihn ruhig anſehen kann! So iſt's recht! — Alſo Du biſt der ſaubere Burſche, der arme Kauffahrer

ausplündert, ihr Traktement über Bord wirft und aus den Waſſerfäſſern den Boden ſprengt? Pfui über Dich, Beſtie! Verdrehſt die Augen? Wirſt ohnmächtig? Haltet ihn!"

Der Hauptmann ſchloß die Augen.

Der Capitain ſagte voll Ingrimm: „Eigentlich ſollte man ſeine Wunden mit Pulver auffüllen und es dann abblitzen laſſen, um ihn wieder aufzuwecken!"

„Steh' Euch dafür, dann wird er munter, Capitain!" entgegnete einer der Matroſen.

„So? Nun! Ein Paar Schluck aus dem Admiral werden dieſelben Dienſte thun. Schleppt 'n Mal heran!"

Und die Matroſen ſchleppten den großen leinenen Waſſerſchlauch heran, den die deutſchen Seeleute ihren Admiral nennen, und leerten ihn über den Ohnmächtigen aus. Dieſer öffnete die Augen.

„Da habt Ihr ihn! Kerl! Du haſt ein verwettertes Galgengeſicht!"

Der Verwundete ſtöhnte: „Es wird gerächt!"

„Schlägt's Gewiſſen? — Siehſt's ein, daß die Schandthaten, die Du begangen haſt, gerächt werden müſſen?"

Der Pirat ſchüttelte ungeduldig mit dem Kopfe.

„Nicht? Du ſiehſt's nicht ein? Läge der Schiffs-

paſtor nicht krank am Lande, wollte ich's Dir als Barmherzigkeit anthun, und Dich von ihm vermahnen laſſen. So aber mußt Du unvermahnt daran glauben, was bei einem Vieh Deiner Art am Ende gleich iſt."

Drohend erhob der Pirat die Fauſt und richtete einen glühenden Zornesblick auf den Capitain:

„Ich werde gerächt! Fürchterlich gerächt! Sie kommen!"

„Kommen ſie? Wer? Deine Helfershelfer vermuthlich? Es giebt alſo mehr von Euch Geſindel hier herum? Wollen's abwarten! Du aber, mein Junge, ſollſt davon nichts mehr zu ſehen kriegen. He! Hollah! Bootsmannsmaaten! Block an die Fockraa und werft ihm die Schlinge um den Hals! — Sollſt Dir das Schlachtfeld von oben herunter anſehen."

Selten waren die Matroſen ſo ſchnell bei der Hand geweſen. Nach wenigen Augenblicken war der Pirat gehängt.

Der Steuermann trat ſingend zum Capitain:

„. . . et c'est bien!"

„Bien oder nicht, es iſt 'mal geſchehen. Ein widerlicher Anblick am Bord eines rechtlichen Schiffes. Laßt die Troſſe ſchlippen und den Kerl in's Waſſer plumpen, als Frühſtück für den nächſten Hai."

Der Gehängte ſtürzte in die See hinab und der Steuermann fragte:

„Loggbuch?“

„Freilich ſollt' Ihr den Fall in's Loggbuch tragen, und — erlaubt einmal — noch dazu mit allen Nebenumſtänden. Wenn's zur Sprache kommt vor den geſtrengen Herren, will ich es vertreten. Und nun laßt uns daran denken, reines Deck zu machen.“

Die alte Ordnung wurde ſoviel als möglich hergeſtellt. Die Leichen der Piraten warf man ohne weiteres über Bord, die Verwundeten und Gefangenen wurden in den unterſten Raum gebracht. Der Schiffsdoktor ſorgte für die verletzten Kampfgenoſſen, und die Erſchlagenen wurden einſtweilen in das Zwiſchendeck aufgenommen, bis man einen ſchicklichen Augenblick gefunden hatte, um den Männern, welche im ehrlichen Kampf für ihre Flagge ruhmvoll gefallen waren, die letzte Ehre zu erweiſen. Als die Bootsmannsmaaten zum Appell pfiffen, fand es ſich, daß nicht ſo viele kampffähige Männer übrig geblieben waren, als man zur Bedienung der Segel und der Geſchütze nothwendig bedurfte. Die Enterhaken wurden von dem feindlichen Schiffe gelöſt; es war ſo übel zugerichtet, daß es ſich nicht lange über Waſſer erhalten konnte. Man ließ es treiben, und entfernte

ſich, Segel ſetzend, langſam von dem menſchenleeren Wrack, während alle Hände in Thätigkeit waren, um den Schaden nach Möglichkeit herzuſtellen, der ſich im Planken- und Takelwerk überreichlich vorfand.

Aber noch hatte man die dringendſten Arbeiten nicht zur Hälfte gefördert, als man durch ein Ereigniß geſtört wurde, das die kaum beruhigten Gemüther neuerdings in eine heftige Aufregung verſetzte.

Es tauchten plötzlich zwei neue Segler auf.

Vier Schiffe waren in dieſem Augenblicke ſichtbar auf der Fläche des Meeres:

Das „Wappen von Brandenburg" und das nach Lee abtreibende Wrack des Holländers; dieſen gegenüber aber die beiden neuen Ankömmlinge.

Letztere ſegelten unter holländiſcher Flagge.

Die beiden Ober-Offiziere des brandenburgiſchen Kreuzers ſahen mit unverwandter Aufmerkſamkeit nach dieſen neuen Seglern aus.

„Erlaubt einmal, Steuermann. Was iſt nun in dieſem Falle Euere Meinung?"

„Setzt wieder Kampf."

„Setzt es? So glaube ich auch. Verzeiht 'mal! Es wird nicht lange dauern, bevor ſie uns zu Kopfe ſteigen. Wollen vorher ein vernünftiges Wort mitſammen reden."

„Redet.“

„Bin der Meinung, daß dieſe beiden Segler da die Maaten jenes Piraten ſind, den wir in den Grund gebohrt haben.“

„So glaube ich.“

„Wenn uns dieſe Beiden angreifen, werden wir nicht wie feige Hunde davon laufen, ſondern den gebotenen Kampf annehmen.“

„Werden's!“

„Aber es ſind ihrer Zwei, dem Anſchein nach gut geſpickt und ganz friſch. Wir ſind nur Einer und obenein im Planken- und Takelwerk arg zugerichtet. Es wäre ein Wunder, wenn wir ſiegten.“

„Siegen nicht.“

„Es iſt faſt gewiß, daß der Feind uns entert. Er ſieht das Wrack ſeines Gefährten auf der See ſchwimmen, ſeine Gefangenen findet er in unſerm Raum und bald wird er wiſſen, daß wir den Hauptmann gehängt haben. Was wird er ſagen, Meiſter Bretagner?“

„Wie Du mir, ſo ich Dir!“

„Und das ſollte das Ende vom Liede ſein? Unſer Ende und das aller braven Seeleute, die unter unſern Befehlen ſtehen und mit uns gemeinſchaftlich

ihre Pflicht gethan? Sind wir nicht brandenburgiſche Offiziere, denen die Ehre höher als das Leben ſteht?"

„Sind's."

„Nun denn! Wir verſtehen uns. Laßt den Feind an uns kommen; wir wollen ihn männlich empfangen, und uns bis auf den letzten Blutstropfen gegen ſeine Uebermacht wehren. Und wenn es dann nicht weiter gehen will, wenn wir unterliegen müſſen, dann.."

„Will eine brennende Lunte in die Nähe der Pulverkammer hängen."

„Bravo, Bretagner! Thut wie Ihr geſagt und dann ſteht mir zur Seite. Wenn der Augenblick gekommen iſt, wollen wir neben einander fechten und fallen!"

Die beiden Segler, welche die allgemeine Aufmerkſamkeit am Bord des brandenburgiſchen Schiffes auf ſich gezogen hatten, waren Kreuzer unter holländiſcher Flagge. Sie gehörten zu der großen Anzahl der Schiffe, welche in jener Zeit an der afrikaniſchen Küſte kreuzten, die ſich ganz wie Orlogsmänner gebahrten, und von denen man doch nicht behaupten konnte, daß ſie Staatenſchiffe, im Dienſte der vereinigten niederländiſchen Provinzen waren. Wenn ſie aber nicht zur Flotte des Landes unmittelbar gehörten, ſo darf man doch behaupten, daß ſie

von dieſer nicht allein geduldet, ſondern in vorkommenden Fällen ſogar unterſtützt und beſchirmt wurden. Trotz ihrer ſchweren Bewaffnung verſchmähten ſie es nicht, bei günſtiger Gelegenheit einen Handel abzuſchließen und das Geſchäft mit Ebenholzblöcken nach Kräften zu fördern; dazu trieben ſie das Stegreif-Handwerk der Kaperei, je nach Umſtänden, offen oder verſteckt und hatten vor allen Dingen die ihnen übertragene große Miſſion zu erfüllen, der brandenburgiſchen Flagge, wo ſie ihnen auch immer begegnen möchte, ſo vieles Ungemach zu bereiten, als ſie nur irgend im Stande wären.

Mit friſchem Winde liefen die beiden holländiſchen Kreuzer den Brandenburger auf. Es hielt der Eine auf den Backbord, der Andere auf den Steuerbord deſſelben ab und Beide ſegelten in dieſer Richtung auf ihn ein. Als ſie ihm gerade gegenüber lagen, wendeten ſie das Steuer und dem Schiffe des Capitain Mildreich war begegnet, was nicht hatte verhindert werden können; das „Wappen von Brandenburg" war eingeſchloſſen und alle Drei ſegelten jetzt in einer Linie neben einander her.

Der Holländer am Backbord rief von ſeiner Galerie durch das Sprachrohr:

„Seid Ihr die Beſtien geweſen, die unſers Maaten

Schiff ſo zugerichtet haben, wie es dort ſteuerlos auf der See herumſchwimmt?“

„Sind's geweſen!“ antwortete Capitain Mildreich unerſchrocken. „So rächen brandenburgiſche Offiziere den Seeraub.“

„Und Ihr ſollt's gleich empfinden, wie holländiſche Seeleute die Beleidigung ihrer Flagge rächen! In einer Stunde ſollt Ihr zum Teufel fahren!“

Er winkte mit der Hand und gleich darauf fingen die Geſchütze der beiden Holländer an zu ſpielen.

Capitain Mildreich rief über das Verdeck hin:

„Jungens! Unſere Stunde iſt gekommen! Wenn die Beiden uns entern, thun ſie uns Schmach an, und laſſen uns verenden wie gemeine Seeräuber. Das aber wollen wir nicht dulden, wir wollen einen ehrlichen Seemannstod ſterben! Wollen wir nicht?“

„Wir wollen's!“ riefen Alle wie aus einem Munde.

„Nun denn, an die Kanonen! Feuer! Thut Eure Schuldigkeit, Leute und für das Andere laßt Euern Capitain ſorgen! Steuermann du Roy, ſeid Ihr fertig?'

„Alles fertig!“

„In Gottes Namen! Drauf Jungens und feuert

ohne Unterlaß! Es lebe die brandenburgiſche Flagge! Es lebe unſer Kurfürſt!"

„Er lebe!" riefen die Männer und flogen mit erneutem Muthe an die Geſchütze.

Aber nicht lange hielten die geſchwächten Deutſchen in dem Kampfe mit ihren vielfach überlegenen Gegnern Stand. Dieſe näherten ſich immer mehr und mehr, bis Beide endlich heftig gegen das faſt zum Wrack gewordene brandenburgiſche Schiff ſtießen und die Beſatzungen mit hochgeſchwungenen Waffen und lautem Geſchrei ſich über die Reilingen ſchwangen.

Capitain Mildreich rief mit klarer Stimme:

„Steuermann du Roy! Seid Ihr bereit?" -

„Bin's!"

„So lebt wohl für immer! Vorwärts!" Und mit dieſen Worten warf er ſich den eindringenden Feinden entgegen.

„ . . . Et c'est bien!" — antwortete der Bretagner und verſchwand unter Deck.

Plötzlich knitterte und knatterte es von allen Seiten, ein dicker Rauch drang überall hervor, ein furchtbarer Knall erdröhnte und riß das Schiff mitten von einander. Eine glühende Feuerſäule ſtieg aus dieſem Schlunde auf und warf ſich auf die Schiffe rechts und links.

Alles ſtand in Flammen.

So endete das erſte Schiff, das, auf den Werften zu Havelberg erbaut, unter ſo glücklichen Vorzeichen vom Stapel gelaſſen wurde, ſammt ſeinen Offizieren und Matroſen.

Aber ein ehrendes Andenken iſt ihnen geſichert.

Siebentes Kapitel.

Das neue Jahrhundert war gekommen.

Es hatte ſich im Vaterlande Vieles verändert. Noch waren nicht die erſten zwölf Monate des neuen Säculums verſtrichen, als der erſte Grund zu einem Werke gelegt wurde, auf welchem die ſteigende Größe und Macht der Hohenzollern und ihrer Getreuen ruhen ſollte, bis an das Ende der Tage.

Kurfürſt Friedrich der Dritte verließ Berlin und König Friedrich der Erſte hielt ſeinen Einzug.

Aus den Flaggen der kurbrandenburgiſchen Schiffe verſchwand der rothe Adler, der zuerſt unter dem Schutze eines Fürſten, welchen Mit- und Nachwelt den Großen nannte, ſeinen Flug über das Meer gewagt, und ſeinen Sitz auf den Felſenufern eines fernen Welttheils erbaut hatte.

An ſeiner Statt erſchien der ſchwarze Adler, der Bote des jungen Königthums, den ſeine Schwingen

zum Schwindel erregenden Horſte trugen. Neue Wünſche, neue Hoffnungen, neue Erwartungen knüpften ſich an dieſe neue Flagge des Vaterlandes.

Andere Männer ſaßen am Ruder. Andere Geſinnungen, andere Begriffe, andere Grundſätze waren an der Tagesordnung. Die ehemaligen kurfürſtlichen Inſtructionen, das Seeweſen und die Kolonialmacht Brandenburg's betreffend, galten nicht mehr. Man wollte auch jetzt noch überſeeiſche Beſitzungen, man wollte auch jetzt noch Schifffahrt nach fernen Meeren und fremden Welttheilen. Aber man wollte ſie um ihrer Selbſt willen. Sie ſollten nicht mehr Mittel zu einem größern, erhabeneren Zwecke ſein, wie er dem Geiſte Friedrich Wilhelms entſprungen war. Es galt jetzt nicht, ein Werk zu unterſtützen, das für das geſammte Deutſchland eine Säule zum Tempelbau ſeiner Unſterblichkeit ſein ſollte, man beförderte nur die Gewerbe, die hier noch in der erſten Kindheit lebten, man ſchützte den Handel und ſtellte ihn unter Königlichen Schutz, damit er dem Lande die Fülle des Reichthums zuführe. Aus der deutſchen Flagge des großen Kurfürſten war eine preußiſche Handelsflagge geworden.

Benjamin Raule blieb bei dem Allen ein ſtummer Zuſchauer. Zwar hatte er Anfangs hier und da

thätig eingegriffen, er ertheilte, dazu aufgefordert, ſeinen Rath und gab ſein Gutachten; aber ſein Muth war gebrochen, die Kraft ſeines Geiſtes gelähmt. Umſonſt verſuchte man den Funken wieder anzufachen, aus welchem früher der Alles belebende Strahl, weithin leuchtend, in den dunkeln Himmel emporgeſtiegen war. Nur ein Mal hatte er die frühere Energie gezeigt: Es war in jenen Augenblicken, als die Unterſuchung ſeiner Geſchäftsführung zum zweiten Male begann. Damals ſtrebte er unabläſſig für ſein Recht und erlangte wenigſtens, daß ſeine Richter, von der Gewalt der Wahrheit beſiegt, verſtummten, wenn ſie es auch nicht Alle über ſich gewinnen konnten, ein öffentliches Zeugniß für die Unſchuld Raule's abzulegen.

Und Benjamin Raule trug es. Er trug es im Gefühle ſeines Werthes und war zufrieden, ein reines Glück des Herzens innerhalb ſeines Hauſes zu finden, für welches er das andere leichten Sinnes dahin gab.

Mochte es draußen ſtürmen, und ein trüber Wolkenhimmel ſich über den Reſt ſeines Lebens ausbreiten; er war im Innern des heiterſten Jubels voll, denn ſein Herz ſchlug ruhig. Marien's Bitten waren am Throne des ewigen Vaters erhört worden;

Geſina's Fluch war gelöſt. Er hatte ſeinen Sohn gefunden und ſchwelgte in dem Genuß dieſes ihm bis dahin ganz unbekannten Gefühls.

Noch einmal flammte die Luſt in ihm auf, in das Leben zurückzukehren und die Vortheile deſſelben zu gewinnen. Er verlangte es nicht für ſich, ſondern für den gefundenen Sohn, auf den er gern allen äußern Glanz und alle irdiſchen Ehren gehäuft hätte, um ihn für das zu entſchädigen, was er bis dahin entbehrt hatte. Aber Gottlieb Schwalbe hielt ihn zurück.

„Höre, Vater! Damit verſchone mich. Wenn mir darnach der Sinn ſtand, hätte ich's lange haben können, denn ſie trugen mir's mit vollen Händen zu, aber ich wies es zurück. Ich habe das Gold nicht geachtet, Vater, als mir das Glück ſeine reichſte, ſchönſte Gabe bot, als mir die junge Liebe meines Herzens im reinſten Glanze ſchimmerte, und ſollte jetzt ... Sieh, Vater Raule, ich bin kein altes Weib. Ich hänge weder den Kopf, noch verdrehe ich die Augen; meine Pflicht habe ich gethan, trotz Kummer und Trübſal und werde ſie ferner thun. Aber die freudige Jugendluſt iſt aus dem Herzen verſchwunden, es ſieht öde aus auf dem Grunde deſſelben, gerade, als ob ein Nachtfroſt über ein Veilchenfeld hingefahren

iſt. Und das wird ſo bleiben, ich weiß es. So wenig die Blumen ihr geſenktes Haupt wieder erheben können, wenn ſie der Reif zur Erde gedrückt hat, ſo wenig wird mir der frohe Sinn jener Tage wiederkehren. Das iſt für immer dahin."

„Mein theurer, vielgeliebter Sohn!"

„Ich bin ein Mann geworden, Vater. Nicht nur den Jahren, ſondern auch dem Sinne nach. Als Katharine die Meinige wurde, da glaubte ich, es würde mir ſein, wie ſo manchen Glücklichen, denen es von der Vorſehung beſchieden iſt, und noch mit grauen Haaren werde mir das ganze Daſein in dem lichten Reize der Jugend erſcheinen. Ach, Vater, ich habe meine Katharine zu herzlich, zu innig geliebt, als daß ich ihren Verluſt jemals vergeſſen kann."

„Das iſt der Fluch, der den Vater gerechter Weiſe traf, und der ſich nun auch auf den ſchuldloſen Sohn vererbt."

„Nein, Vater, das iſt nichts. Wir ſind ja Chriſten und müſſen auch als Chriſten denken und empfinden. Du haſt — ich weiß wohl, es ziemt ſich nicht, wenn der Sohn dem Vater ſeine Jugendfehler vorwerfen will, aber wir ſind Männer, Vater, und das Schickſal hat uns ſo eigene Wege geführt, daß wir anders mitſammen ſprechen können, als Solche,

die niemals von der Ofenbank kamen und denen ein Tag des Lebens ausſah, wie alle folgenden und alle frühern. Du haſt nicht recht gehandelt, Vater, und Leid und Trübſal auf ſchuldloſe Menſchen herabgerufen, aber Du biſt auch dafür beſtraft worden. Gott hat die Menſchen viel zu lieb, ſagte mein alter Schiffspaſtor, als daß er die Sünden des Vaters auf Kinder und Kindeskinder übertragen ſollte. Mich beugt jene Laſt nicht und mit Dir, das weiß ich, iſt Gott verſöhnt. Meine Mutter hat Dir vergeben; jenes ſanfte, liebe Geſchöpf, das Dir freiwillig entſagte, hat Dir vergeben, was kann Dich noch kümmern? Was Du gefehlt, haſt Du mit jenen Todten und mit Deinem Gewiſſen abzumachen, allen übrigen Menſchen haſt Du nur Gutes erwieſen. Daß ſie Dich nicht verſtanden und darum Dich ſchmähen und Dich verläſtern, das kann Dir keine trübe Minute ſchaffen, ſonſt wärſt Du nicht der Mann, der Du wirklich biſt."

„Mein lieber, theurer Sohn, Deine Worte ſtärken mich wunderbar. Von wannen kam Dir dieſer Muth in den Tagen Deines Leides?"

„Von einem Manne, Vater, der uns Zeit unſeres Lebens nahe ſtand, und dem wir ſo Vieles verdanken; von einem Manne, der ſtets verkannt, ver-

höhnt und verfolgt wurde, und doch nie die Freudigkeit ſeines Herzens verlor: Von unſerm Moſes."

„Ich ſtand an ſeinem Sterbebette. Wohl nie iſt ein Chriſt freudiger, gottergebener geſtorben, als dieſer Jude. Ihm will ich nachahmen; wie er, will ich mich bereiten zu meinem letzten Gang. Schon der Gedanke daran giebt mir Ruhe und Frieden."

„Und ich, Vater! Glaube nicht, daß ich unthätig mein Leben verſplittern will. Für mich habe ich nichts zu ſorgen, für mich bedarf ich nichts mehr. So will ich mich denn muthig dem Leben in die Arme ſtürzen und für Andere ſchaffen, für Andere wirken und auch darin meinem guten Moſes ähnlich werden!"

„Thue das, mein Sohn! Thue das!"

„Aber hier ſoll nicht der Platz meines Schaffens ſein. Ich kenne dieſe Welt nicht. Die Menſchen, die hier leben, ihre Gebräuche, ihre Sitten ſind mir fremd. Nur wenige Tage einer freudenloſen Jugend verlebte ich in dieſer Gegend, deren trüber Himmel ein Fröſteln durch meine Glieder jagt. Dort, unter den Kronen der Palmen, unter dem dunklen Laube der rieſigen Tamarinden, wo Katharinens Aſche ruht und mein treuer Cunny ſeine ſchwarzen Brüder in den Kampf führt, dort iſt meine eigentliche Heimath.

Neben ihrem Hügel, und dem Hügel, unter welchem mein theurer Pflegevater ruht, ſoll auch meine Hülle einſt begraben werden. Aber vorher will ich noch leben und wirken, ſo lange es mir vergönnt iſt. Auch ich habe auf jene Flagge geſchworen, unter deren Schutz zuerſt ein edler Sinn für Recht und Sitte an jenen fernen Küſten erweckt worden iſt; darum will ich ſorgen und walten, daß das ſchöne Saamenkorn nicht ganz verloren gehe und wenigſtens einer fernern Zukunft entgegen reife, wenn der gegenwärtige Tag ihm keine befruchtende Kraft ſpendet."

„Wie ſprichſt Du ſo warm, ſo lebendig, mein guter Sohn! Es iſt mir, wenn ich Dich höre, als ob ich meine eigene Jugend vor mir ſähe."

„Du haſt mir geſagt, Vater, ich ſei Dein Erbe. Ich bin es auch, wenn gleich nicht in dem Sinne, wie Du es anfänglich gemeint haſt. Ich bin der Erbe Deines Geiſtes, Deiner Gedanken! Der Plan der Deiner Seele entſprang, ich habe ihn mir zu eigen gemacht, und ich will mein Leben daran ſetzen ihn zu verwirklichen."

„Das ſegne Dir Gott! Ziehe hin, mein wackerer Sohn! Ziehe hin!"

„Ich will ſäen und pflanzen, wie ich kann, mit Hand und Mund, mit Wort und That! Und wenn

es dann mit mir auch zu Ende geht, wenn es mir vor den Augen dunkelt, und meine Hand die Waffe nicht mehr ſchwingen kann, dann werde ich einen Menſchen finden, in deſſen Bruſt ich meinen Gedanken niederlegen kann, damit er ihn austrage und ihn kommenden Geſchlechtern als reife Frucht darbiete."

Benjamin Naule glühte, die Begeiſterung Gottlieb Schwalbe's hatte ſich ihm mitgetheilt. Sein Herz ſchlug freudig, ſein Auge ſtrahlte:

„Säume nicht! Lege Hand an's Werk! Laß keinen Tag ungenützt vorüber gehen! Wie thut es mir leid, daß mein ſiecher Körper mich hindert, Dir zu folgen. Das Herz kann wohl noch einen Augenblick jugendlich ſchlagen, aber die Kniee zittern, ſie tragen mich nicht mehr aufrecht. Geh, Gottlieb! Ich habe nur noch zu ſterben, das kann ich allein! Folge Deiner Beſtimmung!"

„Nein, Vater! So lange Du lebſt, iſt mein Platz an Deiner Seite. Das macht nichts aus, ob ich eine Stunde früher oder ſpäter meinen Fuß auf jene Küſte niederſetze. Was dort für mich zu thun iſt, kann auch ſchon hier vorbereitet werden. Und wäre es nicht, ſo muß die allgemeine Pflicht der beſondern weichen. Ich trenne mich nicht von Dir."

Und Beide hielten ſich feſt und innig umſchloſſen.

Ein trüber Winter ſchlich langſam vorüber. Vater und Sohn blieben ungetrennt beiſammen. Sie beſprachen ſich ernſtlich über das Schickſal der Kolonie, über die Hoffnungen, welche Jedermann bei der Gründung derſelben beſeelt habe, über die düſtre Gegenwart, die ſchwer auf Groſsfriedrichsburg laſte und über die Zukunft, die der Vergangenheit gleichen ſolle, wozu Mittel und Wege eifrig hervorgeſucht und mit Umſicht verwendet wurden. Schon ſah ſich Gottlieb Schwalbe im Geiſte auf dem Verdecke eines Schiffes ſtehen, das den Brüdern in jenem fernen Lande neue Hülfsmittel zuführen ſollte, und höher ſchlug ſein Herz bei dem Gedanken, die Wiedergeburt der brandenburgiſchen Anſiedlungen zu veranlaſſen.

Und als ſollte dieſer langerſehnte Tag nicht mehr ferne ſein, wurde Benjamin Raule immer ſchwächer. So wie der Winter ſich ſeinem Ende nahte, nahmen auch ſeine Kräfte ab, die Funken ſeines Geiſtes leuchteten ſparſamer und nur aus ſeinen Augen drang augenblicklich ein matter Strahl von Leben, als Abglanz früherer Geiſtesfülle. Kopfſchüttelnd entfernte ſich der Arzt von dem Lager des Kranken, im Weggehen die Hand Gottlieb Schwalbe's drückend, der mit der Empfindung tiefer Wehmuth auf den ſchwer athmenden Greis herabſah.

Benjamin Raule ſchlug die Augen auf:

„Du biſt's, mein Sohn? So kehre ich denn noch ein Mal zu Dir zurück. Zurück zur Erde von der Schwelle des Paradieſes.“

„Glaubſt Du Deinen letzten Augenblick nahe?“

„Ich fühls, er iſt da! Als ich vorhin mit geſchloſſenen Augen da lag, ſah ich, von Sonnenlicht und Roſengluth umfloſſen, Marie und Geſina. Agneta führte ſie und alle Drei lächelten mir zu in himmliſcher Verklärung. Nun weiß ich, daß jede alte Schuld getilgt iſt und Wer mich in der neuen Heimath erwartet. Laß mich in Deinen Armen ſterben, mein guter Sohn.“

Gottlieb Schwalbe nahm die kalte Hand des Vaters zwiſchen die ſeinen.

„Denke an das Alles, was wir in dieſer letzten Zeit geſprochen und gethan,“ ſprach Benjamin Raule mit vielen Abſätzen und mit hinſterbender Stimme. „Laſſe aus dem abgeſtorbenen Zweig die neue Blüthe ſproſſen. Und höre, mein Sohn! — Du kennſt mich — ich habe Dir mein ganzes Daſein unverſchleiert vor Augen gelegt, — keine Falte meines Herzens iſt Dir verborgen geblieben. — Wenn die Verläumdung es wagt — mich mit ihrem Geifer zu beſpritzen —

wenn ſie meinen ehrlichen Namen verunglimpfen will — —"

„Beruhige Dich Vater! Dein Sohn wird Dein Vertheidiger ſein."

„Ich danke Dir! Und nun genug von der Welt und ihren Geſchäften. Mein Sohn, lebe wohl! Ich fand Dich erſt am Abend meines Lebens und muß Dich ſchon wieder entlaſſen, da Du kaum meine Schwelle überſchritten haſt. Ziehe hin!"

Es war die letzte Umarmung.

„Und nun, meine Seele wende Dich zu Ihm! — zu Ihm, der Dich kennt, der Herz und Nieren prüft! Vor Dem die ſchwärzeſte Nacht iſt gleich dem hellſten Tage! — Herr in Deine Hände befehle ich meinen Geiſt!"

Benjamin Raule faltete die Hände und blieb regungslos liegen.

Tiefe Stille war rings umher.

Der erſte Frühlingstag war angebrochen. Die Sonne ſchien warm vom blauen Himmel herab, und der leichte Schnee, der über Nacht gefallen war, zerfloß vor dieſen ſanften Gluthen. Die grünende Saat hob doppelt geſtärkt das Haupt empor, und ließ ſich vom Winde hin und herſchaukeln; zwiſchen den Gräſern, am Fuße der blattloſen Eiche ſteckte ein frü=

hes Veilchen das lichtblaue Antlitz neugierig hervor. Es war noch ſo vieles Todte rings umher und doch ſproßte und keimte das junge Leben an allen Enden auf.

Um dieſe Stunde war es, als Gottlieb Schwalbe von dem Kirchhofe nach der Stadt zurückkehrte.

Er ſchlug einen andern Weg als gewöhnlich ein; er wollte nicht wieder nach dem väterlichen Hauſe zuzückkehren.

Seine hieſigen Geſchäfte waren mit dieſem Tage beendigt. Nur ſein Vater hatte ihn noch in Berlin zurückgehalten; jetzt riß es ihn unwiderſtehlich zu dem neuen Schauplatze fort, der Zeuge ſeiner Thaten ſein ſollte. Er hatte keine Ruhe, bis er wieder auf dem Verdecke eines Schiffes ſtand und die Wellen des Oceans unter ſeinem Kiel rauſchen hörte.

Nur noch eine Pflicht hatte er hier zu erfüllen, und er eilte, ſich von dieſer Schuld zu löſen.

Unterdeſſen wandern wir mitſammen nach dem Siebergäßchen und treten in die Werkſtatt Meiſter Peters, über deſſen Hausthür der große Stiefel hängt, der noch immer des ihm verheißenen goldnen Schmuckes entbehrt.

Der alte Meiſter ſitzt in ſeinem Sorgenſtuhl,

beide Hände gefaltet, den Kopf auf die Bruſt geſenkt. Er ſchläft.

Es iſt eine große Veränderung mit dem ehrſamen Gewerksmeiſter vorgegangen. Verſchwunden iſt ſeine geſchäftige Neugier, die ihn raſtlos von Kunden zu Kunden, von Bierſtube zu Bierſtube trieb; verlaſſen hat ihn der Poltergeiſt, der auf ſeinen Lippen wohnte, er ſprudelt nicht mehr über von Betheurungen, die nie in Erfüllung gehen und wenn er die Lippen öffnet, ſo geſchieht es nur, um einige halb verſtändliche Worte zu ſprechen, deren Sinn zu errathen nur ſeinem Sohne Hans vorbehalten iſt.

Er hat Vieles ertragen der alte Meiſter, was ihn von den Beinen brachte und der Hülfloſigkeit des Alters in die Arme führte. Zuerſt ärgerte es ihn, daß ſein Sohn Hans mit einem Juden in alle Welt ging. Zwar hatte er, halb gezwungen, ſeine Einwilligung dazu gegeben, aber er hatte gehofft, der Junge werde es trotzdem nicht wagen, aufs Neue auszuwandern. Als es nun doch geſchah, ſprudelte er über, und er war oft Tage lang fern, um auswärts ſeinem Verdruß über die täglich zunehmende Verderbniß der Jugend Luft zu machen. Allmählig verrann der Aerger und machte dem unruhigen Gedanken Raum, wie es dem Sauſewind in fernen Landen

gehen werde. Dieſe Wehmuth verkehrte ſich nur zu bald in harte Trübſal, denn Frau Peters ſtarb, und ließ ihren Alten, deſſen Poltern ſie ſo manches Jahr mit gleichmüthigem Sinn ertragen hatte, allein. Und als die Frau erſt dahin war, folgten im Laufe der Jahre auch die Freunde. Voran zog der Gevatter Speiſemeiſter, der Uebrigen nicht zu gedenken, die beim Wechſel des Herbſtes oder des Frühjahrs auf der Bierbank fehlten. Da blieb denn endlich auch Meiſter Peters daheim, weil nichts mehr draußen war, was ihn anzog. Und ſo wie die Arme zu ſchwach wurden, um den Pfriem zu heben und den Hammer, ſo ermüdeten auch die Füße, ihn dahin zu tragen, wo er Neuigkeiten hörte, die er nicht verſtand. Die Zeit war eine andere geworden als vordem, und wenn der alte Meiſter in ſeinem Sorgenſtuhle da ſaß und mühſam ſeine Gedanken ſammelte, kam es ihm vor, als gehöre er hier nicht mehr her, und es ſei vergeſſen worden, ihn abzuberufen. Dann bewegte er eifrig die Lippen und wenn der Hans hinhorchte, hörte er, daß der Vater ſich nach der Mutter und den alten Gevattern ſehne. Mit naſſem Auge kehrte der junge Meiſter dann auf ſeinen Schemel zurück.

Gottlieb Schwalbe trat ein. Als er die allbekannte Werkſtatt vor ſich ſah, wo er gelernt hatte, den

Fleck auf einen alten Stiefel ſetzen und den verbrauchten Pantoffel mit einer neuen Hacke zu ſchmücken; als er ſich innerhalb der Wände befand, an welche ſich ſo manche trübe und heitere Jugend-Erinnerung knüpfte, verſchwand der Ernſt von der Stirn des Seemannes und ein flüchtiges Lächeln flog über ſein Geſicht. Als Hans den alten Jugendgenoſſen eintreten ſah, ſprang er mit einem Freudengeſchrei auf und ſchüttelte dem vielwillkommenen Gaſte die Hand.

„Gott zum Gruße, Bruder Schwalbe, und ſei mir ſchön willkommen! Wie lange haſt Du Dich nicht ſehen laſſen. Setze Dich daher und laß uns Eins plaudern.“

„Nun, Hans! Wie ſchmeckt das Schuſtern nach der Jahre langen Seefahrt?“

„Muß ſich eben helfen. Man gewöhnt ſich ſchwer an's Sitzen, wenn man's ſo mit dem Umhertreiben gewohnt iſt, aber allmählig kommt doch die Beſinnung. „Wie iſt's denn Dir gegangen den Winter über? Ja ſo, ſchweige nur ſtill, ich weiß ſchon, Du haſt Deinen Vater verloren. Verleihe ihm Gott eine fröhliche Urſtätt. Was den meinigen anbetrifft. . . .“

„Wie geht es meinem alten Meiſter?“

„Da ſitzt er im Sorgenſtuhl. Sieh ihn an, Gottlieb. Es iſt ein Bild des Jammers. Vater!

Vater! Seht doch einen Augenblick auf! Der Gottlieb Schwalbe iſt da, Vater, und will uns die Zeit bieten! Hört Ihr nicht, Vater?"

Der Alte hob einen Augenblick lang den Kopf, und bewegte die Lippen, als wolle er etwas ſagen, aber er ſank ſogleich in die vorige Stellung zurück.

„Laß den alten Mann in Ruhe, Hans! Er gehört nicht mehr zu uns, ſondern lebt bei ſeinen alten Freunden, die ihm vorangegangen ſind, in Gedanken fort. Das iſt ein größeres Glück, als Du denken magſt, mit denen, die wir geliebt haben, und die uns weggeſtorben ſind, in Gedanken fort zu leben."

„Sprechen wir denn nicht mehr von den Todten, ſprechen wir von den Lebenden; von uns. Du haſt Dich nun auch rechtſchaffen in der Welt umhergetrieben und etwas vor Dich gebracht. Dein Vater hinterläßt Dir ein ſchönes Haus, und — ein eigner Heerd iſt Goldes werth, — ſagte der alte Mann da, als er überhaupt noch etwas ſagte, — darum denke ich, Du läßt Dich in aller Stille bei uns nieder und beſchließeſt Deine Tage in Frieden."

„Nein, guter Junge, meine Heimath iſt nicht hier; meine Heimath iſt dort gegründet, wo wir auf ein kleines Grab — Du weißt ja. — Gieb mir die Hand darauf, daß dies für immer unter uns abgethan

iſt. So! Und nun, weißt Du, die Schifffahrt hat begonnen, mit dem Nächſten gehe ich dorthin, wohin all mein Sinnen und Trachten mich führt und kehre nicht mehr hierher zurück. Darum will es ſich ziemen, daß ich vorher alle meine Rechnungen abſchließe. Auch wir haben noch eine ſolche zu tilgen."

„Wie verſtehe ich das? Wäre ich Dir etwa Geld ſchuldig? Ach, Gottlieb, das kann wohl ſein. Aber, woher ich das nehmen ſoll ... Gerade jetzt ... Ich bin blank, alle Taſchen ſind leer." Er hielt inne und ſetzte nach einer Pauſe mit Erröthen hinzu: „Es iſt ſeit meinen Kreuz- und Querzügen und namentlich ſeit dem Tode der Mutter mit dieſem Hauſe etwas herunter gekommen."

„Siehſt Du? Das war's, was ich längſt wußte, aber Meiſter Hans iſt viel zu ſtolz, ſeinem alten Freunde etwas davon merken zu laſſen. Höre, Hans, in eine ordentliche Hauswirthſchaft gehört eine Hausfrau und dafür mußt Du ſorgen. Wie ſtehts denn mit der Grete Thürmerin? Haſt das Mädel nicht mehr lieb?"

„Ach Gott, mehr als mein Leben!"

„Warum heiratheſt Du ſie denn nicht? Oder will der alte Oheim ſie Dir nicht geben, — weil? — He? —"

„Weil — Ja! Weil! Da liegt's ja! Der alte Thürmer iſt ein Geizteufel, der ſeine Nichte keinem Mann geben will . . ."

„Der kein Geld hat. Nun, Hans! Was ſagſt Du, wenn ich Dir verſpreche, daß binnen vier Wochen Hochzeit ſein kann?"

„Was iſt das? Biſt Du toll? Hochzeit! Meine Hochzeit! Und binnen vier Wochen? Das iſt nicht wahr!"

„Es iſt ſo. Ich habe das Brautwerben übernommen, habe mit dem Alten ein deutſches Bürgerwort geredet, und er hat ſeine Einwilligung gegeben."

„Ich ſoll die Grete gewiß und wahrhaftig haben?"

„Sollſt ſie haben. Heute nach Feierabend erwartet er Dich, und dann ſoll Alles in Ordnung gebracht werden. Viel Glück, Hans!"

Hans ſprang wie unſinnig in der Werkſtatt umher:

„Ich kriege die Grete zum Weibe! — Vater! Hört Ihr's? Gevatter Thürmer giebt mir das Mädel nun doch und das hat der Gottlieb Schwalbe gemacht! Ach, der alte Mann ſchläft! Warum ſchläft er denn nur gerade jetzt? — Aber höre einmal, Gottlieb, wie war's Dir denn möglich? Ich hab's! Du haſt gewiß Deinen Beutel gezogen . . .'

„Höre, Burſche! Sprich mir davon nicht! Du haſt meinen alten Nicolaus van Dören bei Dir und giebſt ihm Koſt und Wohnung. Da es nun aber meine Schuldigkeit iſt, für den alten Mann zu ſorgen, ſo habe ich als Mahlſchatz das Koſtgeld an den Meiſter Thürmer ausbezahlt und der iſt zufrieden damit. So ſei Du es nun auch und rede nicht weiter davon.“

„Sei es d'rum und ich will mich nicht ſchämen, von Dir zu nehmen, was mich Zeit meines ganzen Lebens glücklich machen ſoll. Lohn' es Dir Gott, Bruder Gottlieb und laſſe Dir viel Glück und Freude zu Theil werden.“

Gottlieb Schwalbe war ſehr erregt. Er ſah die lebhafte Freude des Freundes, der an dem Ziel aller ſeiner Wünſche ſtand; er fühlte die öde Leere in ſeinem eigenen Herzen und ein tiefer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt. Endlich ermannte er ſich und ergriff die Hand des Freundes:

„Meine Stunden in Berlin ſind gezählt, was ich noch zu ſchlichten habe, muß bald geſchehen! Wo iſt mein alter Nicolaus?“

„Er ſitzt oben im Erkerſtübchen. Da hinauf hat er ſeine Hängematte gebracht und oft kommt er den ganzen Tag nicht herunter. Es iſt etwas mit ihm, wenn ich auch nicht herauskriegen kann, was.“

„Ich will zu ihm hinaufgehen. Vielleicht macht er noch einen Streifzug mit mir."

„Der Nicolaus? Höre, der ſitzt, — wie ihr Seeleute das zu nennen pflegt, — auf einer Sandbank!"

„Dann will ich ſehen, ob es mir gelingt, ihn wieder flott zu machen."

„Thue das! Du erwirbſt Dir damit ein neues Gotteslohn. Es iſt jämmerlich mit anzuſehen, wie der Alte den ganzen Tag vor ſich hinbrütet."

„Er verkümmert hier am Lande. Er muß wieder hinaus in die freie, offene See, da wird ihm beſſer, und höre, noch Eins: Du biſt der Einzige von uns, der hier zurückbleibt, Du mußt alſo auch die Pflichten übernehmen, die wir nicht erfüllen können."

„Was ſoll ich thun?"

„Zwei Gräber will ich Deiner Sorgfalt vertrauen. Mein Vater hat wenig Freunde gehabt; ſie haben ſich bei ſeinen Lebzeiten nicht um ihn bekümmert, im Tode wird er gar vergeſſen ſein. Sorge dafür, daß das Grab ſo erhalten bleibt, wie ich es eingerichtet habe."

„Du kannſt Dich darauf verlaſſen."

„Und dann — Du weißt ja, wo wir unſern alten Moſes beerdigt haben. Nicht wahr, Hans, Du wirſt Acht geben, daß er in Frieden ſchlafen kann?"

„Ich werde das beſorgen!“ entgegnete Hans mit Thränen.

„Nimm meinen Dank dafür. Ich gehe jetzt hinauf zum Nicolaus.“

„Er bedankt ſich noch!“ rief Hans, allein bleibend. „Und von ihm kommt Alles! Heute Morgen noch war ich ſo traurig, und nun bin ich Bräutigam! Gut! Will die verſäumte Kundſchaft wieder einbringen, es ſollen mir Geſellen in's Haus, ich will — Ach Gott! Wenn doch nur erſt Feierabend wäre! Gerne liefe ich jetzt gleich zum Gevatter — aber er könnte mich für einen unordentlichen Mann halten, wenn ich ſo außer der Zeit — da muß ich nun ſchon aushalten.“

Aber allzu lange hielt er's doch nicht aus, denn kaum hatte es vom Nicolaikirchthurm drei geſchlagen, als Hans das Schurzfell bei Seite warf, den Sonntagsrock anzog und ſpornſtreichs nach dem Molkenmarkt eilte.

Er kehrte Abends als glücklicher Bräutigam heim.

Achtes Kapitel.

Gottlieb Schwalbe trat in das Erkerſtübchen, das einſt Frau Agnete inne hatte.

Der alte Seemann, der es jetzt bewohnte, hörte den Eintretenden nicht. Er ſaß, den Kopf in die Hand geſtützt, und ſah gerade vor ſich hin.

Sein ehemaliger Zögling blieb am Eingange ſtehen und blickte mit reger Theilnahme auf den hochbejahrten Greis.

„Stopp! Stopp!" — ſagte Nicolaus van Dören mit halblauter Stimme. „Darüber kann ich nicht hinaus! — Und wenn 's nicht geſchieht, bekomme ich keinen ruhigen Ankerplatz! — Hab'n auch nicht verdient, zum Donner! Hab'n nicht verdient, wegen des alten Mannes. Es brennt hier immer, als ob's ein glühendes Kohlenfeuer wäre, das kein Sturm auszulöſchen im Stande iſt."

Er ſchwieg, aber er drückte die Linke ſo feſt auf das Herz, als wollte er den lauten Schlag deſſelben dämpfen.

Gottlieb Schwalbe trat raſch vor:

„Grüß Dich Gott, alter Kamerad!“

Der Seemann ſtand auf. Trotz der hohen Jahre war ſein Körper noch kräftig. Der zerſchmetterte Arm war ſchlecht geheilt und hing ſchlaff an der Seite herab, aber die Linke ſtreckte er gegen den Eintretenden aus:

„Wer da im Fahrwaſſer? Was habt Ihr hier umher zu kreuzen, ohne vorher ein Signal abzugeben?“

„Kennſt mich nicht mehr, alter Maat?“

„Wie war das? — Mein Auge nimmt ab und ich kann Euch nicht erkennen — allein die Stimme — kommt doch näher, Mann! Halloh ahoi!“

„Halloi!“ rief Gottlieb Schwalbe und umarmte ſeinen alten Freund mit lebhafter Rührung.

Es blieb einige Augenblicke ſtill.

Beide ſaßen neben einander und das Geſpräch ging ununterbrochen weiter.

„Haben uns lange nicht gepreit, mein Junge! Nimm's einem alten Kreuzer nicht übel, wenn er Deine Capitainſchaft nicht immer im Munde führt.

— Ich halte doch große Stücke auf Dich und hier ſind wir auf feſter Wall."

„Sind's, alter Kamerad. Aber mir thut's nicht wohl, noch länger auf ſicherem Ankerplatz müßig zu liegen; ich will wieder hinaus in die offene, grüne See."

„Willſt? Recht, mein Junge. Flagge und Wimpel nach oben und dann Segel geſetzt in Gottes Namen!"

Das Auge des alten Seemanns glühte einen Augenblick lang freudig, als er von dem bewegten Elemente hörte, dem er ſein Lebelang gedient hatte, aber die Spannkraft ließ bald nach, und den Kopf auf die Bruſt ſenkend, fragte er mit leiſem Tone:

„Aber wie iſt mir denn? Ich denke, Du biſt aufgelegt im Vaterhauſe, alles Takelwerk zu Deck, und haſt fortan nichts weiter zu thun, als über Dein ganzes Verdeck ein luftiges Sonnenzelt auszuſpannen und darunter zu lungern?"

Gottlieb Schwalbe legte ſeine Hand auf die Schulter des Freundes und ſagte mit bewegter Stimme:

„Der Einzige, dem mein Hierſein Freude bringen konnte, iſt todt. Ich habe meinen Vater, den ich kaum wiedergefunden hatte, wieder verloren."

„Haſt Du? Der Mann iſt alſo auch hinüber? Es wird leer nachgerade.“

„Darum will ich meinen Anker lichten und wieder jener Küſte zuſteuern, wohin es mich mit mächtiger Gewalt treibt. Ich will zurück nach der Weſtküſte. Hier ſcheide ich von einem Grabe.“

„Ich denke, Du findeſt drüben Eines wieder, mein Junge.“

„Ein Grab finde ich dort, aber es ſoll mich nicht wehmüthig oder träge machen. Sei es um ein Grab, ich will Leben um daſſelbe her verbreiten.“

„Hier ein Grab und dort ein Grab, und noch iſt irgendwo ein drittes,“ ſprach der alte Seemann vor ſich hin, der ſeinen jungen Gaſt in dieſem Augenblick faſt vergeſſen hatte. „Und was Einem bei dieſen Gräbern einfällt! Es iſt ein ſchlimmes Ding um das Rumoren da drinnen, das ſie Gewiſſen nennen.“

Gottlieb Schwalbe zog den alten Hochbootsmann an ſich und ſagte freundlich:

„Denke nicht an ſolche trübe Dinge, Nicolaus. Das ſind alte, längſtvergeſſene Geſchichten, von denen Keiner mehr etwas weiß und etwas wiſſen will. Wir haben Beſſeres mit einander zu überlegen, und ich kam daher, um Dir einen Vorſchlag zu machen.

Wenn ich unter Segel gehe, weiß ich nicht, ob ich wieder hierher Cours ſetze."

„Das wäre kein Unglück für's Schiff!" rief Nicolaus van Dören lebhaft. „Dieſe ſandige Rhede iſt gerade kein ſchöner Ankerplatz!"

„Aber ich möchte nicht auf immer von Dir getrennt ſein; möchte Dich um mich haben, ſo lange Du noch irgend See halten kannſt, und darum frage ich Dich, ob Du wieder mit mir an Bord meines Kreuzers gehen und Deinen alten Platz auf der Vorderſchanze einnehmen willſt?"

Das Auge des Seemannes leuchtete vor freudiger Luſt; es war die feurige Gluth von ehedem, die einen Moment ſeine Wangen färbte:

„Du willſt mich wieder mit Dir hinaus haben auf die offene See?"

„Freilich will ich. Und ich werde ſtolz auf einen ſolchen Kabelgats-Offizier ſein."

Aber der flammende Blick war bald erloſchen und die Wange erbleichte:

„Nein, nein! Das iſt nichts. Ich bin ein altes Wrack, das längſt aufgelegt iſt. Ich habe nichts mehr auf dem Vorderdeck einer Fregatte zu thun."

„Du ſollſt gehalten werden, wie Du es ſelbſt wünſcheſt. Ich verlange keine Dienſte von Dir. Ich

will Dich nur um mich haben, als meinen Geſellen, als meinen Freund! Hörſt Du, alter Nicolaus?"

Der Hochbootsmann kämpfte ſichtlich mit ſich ſelber; innige Rührung ſprach aus ſeinen Zügen:

„Wenn es irgend etwas gäbe, das mich bewegen könnte, noch einmal Segel anzuſchlagen und auf die offene See hinaus zu ſteuern, ſo wäre es dies Wort aus Deinem Munde. Aber ich kann nicht . . ."

„Und was hindert Dich, mein Alter? Haſt Du kein Vertrauen zu mir?"

„Wenn der Prieſter käme mit dem Kruzifix und der Bibel, ſo könnte ich zu ihm kein größeres Vertrauen haben, als ich zu Dir habe. Aber ich kann es Dir nicht ſagen, es iſt irgendwo etwas unklar, das ich mit meinen eigenen Fingern entwirren muß; eine fremde Hand darf nicht da hinein faſſen."

„Ich ahne, was Dich quält."

„Nun, ſo behalte es für Dich! Mir iſt weh um's Herz; muß ſuchen, den Brand zu löſchen, der mich ſonſt verzehrt. Darum laſſe ich Dich allein ziehen. Mit welchem Gefühl, das kannſt Du Dir ſelber ſagen, wenn Du ſiehſt, wie meine Augen Waſſer pumpen. Lebe wohl, mein Junge. In der Stunde, da Du von mir ſcheideſt, ſitze ich, ein maſtenloſer Rumpf, zwiſchen zwei Felſen eingekeilt, und die Brandung

ſchlägt von allen Seiten über mich. Bei dem erſten Sturm, der ſich erhebt, wird es aüseinander geriſſen, und die einzelnen Trümmer treiben hoch auf den Strand. Wenn Du einen ſolchen Sturm aus der Ferne zu Dir hinüber ſchallen hörſt, magſt Du immer denken, Dein alter Nicolaus iſt nicht mehr."

„So lebe denn wohl, Du altes, treues Seemannsblut, und mögeſt Du einen ſtillen Hafen finden, worin Du Dich für immer zu Anker bringen kannſt. Lebe wohl, Nicolaus van Dören! Lebe wohl!"

Noch einmal umarmte Gottlieb Schwalbe ſeinen alten Hochbootsmann mit hochklopfendem Herzen zum ewigen Abſchiede, dann eilte er von dannen.

Nicolaus blieb zurück:

„Er iſt fort! — So geht Einer nach dem Andern. Das war der Letzte und ich ſtehe jetzt ganz allein! — Warum, zum Donner, bin ich auch nicht mit ihm gegangen? Es wäre doch Einer zur Hand geweſen, der mir die Augen zugedrückt hätte! — Stopp! Stopp! — Haſt's nicht verdient, daß Dir ein Menſchenkind die Augen zudrückt, dieweil Du... Es iſt nicht gut, darüber weiter zu grübeln, wenn man es nicht ungeſchehen machen kann."

Der Gedankengang des alten Seemannes verirrte ſich. Er ging mehr und mehr auseinander. Sein

Denken war zu vergleichen einem Waldbach, der Anfangs von einem Felſen herabſtürzt und dann durch eine endloſe Ebene in hundert Krümmungen, bald ſchneller, bald langſamer hinfließt. Aber endlich vereinen ſich die hundert Arme wieder zu einer feſten Umarmung, und was zuerſt ein murmelnder Waldbach war, das rauſcht daher, wie ein gewaltiger Strom, der ſeine aufſchäumenden Wellen dem Meere zurollt.

So fanden ſich auch die Gedanken des alten Hoochbootsmannes wieder zuſammen:

„Es iſt doch gut, daß ich ihm nicht gefolgt bin; wäre nichts als ein ſchwerer Bleiklumpen an ſeinen Füßen geweſen. Weiß wohl, daß man nichts ungeſchehen machen kann, aber es iſt doch möglich — zum Donner! Ich halte es ſo nicht länger aus und will dieſer Plage ein Ende machen, es komme, wie es wolle."

Er blieb während des ganzen Tages ruhig auf ſeinem Erkerſtübchen, aber am andern Morgen, als der junge Meiſter Peters ſich eben fröhlich auf ſeinen Schemel geſetzt hatte, und, in dem erſten Rauſche ſeines glücklichen Bräutigamsſtandes ſchwelgend, das Leder verſchnitt und den Pechdraht abriß, trat Nicolaus ein.

„Das iſt recht, daß Ihr endlich einmal herunter kommt aus Eurem Maſtkorb, wie Ihr's zu nennen beliebt!" rief Hans ihm luſtig entgegen. „Lange hätte ich es nicht mehr ohne Euch ausgehalten, und wenn Ihr nicht in dieſer Stunde gekommen wäret, hätte ich Euch in der nächſten gewiß herunter gebracht, es ſei nun mit Güte oder mit Gewalt."

„Oho, Seekalb!" rief der Hochbootsmann mit markigem Tone, denn der feſte Entſchluß, eine lange gehegte Abſicht nun endlich beſtimmt auszuführen, hatte ihm einen großen Theil ſeiner frühern Energie zurückgegeben. „Weißt nicht, wer vor Dir ſteht? Sollſt ſo mit einem kurbrandenburgiſchen Seeoffizier ſprechen ....."

„Pſt! Pſt! Herr Hochbootsmann! Es giebt keinen Kurfürſten mehr! Wir ſind jetzt ein großes, mächtiges Preußenland geworden, das einen allergnädigſten Herrn König mit einer goldenen Krone hat."

„Halte das Maul, Seekalb! Allen ſchuldigen Reſpekt für den Herrn König und alles Glück mit ſeiner goldenen Krone. Möge er ſtets eine handliche Briſe und eine ſchmucke Fahrt haben; ich aber bin ein der kurbrandenburgiſchen Flagge zugeſchwor=

ner Seemann und das will ich bleiben mein Lebelang."

„Nun, Eures Gefallens! Wenn die großen Herren es Euch hingehen laſſen, ich habe nichts dagegen. Aber es iſt doch beſſer, Ihr laßt Euch nichts merken, denn wenn ſie es ungnädig nehmen ſollten; ſie verſtehen nicht viel Spaß."

„Mich ſchiert's nicht. Mögen ſie böſe werden und ungnädig nehmen, ſo viel ſie wollen; ich habe meinen Anker gelichtet und ſteuere nun dahin, wo ſie mich ungeſchoren laſſen müſſen. Siehſt nicht, daß ich reiſefertig bin?"

„Was? Ihr wollt fort? Und jetzt? Kurz und gut, Herr, das leide ich nicht! Daraus wird nichts!"

„Wetters-Junge! Plagt Dich der Teufel, Seehund? Leideſt es nicht? Haſt nicht gehört, daß ich geſagt habe: Ich will! Hat der Gottlieb Schwalbe mich nicht von meinem Sinn abbringen können und Du wollteſt . . . Komme daher, den letzten Schluck bei Dir zu trinken und dann das letzte Tau ſchlippen zu laſſen, das mich noch an dieſe Pfähle hält. Alſo bringe Dein Maulwerk zur Ruhe und ſchenke ein."

„Ach Gott, das kommt mir doch auch gar zu quer!" brummte Hans vor ſich hin, indem er vom

Schemel aufſprang und die Geneverflaſche aus dem Wandſchrank nahm. „Für Euch iſt hier noch ein Schluck ächter Schiedammer! So wollt Ihr gewiß fort, und gerade an dem Tage, wo es alle Welt erfahren ſollte, daß ich ein glücklicher Bräutigam geworden bin, und wo es bald eine fröhliche Hochzeit geben ſoll.“

„Soll's? Nun ſo will ich Dir zum Abſchiede einen guten Rath geben.“

„Das thut, Herr Hochbootsmann. Guter Rath iſt ein willkommenes Ding und manchmal verdammt theuer, zum Beiſpiel zu jener Zeit, als der Moſes und Ihr und ich auf der Bank von Scharhörn ſaßen und nicht wußten, wo aus noch ein.“

„Sollſt meinen Rath umſonſt haben. Wenn Du heirātheſt und wirſt 'n Hausvater, was mir ein hinlänglich lächerliches Werk erſcheint, dann nimm Dich zuſammen; ſei nicht mehr ſo haſenfüßig und oben hinaus, ſonſt kriegt Dein Weib Wind davon, daß ſie Dir auf der Naſe ſpielen kann und es iſt um Dich geſchehen für alle Zeit.“

„Aber, Herr Hochbootsmann! Das iſt denn doch auch . . .“

„Das iſt die Wahrheit, mein Junge, und Du mußt Dich darin finden. Halte gut Haus und denke

mitunter an vergangene Zeiten. Was mein Koſtgeld betrifft . . .“

„Laßt Euch das nicht grämen. Es iſt Alles reichlich bezahlt, und wenn es auch nicht wäre...“

„Schon gut. Zu dem, was übrig geblieben iſt, lege noch dieſes Goldſtück und binde es Deinem älteſten Jungen als Pathengeſchenk vom alten Nicolaus ein. Verzerre nicht das Geſicht ſo, Seekalb! Wenn Du auch ein Sauſewind warſt, ſo biſt Du doch in guter und ſchwerer Zeit mein Backsmaat geweſen und den kann ein alter Seemann nie verleugnen. Da haſt Du meine Hand und rüſte Dich zur ruhigen Fahrt, ich gehe jetzt, um meine Schuldigkeit zu thun.“

Damit wandte ſich der alte Seemann nach der Thür und ging, ohne ſich noch einmal umzuſehen, zum Hauſe hinaus.

Neuntes Kapitel.

Ungefähr eine Stunde von Haarlem, dort wo der Spaaren in das Haarlemmer Meer fließt, liegt unter dem Schutze hoher Deiche ein kleines Dorf.

In jenen Tagen, als noch kurbrandenburgiſche Flotten das Meer mit ihrem Kiel durchpflügten, waren die Bewohner dieſes Dorfes wenig mit dem Treiben der großen Welt und ihren Sitten vertraut. Sie lebten in ihren ſchmucken Häuschen einfach und ſtill, weideten ihre Heerden, beſtellten ihren Acker und wenn der Abend herankam, ſchaarten ſie ſich um den Kachelofen oder um die blühende Linde vor der Hausthür, wie es die Jahreszeit mit ſich brachte. Holland iſt das Land der Blumenzucht und Haarlem der Juwel derſelben. Auch die Bewohner des Dörfchens beſaßen dieſe Neigung, und die kleinen Gärten, welche ſich neben jedem Hauſe ausdehnten, erglänzten im bunteſten Schmucke der Blüthen.

Mitten in dieſer duftenden Umgebung ſtand das

Kirchlein, deſſen Thurm und Dach bereits mit dem Mooſe des Alters überzogen waren; doch blieben die Fenſter hell und der blanke Meſſinggriff an der Thür glänzte im Sonnenlicht. Die Gräber auf dem Kirchhofe waren wohlgeordnet und mit Steinen oder hölzernen Kreuzen verſehen, worauf der Name des hier Begrabenen, ſammt dem Geburts- und Todesjahre mit großer Genauigkeit bemerkt war.

Der Todtengräber hatte ſein Tagewerk vollbracht. Jedes Unkraut war mit großer Sorgfalt aus dem Raſen gerupft, die verwelkten Blumen abgeſchnitten und die Gänge ſämmtlich geharkt. Er wollte gehen, als er einen Mann gewahrte, der noch immer gedankenvoll auf einem Grabhügel ſaß. Den Blick hatte er zu Boden geſenkt und ſah ſo ſtier auf denſelben, als wollte er bis in das Innere der Erde dringen. Am obern Ende des Hügels ragte aus ſparſamem Buſchwerk ein ſchwarzes Kreuz und darauf ſtanden in halbverlöſchter Schrift die Worte:

Hier ruhen in Gott:
Jakob Douwe van Dören,
ſammt deſſen Ehefrau
Anna Mieke van Dören,
geb. Anke Witte de Witt.
Sie ſtarben am gebrochenen Herzen über
die Flucht eines ungerathenen Sohnes.

Der Todtengräber ging zu dem Fremden und ſagte freundlich:

„Es iſt Feierabend, guter Mann und Jeder geht nun wohl heim in ſeine Hütte."

„Habe keine."

„Habt keine? Ja, es weiß Mancher nicht, wo er des Abends ſein müdes Haupt hinlegen ſoll. Ihr ſeht aber doch reputirlich aus und hier im Orte iſt ein ganz gutes Wirthshaus. Seid wohl fremd hier, Landsmann?"

Der Fremde ſah den Todtengräber flüchtig an, und wandte ſich dann unwillig ab, ohne ihm zu antworten. Jener ſagte:

„Neugier plagt mich nicht. Wenn ich fragte, ſo geſchah's, weil ich glaubte, Euch einen Dienſt leiſten zu können. Aber die Pforte wird jetzt geſchloſſen und wenn es Euch hier noch gefällt, muß ich Euch bitten, morgen wieder zu kommen."

Der Mann fuhr auf. Sein Auge leuchtete, der Mund war zu einem harten Worte geöffnet, aber er bezwang ſich, rückte die Mütze, ſagte langſam „guten Abend!" und ging ſeines Weges.

Der Todtengräber ging kopfſchüttelnd hinter ihm drein und hatte dies ſeltſame Zuſammentreffen noch

nicht vergeſſen, als er bei dem Dorfwirthe, ſeinem Gevatter, einſprach, wo er, als ein lediger Mann ſein Abendbrot zu verzehren pflegte.

„Habt guten Abend, Gevatter, und laßt nur bald aufſchüſſeln. Ich habe tüchtigen Hunger."

„Müßt' Euch noch gedulden, Gevatter."

„Gedulden? Iſt acht Uhr vorbei."

„Hilft Euch nichts. Hab'n Gaſt, der muß mit uns eſſen."

„Was für Einer iſt es?"

„Meiner Schwägerin Bruderſohn, der junge Hendrik van Dören. War, Ihr wißt's, Seefahrer geworden und kam heute früh von einer Reiſe nach Surinam zurück. Wollte nur geſchwind ſeine Muhme in Haarlem begrüßen. Raucht derweil eine Pfeiſe; er muß bald kommen."

„Dies junge Volk hat ſein Lebstage keine Ruhe. Kommt nur eben erſt von — Dinges da und muß gleich nach Haarlem laufen. Wie ſieht 'r denn aus?'.

„Schmuck, Gevatter! Er wird Euch gefallen, Habe auch noch 'n Gaſt, auf den warte ich aber nicht."

„Was iſt das für Einer?"

„Weiß nicht. Hat nur einen Arm. Er iſt hier

eingekehrt für ſein Geld und hat ein Bett verlangt. Das habe ich ihm gegeben, weil's meine Schuldigkeit als Gaſtwirth iſt. Sonſt iſt's ein alter mürriſcher Geſell, mit dem ich nichts zu thun haben mag."

„Curios! Habe auch ſo einen Gaſt gehabt, wie Ihr ihn da beſchreibt. Das heißt, auf dem Kirchhofe. Vielleicht iſt's derſelbe."

„Was wollte er da?"

„Weiß nicht, denn er war ſtumm. Kam herein, ohne daß ich ſonderlich viel auf ihn achtete. Ward'n eigentlich erſt recht gewahr, als ich die Arbeit einſtellte, und mußte ihn gehen heißen, weil's Feierabend war, und die Pforte über Nacht nicht aufbleiben kann. Er ging dann auch, aber er ſah mich dabei an — Prr!"

„Das iſt mein Gaſt! Juſt accurat derſelbe, wie Ihr'n mir beſchreibt. War mir gleich unheimlich und... Aber, hört Ihr den Geſang? Das iſt der Hendrik, der ſchon wieder von Haarlem zurückkommt. Nun ſoll auch gleich aufgeſchüſſelt werden.

Der Wirth ging hinaus und der junge Matroſe trat ein, um den Gevatter zu begrüßen. Bald ſaßen alle Drei am wohlbeſetzten Tiſche und Hendrik mußte erzählen von Allem, was er in fremden Landen geſehen, und wie es ihm allda gefallen habe.

Der junge Matroſe aß Biſſen um Biſſen, trank Glas um Glas, erzählte dabei Abentheuer, wie ſie noch nie von einem Surinamfahrer erzählt worden und fügte jedes Mal hinzu, er könne nicht genug ſagen, wie ſchön es da ſei, woher er komme.

Die drei Männer waren ſo eifrig im Geſpräch, daß ſie den Fremden nicht bemerkten, der kurz vorher eingetreten war, und ſich auf der Ofenbank niedergelaſſen hatte.

„Es dämmert ſchon ſtark,“ ſagte der Wirth, als ſein Neffe eine kurze Pauſe im Erzählen machte. „Wollen die Lampe anzünden.“

„Laßt's Gevatter! Es ſchwätzt ſich ſo behaglich im Zwielicht. Alſo es hat Euch draußen ſo über die Maßen gefallen, Hendrick? Und doch kommt Ihr nach vollbrachter Reiſe gern und gleich zu den Euren wieder. — Das iſt brav von ihm, Gevatter, und beweiſt zur Ehre unſerer Gemeinde, daß doch nicht Alle, die van Dören heißen und Seefahrer ſind, Taugenichtſe werden.“

„Was ſchwatzt Ihr da von Taugenichtſen? Das ſoll gewiß wieder auf meinem Oheim gehen, der vor Jahren in die Welt ging und verſchollen iſt? Wenn einmal die Rede bei den Eltern davon war, hieß es immer, ich ſei ein Bube, der von dergleichen Dingen

nichts zu wiſſen brauche, und mußte zur Stube hinaus, damit ſie ungeſtört weiter ſprechen konnten. Nun aber bin ich ein befahrener Mann und ſollte billig Alles wiſſen, was in der Familie geſchehen iſt. Alſo laßt einmal hören, was war das mit dem Oheim Nicolaus?"

„Es iſt eine alte Geſchichte, wie ſie vielfältig mag paſſirt ſein, ſo lange die Welt ſteht, und die doch dem, der ſie gerade erlebt, ein Herzweh bereitet, das nur mit dem Tode endet. War Dein Großvater Jakob Douwe und Deine Großmutter Anna Mieke, denen das Unglück zuſtieß, wie wir auch haben auf das Kreuz ſetzen laſſen, das auf ihrem Grabe ſteht."

„Weiß, Oheim. Es ſteht darauf: „Sie ſtarben am gebrochenen Herzen über die Flucht eines ungerathenen Sohnes." Aber ich möchte gern wiſſen, wie ſich Alles ſo umſtändlich begeben hat."

„Wie ſoll's geweſen ſein! Dieſer Nicolaus war ein Taugenichts vom Hauſe aus, der zu nichts Luſt hatte, als zum Wohlleben. Er hat den Alten nach und nach Alles abgepreßt und es mit liderlichem Volk, abſonderlich aber mit Weibsbildern in Haarlem verthan. Da hat keine Vorſtellung gefruchtet, und wenn die Mutter ihn mit Thränen bat, er möge doch in ſich gehen, hat das Satanskind gelacht, und ſich

mit Gewalt zugeeignet, was gerade zu haben war. So ſind die Leute, wie ſich von ſelbſt verſteht, an den Bettelſtab gekommen, und mußten ſich kümmerlich ihr Daſein friſten, obgleich ſie vom Hauſe aus wohlhabende Leute waren."

„Aber Ihr erzählt gar nicht ordentlich, wie es eigentlich zugegangen iſt. Ich möchte alle die tollen Streiche wiſſen, die der böſe Ohm verübte, und worüber die Großmutter ſich blind geweint hat."

„Bleib' mir damit vom Leibe! Wer kann all' dergleichen Schandthaten behalten und aus ſeinem Munde gehen laſſen? Und dann — was braucht ein ſo grüner Burſche, als Du, ſolche Teufeleien zu wiſſen? Ich will nichts weiter damit zu thun haben. Wollen von andern Dingen reden. Was ſagte die Muhme in Haarlem, als Du kamſt?"

„Nu, nu, Gevatter! Ich halte ſelbſt dafür, daß es nicht gut iſt, all die Teufelei zu erzählen, wenn ſo ein junges Blut dabei iſt, denn eine Menſchennatur kann leicht verdorben werden, wenn ſie auch noch ſo gut iſt. Aber das Letzte, wobei es erſt eigentlich los ging, könntet Ihr uns jetzt zum Beſten geben, wenn auch nur des Exempels, des Beiſpiels wegen, wie man's zu nennen pflegt. Es iſt ſtark

Zwielicht, Gevatter, und da hören ſich ſolche Schauergeſchichten beſonders gräulich an.“

„Nun denn, um Euch los zu werden. Und laß es Dir zur Warnung dienen, Hendrick. Ehe mein Vater dies Wirthhaus hatte, gehörte es einen Amſterdammer, der war früher Fahrensmann und zwei Mal nach Oſtindien geweſen. Bei dem ging's immer toll zu, denn was ſich von luſtigen Burſchen und wilden Zechbrüdern in Haarlem und der Umgegend befand, verkehrte bei ihm. Das ganze Dorf wurde davon angeſteckt und unſer jetziger Herr Paſtor hat erſt nach vielen Mühen und Sorgen all' das Leid ausrotten können, was daraus enſtanden iſt. Hier war's alle Tage übervoll und des Spielens, Saufens, Fluchens und anderer Teufeleien ward kein Ende vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht. Das war die rechte Couleur für den tollen Nicolaus und, kann's Euch verſichern, er trieb's ärger, als einer von den Aergſten.

Nun ſtand hier an der Stelle, wo wir jetzt ſitzen, in großer brauner Tiſch. An dieſem Tiſche ſaßen gewöhnlich die ausgepichteſten Säufer und die verhärteſten Spieler; mein Nicolaus aber war mitten unter ihnen und klapperte ohne Aufhören, entweder

mit dem Zinnkruge oder mit den Würfeln, weshalb ſie ihn auch Klapperſchlange hießen."

„Das iſt ein ſchimpflicher Ekelname, Gevatter."

„Sagt's Euch, es iſt nichts Anmuthiges dabei, ſich dergleichen erzählen zu laſſen. Nun, laßt mich's ſchnell zu Ende bringen. Der Nicolaus hatte getrunken und gewürfelt den ganzen Tag. Keine wollte mehr recht was mit ihm zu thun haben, denn er hatte den Zankteufel auf den Lippen und dafür keinen Stüber in der Taſche. Sie ließen's ihm auch merken und Einer ſagte ſogar: Mit Bettler-Pagage ſpiele er nicht! Da ſprang er auf, rief mit Schaum vor dem Munde: „Sie ſollen's hergeben, und wenn ſie darüber die Augen aus dem Kopfe verlören!" und lief zum Kruge hinaus. Nach einer Stunde kam er wieder mit einem Brabanter Thaler und einem ſeeländiſchen Gulden. Es war das Einzige, was noch im elterlichen Hauſe zu finden geweſen; er hatte es der Mutter weggenommen, die es nicht vor ſeinen Diebsklauen ſichern konnte, denn ſie war Tages vorher von dem vielen Weinen endlich erblindet. Der Unhold ſchalt ſie deshalb noch eine blinde Hexe und rief hinter dem neu gefüllten Kruge: „Wer will den Gulden halten?" Da öffnete ſich die Thür; der Vater kam mit zitternden Knieen daher, indem er

ſich mühſam an dem Stock fortſchleppte, ſtellte ſich vor dem Sohne hin und ſagte ... „Nein, ich kann's nicht über die Zunge bringen, was der alte Mann geſagt hat."

Der Fremde, der vorhin, Allen unbemerkt, eingetreten war, ſtand von ſeinem Platze auf und ſtellte ſich dem Wirth gegenüber:

„Könnt' Ihr's nicht ſagen, ſo will ich es für Euch thun. Er ſagte: Verflucht ſeiſt Du dafür, daß Du Deine Mutter geſchmäht, verflucht, daß Du Deinen Vater verachtet und ihnen Beiden das Herz gebrochen haſt. Drei Mal verflucht iſt der Sohn, der die frevelnde Hand an ſeine Eltern legt, der den Bart des Mannes zupft, der ihn gezeugt hat und die Brüſte ſchlägt, die ihn nährten."

Alle Drei waren aufgeſprungen.

„Wer iſt das?" rief Hendrick erſchreckt.

„Mein Gaſt!" rief der Wirth.

„Der Mann vom Kirchhofe!" ſprach der Todtengräber vor ſich hin.

„Iſt's nicht wahr? Hat er nicht ſo geſprochen der alte Mann mit dem grauen Bart und den ſilbernen Haaren? Sagt's laut und deutlich, daß es die Worte ſind, die er geſprochen."

„So iſt es. Ihr habt genau dieſelben Worte wiederholt und auf derſelben Stelle.“

„Wußte wohl, daß ich ſie nicht vergeſſen würde all’ mein Lebstage, wenn ich ihrer auch lange nicht gedacht.“

„Um der Wunden Chriſti willen!“ rief der Wirth. „So ſeid Ihr es ſelbſt, der nach ſo langen Jahren ſich wieder ſehen läßt?“

„Bin’s! Bin jener nichtsnutzige Burſche, jener Nicolaus van Dören, der ſeine Eltern unter die Erde gebracht hat, und mit dem Fluche des Vaters in die Welt hinausgejagt ward. Ja, zum Donner! So ein Fluch iſt ſtärker als der wildeſte Nordweſt und läßt Euch nicht zur Ruhe kommen, bis Ihr nach dem erſten Ankerplatz zurückſteuert. Und wenn die Zeit noch ſo viel Gras darüber wachſen läßt, und wenn’s in Euch ſchläft, als ob’s nimmer erwachen wollte, es ſchlägt doch eine Stunde, die es aufrüttelt, und es wird dann um ſo unbändiger, je länger es geſchlafen hat. Darum bin ich bis hierher gewandert, damit ich es zu Ende bringe.“

Die Männer hatten ſich furchtſam zurückgezogen und wagten nicht, das Wort an Den zu richten, auf deſſen Haupt der Vaterfluch ruhte und der es ſo

hoch aufrecht trug. Endlich faßte der Wirth Muth, und ſagte mit ungewiſſer Stimme:

„Ich bin der Wirth und habe Euch als Gaſt in meinem Hauſe aufgenommen. Wäre Euch vielleicht jetzt Euer Abendbrod ....“

„Bleibt mir mit Euerm Gewäſch vom Leibe! Wäre mir jetzt wie Eſſen und Trinken in demſelben Augenblicke, da mir das Blut zum Kopfe drängt und mir die Kehle zuzuſchnüren droht. Aber wie ich vernommen, gehört Ihr zu meiner Verwandtſchaft und ich kann verlangen, daß Ihr anhört, was ich Euch zu ſagen habe. Setzt Euch daher! Ich will mit Euch ſprechen.“

Wider ihren Willen ſetzten ſich die Männer nieder und hörten den alten Hochbootsmann an, denn es war etwas in dem Tone ſeiner Stimme, dem ſie nicht zu widerſtehen vermochten.

Und er begann den Vorhang ſeines Lebens vor ihnen aufzurollen von dem Augenblicke an, da er, den Spieltiſch verlaſſend, wie vom Teufel beſeſſen, nach Haarlem gelaufen und an Bord eines Kauffahrers gegangen ſei, bis zu dem Tage, da er in Berlin den Entſchluß gefaßt habe, hierher zu pilgern und auf dem Grabe ſeiner Eltern knieend Abbitte zu thun für das Leid, das er über ſie gebracht habe.

Er erzählte deutlich und vergaß nicht des geringſten Umſtandes. Und aus Allem, was er ſagte, ging hervor, wie ſchwer die Laſt auf ihm geruht und was er gelitten unter ihrem Druck, wenn er auch ſich nichts vor der Welt habe merken laſſen.

Sie hörten ihn mit der größten Aufmerkſamkeit an. Es entrann Stunde an Stunde, ohne daß Einer daran dachte, ſeinen Platz zu verlaſſen, und der neue Tag blickte bereits durch die Fenſter, ehe Nicolaus van Dören ſchwieg.

Er ſenkte das dunkle Auge zu Boden und eine Thräne rollte die braunen Wangen herab:

„Weiß nicht, wie mir iſt, zum Donner! Bin den Weg daher geſchlichen und habe mich auf die Stelle geſetzt, wo die alten Leute begraben ſind, aber es wollte mir kein Wort über die Lippen und es blieb ſo ſchwer auf dem Herzen liegen, wie die ſpitze Hand des Pligtankers den Ankerſchuh drückt. Ich will's noch einmal mit mir ſelbſt bedenken und darum müßt Ihr mir die Pforte aufſchließen, Mann! Wollt Ihr's thun?"

„Will's thun!" ſagte Jener und ging alſobald hin, um das Verlangen des Hochbootsmannes zu erfüllen.

Der Todtengräber war ein ruhiger, ſanfter Mann,

der es gut mit allen Menſchen meinte, und keinem Todten, den er begrub, einen Groll nachzuwerfen hatte, den er gegen den Lebenden im Herzen getragen. Er that die Kirchhofspforte weit auf, und als der Seemann durch dieſelbe hinſchritt, erbarmte es den Todtengräber im tiefſten Gemüth:

„Der Aermſte! Was er auch mag verſchuldet haben, ſo bereut er es doch von ganzem Herzen, und ich wollte, ich könnte ihm die Laſt abnehmen, die ihn ſo ſchwer darnieder beugt. Aber . . Hm! Hm! Wie iſt der Menſch doch mitunter ſo gedankenlos! Die durchwachte Nacht hat mich ganz confuſe gemacht, ſonſt müßte ich ja gleich daran gedacht haben, daß unſer Herr Paſtor . . . Und da öffnet Seine Ehrwürden gerade das Fenſter und ſieht in den friſchen Morgen hinaus. Will doch gleich zu ihm gehen; gleich im Augenblick."

Während der Todtengräber dieſer innern Mahnung folgte, war Nicolaus van Dören an dem Grabhügel ſeiner Aeltern angelangt:

„Nun, alter Mann! Iſt's noch nicht Zeit, daß ich mich in Ruhe vor Anker bringen darf? Sieh, ich bin ein altes, mürbes Wrack, mein Takelwerk iſt zerſchoſſen, meine Flagge hängt zerfetzt auf halber Stange und will vor keiner Briſe mehr auswehen.

Wirf mir eine Jagetroſſe zu, woran ich mich halte; ich kann nicht weiter. Und Ihr, Frau Mutter, müßt auch ein gutes Wort für mich einlegen. Ihr habt zwar Euere Augen aus Kummer verweint, aber es giebt doch im Mutterherzen eine Stelle . . . Das Blut ſteigt mir nach Oben, es ſticht mir in den Augen, ich weiß nicht, wie mir zu Sinnen wird.“

Er ſchwankte und mußte ſich auf den Grabhügel niederlaſſen:

„Wie iſt das? War's mir doch, als ſtreckten ſich lange dürre Arme nach mir aus und zögen mich zur Erde. Wollen ſie mich vielleicht zu ſich hinunterreißen in die Tiefe? Mag's ſein! Ich hab's herzlich ſatt. Und wenn hier draußen vor der Kirchhofspforte die ſchönſte getakelte Fregatte läge, ich glaube, ich wendete nicht den Kopf darnach um. Mag ſie fahren. — Nicolaus, es iſt weit mit Dir gekommen! —“

Und heiße Thränen entſtürzten dem Auge des durchwetterten Seemannes, der ſich hier, am Grabe ſeiner Aeltern, ſelbſt ſchon am Rande ſeines irdiſchen Daſeins ſtehend, von Gefühlen beſtürmt und geängſtigt fühlte, von denen er, während ſeines langen, ſturmbewegten Lebens, keine Ahnung gehabt hatte.

Nicolaus van Dören bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und weinte bitterlich.

Als der Seemann die Hände ſinken ließ, ſah er einen Mann vor ſich ſtehen, der ihn mit dem tiefſten Mitleid betrachtete. Es war der Geiſtliche des Ortes, den der Todtengräber von dem Leid des Seemannes unterrichtet hatte.

„Ihr ſeid ein Kind dieſer Gemeinde," ſprach der Geiſtliche. „Als ein heißköpfiger Jüngling habt Ihr die ſtürmiſche Fahrt durch das Leben angetreten, und kommt nun nach langer, mühſeliger Reiſe zu uns daher, um auszuruhen von den tauſend Widerwärtigkeiten."

„Ja, ſo iſt's! Mein Anker iſt lange klar zum Fallen. Mir mangelt nur noch der Lootſe, der mir den rechten Steuercours angeben ſoll. Es liegt da eine Klippe in meinem Wege, um die ich nicht herum kann."

„Dieſes Grab muß Euch keine Klippe ſein, woran Ihr zu ſcheitern fürchtet, und die Ihr deshalb zu umſchiffen trachtet; es muß ein Aſyl, ein Schutzhafen für Euch ſein, den Ihr mit großem Eifer aufſuchet. Wenn Ihr ihn wahrhaft gefunden habt, werdet Ihr unangefochten darin raſten können."

„Das ſoll mir der große Steuermann da oben aus chriſtlicher Barmherzigkeit thun.“

„Er wird es. Durch mich. Habt Ihr wohl einmal ſo recht von Herzen zu Euerm Gott gebetet?“

„Mein Seel’, ich weiß nicht, wie ich es ſagen ſoll. Viele Worte habe ich freilich nicht gemacht mein Lebelang, aber es iſt mir oft heiß um’s Herz geweſen und meine Augen haben Waſſer gepumpt, wenn ich vom Verdeck aus zu den Sternen aufgeſchaut habe.“

„Das war auch beten, mein Freund! Aber nun ſtreift einmal alles irdiſche Treiben von Euch ab, denkt an nichts als Euern Schmerz und an das Unrecht, das Ihr gut zu machen habt, wir wollen den Beiſtand des Herrn anrufen.“

Der Geiſtliche kniete nieder. Er erhob die gefaltenen Hände und ergoß ſich im brünſtigen Gebet. Nicolaus van Dören blickte ihn feſt an, er hörte aufmerkſam auf ſeine Worte, und endlich begann er unwillkürlich, ſie ihm nachzuſprechen. Seine Lippen bebten, er zitterte am ganzen Körper.

Als der Geiſtliche inne hielt, wiſchte ſich der Seemann die Augen und ſagte:

„Ihr werdet mich bald da unten zu Anker bringen! Verſprecht mir, daß ich hierneben liegen ſoll.“

„Ich verſpreche es Euch.“

Acht Tage waren vergangen. Nicolaus lag auf ſeinem Bette, geſchloſſenen Auges, todesbleich, die Stirn mit kaltem Schweiße bedeckt.

„Er iſt hinüber!“ ſagte der Todtengräber.

„Noch nicht,“ entgegnete der Wirth. „Legt nur eine Feder auf ſeinen Mund, ſo wird ſie ſich bewegen.“

Hendrick van Dören that's. Die Feder hob ſich leiſe.

„Stört ihn nicht!“ ermahnte der Geiſtliche. „Gönnt ihm die Ruhe; er hat ſie verdient.“

„Das hat er! Welches Schlimme er auch gethan, er hat's aufrichtig bereut.“

„Und iſt uns ein lieber, guter Verwandter geworden, deſſen letztes Vermächtniß wir dankend verehren.“

„Ein alter, ſturmfeſter Seemann, von dem ich gelernt habe, und deſſen Lehren ich befolgen will, für meine ganze Lebenszeit.“

„So hat er ja doch am Ende ſeines Lebens die begangene Schuld nach Kräften geſühnt. Des Menſchen Sünde iſt allein ſein Fluch; das Bewußtſein, geſündigt zu haben, unſere Strafe. Wenn wir das erkennen und in ächter Reue das frühere Böſe durch

ſpäteres Gute vergeſſen zu machen ſuchen, wird die Sünde von uns genommen. So hat dieſer Mann gethan, und deshalb ſteht er gereinigt da vor ſich ſelbſt und vor allen Menſchen. Aber, da ſchlägt er die Augen auf, der Blick, den er auf uns richtet, ſtrahlt ſchon im Lichte eines höhern Lebens! Er hat gleich vollendet. Laßt uns ſeitwärts treten und Gott um ſeine ſchmerzloſe Auflöſung bitten."

Nicolaus van Dören blickte um ſich. Seine Stimme war kaum hörbar.

„Bin ich noch einmal hier? War mir's doch, als ob ich ſchon weit, weit weggeſteuert wäre. Eine andere See, eine ſchmucke Rhede und ringsherum helles, goldenes Land."

„Eure Stunde iſt kommen."

„So legt mich an den Wind und ſetzt die Luf-braſſen feſt. Ich halte die Augen offen, aber ich ſehe noch immer die Küſte vor mir . . . Und Menſchen ſind darauf . . ."

„Könnt Ihr verſtehen, was er ſpricht, Gevatter?"

„Kann's nicht! Aber ſein Geſicht ſieht freundlich aus, er lächelt ſogar, alſo iſt ſein Ende doch ſchmerzlos."

„Sie winken mir!" lispelte Nicolaus. „Wartet nur, Backsmaaten! Ich . . . komme."

„Meine doch, es quält ihn etwas. Er bewegt noch immer den Mund.“

„Da iſt der Gottlieb Schwalbe . . . und, wer iſt es, mit dem goldenen Schein um den Kopf?“

„Seht'n mal, Gevatter! Nun ſieht er gar aus wie ein Verzückter!“

„Moſes!“ ſprach Nicolaus und ein Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt.

„Was? War das nicht 'n Judenname? Moſes ſagte er, denke ich.“

„Wer wird ſo genau auf eines ſterbenden Mannes Worte hören. Laßt 'n ruhig einſchlafen.“

Nicolaus van Dören erwachte neuerdings aus ſeinen Träumen:

„Hört Ihr da! Zum letzten Male! Lebt wohl, und Dank Euch für Euern Beiſtand . . . . Es geht nun zu Ende . . . . Die Fahrt ſteht ſtill . . . Die Steuerpinne bewegt ſich nicht mehr!“

„Er ſcheidet!“ ſprach bewegt der Geiſtliche.

„Fallen den Anker!“ ſprach der alte Seemann. Es waren ſeine letzten Worte.

„Er iſt hinüber!“ ſagte der Wirth.

„Schlaf wohl, alter Backsmaat!“ ſprach Hendrick vor ſich hin.

Der Todtengräber trat an das Sterbelager und drückte ihm die Augen zu:

„Ich will ihm die letzte Ruheſtätte bereiten. Friede ſei mit ihm!“

„Amen!“ ſprach der Geiſtliche.

„Der alte Seemann war beerdigt. Das Kreuz wurde aufgefriſcht und auf der Rückſeite las man:

Nicolaus van Dören,
der in Demuth zurückgekehrte verlorne Sohn, ruht hier aus von langer Wanderung neben den Aeltern, die ſeine Reue verſöhnte.

Zehntes Kapitel.

Eine drückende Schwüle lagerte auf der Weſtküſte und lähmte den Muth der Koloniſten noch mehr, die von Widerwärtigkeiten und mühſeligen Plackereien ohnehin niedergebeugt waren.

Längſt wurde nichts mehr gethan, als das Nothwendigſte. Der fröhliche Muth, die Luſt, etwas Bedeutſames zu ſchaffen, war allgemein erſtorben, da man nimmer die gedeihlichen Früchte heranreifen ſah. Was man auch unternahm, die Holländer wußten jeden Erfolg zu vereiteln; die Brandenburger und die ihnen treu gebliebenen Neger waren nicht im Stande, der Uebermacht der rohen Gewalt oder der berechneten Liſt auf die Länge energiſchen Widerſtand zu leiſten. Das aufgetriebene Vieh wurde bei der geringſten Unaufmerkſamkeit von diebiſchen Schwarzen entführt oder mit offener Gewalt geraubt; die üppig wuchernden Saaten loderten, kurz vor der er-

giebigen Aerndte, in Flammen auf. Die Brandenburger thaten ſonach nur was nothwendig war, und lebten von der Hand in den Mund. Jeder ſorgte für ſeine eigenen, dringendſten Bedürfniſſe, um das Allgemeine bekümmerte ſich kein Menſch mehr. Der Glanz der Kolonie und des Mutterlandes, der Ruhm der vaterländiſchen Flagge dieſſeits und jenſeits des Oceans waren hohle Phraſen, die ſelbſt der Uebermüthigſte nicht mehr im Munde führte. Jeder legte die Hände in den Schooß, wenn ſein Ich nicht unmittelbar bei der Arbeit betheiligt war, und wer ja etwas für den öffentlichen Dienſt thun mußte, der that es ſo verdroſſen, ſo langſam, daß das Werk erſt dann vollendet wurde, wenn man deſſelben nicht mehr bedurfte.

Der Einzige, der noch im Stande geweſen war, gegen die allgemeine Gleichgültigkeit anzukämpfen und ihr einen Damm entgegen zu ſetzen, war der Gouverneur Blonk. Sein Muth, ſeine Beharrlichkeit wirkten belebend, ſeine ernſte Rede drang in die Gemüther, ſeine Ermahnungen blieben ſelten fruchtlos.

Aber er zollte dem verderblichen Klima ſeinen Tribut. Minder glücklich als Gröben, der dieſen Dämon überwand, ſah er ſich beſiegt und ward un=

ter heißen Thränen von den Koloniſten beerdigt. Ihr letzter Schild war mit ihm geſunken.

Selbing ward ſein Nachfolger. Der tapfere Offizier brachte guten Muth und den beſten Willen mit. Aber der beſte Wille, der muthvollſte Sinn reichten nicht aus, einem ſo ſchwierigen Geſchäfte vorzuſtehen. Ihm fehlte der durchdringende Verſtand, der raſche Ueberblick, die glückliche Combination ſeiner Vorgänger. Er dachte an Vieles und that auch Vieles; aber hundert Kleinigkeiten, jede für ſich untadelhaft, machen noch immer kein Ganzes, wenn ſie nicht von einer leitenden Grundidee ausgehen. Und darum blieb auch die Schöpfung des neuen Gouverneurs nur ein mehr hemmendes, als förderndes Stückwerk.

Seine Genoſſen, die ihm zur Hand gingen, waren der Ingenieur Walter und der Baumeiſter Leugeber. Sie dachten noch immer der Tage, wo Gröben eine Baſtion „Walter" taufte, und der neu zu gründenden Stadt Großfriedrichsburg eine Leugeberſtraße oder einen Leugeberplatz verſprach. In dieſer Zeit waren ſie kräftige Stützen der Kolonie geweſen, brauchbare Maſchienen in der Hand des geübten Meiſters, die eine angegebene Idee aufzufaſſen und durchzuführen verſtanden. Und in dieſer Zeit lebten ſie noch immer; ſie ſchwelgten in der Erinnerung

und warteten des Impulſes, der ſie zur neuen Thä-tigkeit aufrufen ſollte; ſie ſelbſt verſtanden es nicht, dieſen Pulsſchlag zu erwecken, der, kaum noch hör-bar, den erſtarrten Körper der Kolonie durchbebte.

Zu den Brandenburgern geſellten ſich nach und nach mehrere Holländer, die dort ihre Wohnung nah-men. Es waren nicht Alle Mynheers Hendrick und Lütke Hahn, die, um das Handwerk eines Spions zu treiben, ſich in das Vertrauen der Anſiedler ſchli-chen; es waren gute, friedfertige Leute, die hierher zogen, weil ſie hofften, die neue Regierung werde, um nur fleißige und kenntnißreiche Unterthanen her-anzuziehen, dieſen weit größere Rechte einräumen und ihnen bedeutendere Vortheile bewilligen, als ih-nen dort zu Theil wurden, wo die Holländer be-reits lange feſten Fuß gefaßt hatten. Aber mit der Anſiedlung dieſer Männer, zu denen ſich bald einige Engländer geſellten, ward auch der Grundton geän-dert, und aus der rein deutſchen Kolonie wurde eine gemiſchte, deren Einwohner verſchiedene Sprachen redeten, verſchiedene Sitten und Gebräuche hatten, und deren Intereſſen jenſeits des Meeres nach den entgegengeſetzteſten Richtungen ausliefen. Die eigent-liche Idee des großen Kurfürſten, für die alle Opfer gebracht wurden, ward an dem Tage begraben, wo

das erſte fremde Element in die Kolonie der Deutſchen aufgenommen ward.

Aber dieſer bei weitem größere, bedauernswerthere Verluſt war es nicht, der die Herzen der Koloniſten mit Bekümmerniß erfüllte. Die Meiſten derſelben empfanden ihn nicht, ſie hatten nicht einmal eine Ahnung davon, daß ſie ihn zu ertragen hatten. Sie quälte nur die allmählige Abnahme ihres materiellen Wohlſtandes und die Ungewißheit ihrer äußeren Exiſtenz, die bei den ſtarken Chikanen der Holländer, ihren offenen und verſteckten Angriffen, und den Räubereien der Neger, vor denen kein Korn auf dem Halm, keine Frucht auf dem Baume ſicher war, immer mehr in's Gedränge kamen.

„Sage Dir, Hans Köſter, es iſt nicht mehr zum Aushalten, und ich wollte, daß ich niemals aus Rixdorf ausgewandert wäre!“ ſagte ein Koloniſt, der früher die Muskete wacker gehandhabt hatte, und jetzt von ſeinem Felde zurückkam, wo neue Verwüſtungen ſtattgefunden hatten.

Sein Nachbar, der mit ihm gleiches Schickſal zu tragen gehabt hatte, ſtimmte bei:

„Was hindert uns im Grunde, wieder dahin zurückzukehren? Wir können nicht mehr als ausgelacht

werden, und betteln iſt dort einträglicher als hier, wo bald Keiner mehr etwas zu geben hat.“

„Iſt ein jämmerliches Daſein in dieſem Peſtlande, wo man des Abends nicht den Kopf zur Thür hinaus ſtecken darf, will man nicht das böſe Fieber haben. Und während der Zeit kommen dann die diebiſchen Schwarzen und nehmen, was ſie kriegen können. Wie iſt's, haſt Du noch Korn zur Ausſaat?“

„Hat ſich was auszuſäen! Habe nicht ſo viel Mehl im Hauſe, um einen Brei zu kochen, womit ich mir den Magen füllen kann.“

„Und eben wollte ich mich bei Dir zu Gaſte bitten. Da wir alſo Beide nichts mehr haben, ſo laß uns nur den Berg hinauf gehen; dann müſſen die für uns ſorgen! Sieh ein Mal, da ſtecken auch ihrer Etliche die Köpfe zuſammen. He! Hollah! Was habt Ihr da, Leute?“

„'n Mandat haben wir.“

„'n Mandat? Wo kommt's her?“

„Von woher anders, als von da oben. Mandate ſind auch noch das Einzige, was ſie machen können.“

„Was ſteht denn darin in dem Mandat? Bin doch neugierig, was nun wieder los iſt.“

„Wir ſollen Korn und Mehl liefern für das

herrſchaftliche Magazin und für die Kaſerne. Es ſei mißfällig bemerkt worden, heißt es darin, daß wir nicht unaufgefordert unſeren Verpflichtungen nachkämen; man werde ſich genöthigt ſehen, ein ſtrengeres Regiment einzuführen, und die Säumigen durch Zwangsmaßregeln anhalten, ihre Schuldigkeit zu thun.“

„Das ſteht darin? Buchſtäblich darin? Schwarz auf weiß, wie man's nennt?“

„Ja! Und noch ſonſt allerlei Erbauliches vom Wachtdienſt und andern öffentlichen Pflichten. Es iſt erſtaunlich, wie gut die Herren wiſſen, was unſereins thun muß, während ſie ſelbſt täglich vergeſſen, was ihre Schuldigkeit gegen uns iſt.“

„Wenn ſie es vergeſſen, muß man's ihnen in Erinnerung bringen. Was ſtehen wir hier müßig? Laßt uns doch hinaufgehen und das Maul brauchen, wozu es gut iſt. Steuern, Abgaben wollen ſie? Da ſollen ſie uns erſt füttern, damit das Mark wieder wächſt, was längſt in den Röhren vertrocknet iſt. Kommt Alle mit, ſo wie Ihr da ſeid.“

„Ja! Ja! Wir gehen Alle mit! Hier oder da, gleichviel! Es kann doch nicht ſchlimmer werden.

„Aber beſſer vielleicht und deshalb immer friſch nach oben.“

Eine hagere Geſtalt tauchte in der Menge auf, es war der ſchwindſüchtige Märker, welcher ſchon ein Mal auf dem Schauplatze erſchien und mit einer Fluth von Worten ſeinen Zuhörern begreiflich zu machen ſuchte, daß der Geiſt Gottes aus ihm rede:

„Stehet ſtill, meine Brüder, und vernehmet, was Euch die Stimme des Herrn verkündet, die von mir ausgehet in die Lande, einer Taube gleich, die in ihrem Schnabel das Saamenkorn trägt, womit ſie den Acker befruchten will, der dazu auserſehen iſt, tauſendfältige Früchte zu tragen."

„Da iſt der Martin Schwindt wieder mit ſeinem Gewäſch! Geh uns aus dem Wege, Martin Schwindt, mit Deinem Salbadern!"

„Salbadern! Seid Ihr toll? Ihr ſollt den frommen Mann nicht ſchimpfen, der das Unheil wegpredigt! Ihr ſollt nicht!"

„Sie werden ſitzen, wo die Spötter ſitzen!" fuhr der Erwählte des Herrn handſchlagend fort. „Und der Roſt, darauf ihre Füße ruhen, wird glühend werden; er wird ſie verſengen und ſie werden in ihrer Todesangſt dahin laufen, wo Heulen und Zähneklappen ſein wird."

„Uns klappen die Zähne hier ſchon genug, und

es iſt nur ſchade, daß wir nichts dazwiſchen haben, was ſie entzwei beißen können!"

„Es wird ein Gericht ausgehen über die Spötter und Gottloſen! Die das Geſetz nicht achten, werden zu ſchanden werden, und die ſich auflehnen gegen ihre Obern, geiſtliche und weltliche, werden gezüchtiget. Siehe, ſagt der Herr, ich habe Wohlgefallen an Denen, die ihr Feld bauen im Schweiße ihres Angeſichts. Von dem, was ihnen durch die göttliche Gnade zu Theil wird und am Tage der Aerndte in die Sichel fällt, davon nehmen ſie die Nothdurft und das Uebrige bringen ſie in Freudigkeit Denen dar, die herrſchen und regieren an Gottes Statt, ſo wie auch Denen, die ſie dafür ſpeiſen mit dem weit köſtlicheren Himmelsbrod . . ."

„So? Hat er das geſagt! Höre, Martin Schwindt, Du biſt ein verdammt kluger Kerl, vorausgeſetzt, daß man in der Nähe eines ſo heiligen Mannes fluchen darf. Meinſt, wir riechen nicht den gebratenen Speck heraus und ſehen die Mauſefalle nicht? Komm, mein Junge, wollen ſehen, wo der Vogel, der ſo ſchön ſingen kann, ſich eigentlich ſein Neſt gebaut hat. Wir ſollen nicht das liebe Leben haben, und unſer Hab und Gut Denen durch den Hals jagen, die da pre-

digen die Liebe des Herrn? He? Das biſt Du, mein Junge! Du biſt der fromme, tugendſame, hochwürdige Redner, vor dem ſich Alle bücken, die dumm genug ſind, ihre Ohren für ſolch jammervolles Geſchwätz aufzuſperren! Und dieweil Du mit ſolchen Redensarten um Dich wirfſt, an deren Gottloſigkeit Du erſticken magſt, packſt Du in Deinen Schnappſack, was Du kriegen kannſt, und denkſt dabei nicht ein einziges Mal an das ſiebente Gebot!"

„Seid Ihr bei Troſte!" rief eine Stimme aus dem Haufen. „Ihr nennt den frommen Martin Schwindt, über den der Geiſt des Herrn kommt, wenn ſeine Augen zu funkeln beginnen, einen Dieb? Nehmt Euch in Acht, Ihr naſeweiſer Geſell!"

„Ja, einen Dieb nenne ich ihn, und einen Lügner und Betrüger dazu! Das ſind der Titel ihrer Drei!"

„Für die drei Titel ſollſt Du drei Mal drei Stockſchläge haben! So! Und ſo! . . ."

„Und nun wendet ſich das Blatt! Habe ich kein Korn zu dreſchen, ſo dreſche ich Deinen breiten Rücken, Du unverſchämter Schlingel!"

Der Gouverneur, welcher kurz vorher die Citadelle verlaſſen hatte, kam herbei und warf ſich zwiſchen die Streitenden:

„Auseinander! Wollt Ihr auseinander! — Werft die Knittel weg und tretet zurück, oder Ihr ſollt's fühlen, wenn Ihr bei Eurer Widerſpenſtigkeit beharrt. Was giebt's hier? Ich will es wiſſen! Habt Ihr nicht von Außen genug abzuwehren und zuzuſchlagen, daß Ihr Euch untereinander bei den Köpfen kriegt? Redet!"

„Siehe, er ſendet uns ſeinen Gewaltigen, daß er nahe mit Feuer und Schwerdt! Fahre unter die räudigen Schafe, Du mächtiger Streiter Zions..."

„Schweig, Kerl!" rief Selbing. „Du und Deines Gleichen richten mit ihrem ſinnloſen Geſchwätz ſo viel Unheil an, daß man ihnen das Maul mit einem Pechpflaſter verkleben ſollte."

„Das iſt gut geſprochen. Wir gingen hier ruhig unſeres Weges, um bei Euch oben unſere Beſchwerniß anzubringen, Herr Gouverneur, als dieſer Maulſoldat uns in den Weg kam, und ſo lange predigte, bis wir wirklich mit den Knitteln über uns herfielen."

„Und was wolltet Ihr oben? Eure Beſchwerden ſind ſeit einiger Zeit ohne Ende."

„Das kommt daher, weil auch unſere Noth ohne Ende iſt."

„Warum ſteuert Ihr dieſer nicht?“

„Dann hätten wir Alle gute Tage!“

„Unterſteht Ihr Euch zu raiſonniren, Kerle!“

„Wenn Einem das Waſſer bis über den Gürtel geht, muß man weite Sprünge machen, wenn man nicht erſaufen will! Ihr wollt von uns Korn und Mehl? Woher ſollen wir's nehmen? Auf den verbrannten Feldern iſt nicht eine Aehre liegen geblieben, und wir können hier nicht einmal ſagen, der Wind geht über die Stoppeln, denn Alles iſt bis auf den Grund ausgebrannt. Warum habt Ihr Eure Kanonen nicht beſſer gerichtet, damit das Unheil verhütet wurde? Nun können wir Euch nicht allein nichts mehr geben, ſondern wir erwarten nun, daß Ihr geben ſollt!“

„Hört mich an, Ihr Leute!“

„Und ich bitte Euch, überlegt es wohl, Herr Gouverneur! Bedenkt unſere Noth und gebt ſchnell, denn ſonſt . . .“

„Wagt Ihr zu drohen? — Laßt Euch warnen. Habt Ihr das Wort erſt ausgeſprochen, iſt der Frevel geſchehen, und dann wehe Euch!“

Einer aus der Menge trat vor:

„Hunger iſt ein ſcharfes Schwerdt, Herr! Und

wenn der Vater die Kinder hungern ſieht, ſchlägt er um ſich, ſobald er irgendwo eine Brodrinde wittert. Wo ſind denn die goldenen Verſprechungen hin, die man uns machte? Was iſt aus allen Verheißungen geworden, die man mit vollen Backen ausposaunte? War das ein Leben allewege, und man wurde für einfältig geſcholten, weil man unter ſeiner hölzernen Baracke nicht gleich ein feuerfeſtes Gewölbe hatte anbringen laſſen, um die reichen Schätze ſicher zu verwahren, die wir hier einſtreichen würden? Wo ſind nun die Thürme von Großfriedrichsburg, wo ihre Paläſte und Thore, die es zu einer Stadt machen ſollten, die durch ihre Größe und Pracht noch über Berlin hinaus ginge? Wo ſind die unzähligen Dörfer und Weiler und Vorwerke, die ſchon alle auf der Karte hübſch bunt abgemalt waren und nach Berlin geſchickt wurden, damit ſie ſich die Augen daran blind gucken konnten? Ihr könnt auf den höchſten Berg ſteigen, den Ihr hier habt, und um Euch ſchauen, ſo weit Eure Augen reichen, es ragt auch noch nicht ein Zaunpfahl aus dem Sande hervor!"

„Wo kriegt der Kerl all das Mundwerk her!" rief Selbing erſtaunt.

„Der Hunger macht mich zum Paſtor eigener Art, und ich glaube wohl, daß die Predigt Euch nicht beſonders gefallen würde, wenn ich nur Athem genug hätte, ſie fortzuſetzen. Aber da liegts, daß Vieles ungeſagt bleibt, weil Ihr großen Herren den gemeinen Mann ſchon ſo lange geſchurigelt habt, daß er den Mund nicht mehr aufreißen kann, wenn's zum Aergſten kommt. Dann dreht Ihr Euch um und ſagt, wohlgefällig an Eure reichbeſetzte Tafel Euch niederlaſſend: „„Wir haben unſere Schuldigkeit gethan; das Volk iſt ruhig."" Aber ich kann noch ſchreien, und das will ich thun, bis Euch von all dem Lärm das Trommelfell ſpringt."

„Dieſe Unverſchämtheit ſollt Ihr büßen!" rief Selbing im ſteigenden Zorn, und winkte den Soldaten, die ihm gefolgt waren „Greift dieſen Burſchen und ſchnürt ihm Arme und Beine zuſammen, ſo feſt Ihr könnt. Steckt ihm einen Knebel in den Mund und laßt ihn dann verſuchen, ob er noch ſchreien kann. Rührt Euch, Ihr Kerle!"

Die Soldaten machten ſich nur zögernd an den dreiſten Koloniſten. Seine Worte hatten ſie mächtig ergriffen; ſie fühlten, daß das meiſte Recht auf ſeiner Seite war, und waren eher geneigt, ihm beizuſtimmen, als ihn zu binden.

Andererſeits ſchienen die Koloniſten nicht gewilligt, ihren Gefährten zu verlaſſen; ſie nahmen eine Miene an, die nichts Gutes prophezeihte, und ihre Stellung bezeugte, daß ſie entſchloſſen wären, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Es war ein kritiſcher Moment. Ein Moment, der dem Anſehen des Gouverneurs und ſeiner moraliſchen Gewalt für immer ein Ende machen konnte.

Da hallte der Donner einer Kanone über die Fläche der See hin.

Schnell war aller Hader vergeſſen. Die Koloniſten ſchwiegen, die Soldaten wichen zurück und jedes Auge wandte ſich nach der See.

„Ein Segel! Ein Segel!" riefen wohl zwanzig Stimmen zugleich, und Jeder war bemüht, den neuen Ankömmling ſelbſt zu erſpähen.

Noch war auf dem Walle Alles ruhig. So ſelten hatten in der letzten Zeit Schiffe bei Großfriedrichsburg angelegt, und ſo gering war der Verkehr nach Außen, den die Kolonie ſeit dem unſeligen Piratenweſen zur See gehabt hatte, daß die Wache es gar nicht mehr der Mühe werth hielt, ein wachſames Auge auf die Kimmung des Horizontes zu richten.

Ein zweiter Schuß des neuen Ankömmlings hallte über die Fläche hin.

„Salutirt! Salutirt! Herr Gouverneur, befehlt doch, daß vom Wall Salut gegeben werde!“ riefen die durch dieſe Erſcheinung auf das Lebhafteſte angeregten Brandenburger.

Die Wache hatte ſich zu den Geſchützen gefunden. Die Kanone wurde gelöſt: die preußiſche Flagge wurde an der Flaggenſtange aufgezogen.

Selbing war zu den Verſchanzungen hinaufgeſtiegen, von mehreren Neugierigen gefolgt, während die Meiſten nach dem Strande eilten, um ſogleich zur Hand zu ſein, wenn das Schiff vor Anker ging.

„Ah! Ihr ſeid's, Walter?“ ſprach Selbing, freundlich den Ingenieur begrüßend. „Habt Ihr das Schiff bemerkt? Wer mag es ſein? Was mag es bringen?“

„Will's Gott, Hülfe! Denn ſonſt ſehe ich nicht ein, wie wir das Leid abwehren wollen, das mit Macht über uns hereinbricht.“

„Redet leiſe! Wo denkt Ihr hin, ſo zu ſprechen an einem Orte, wo wir von Horchern umgeben ſind?“

„Wovon das Herz voll iſt, geht der Mund über. Wo ſind die ſchönen Tage hin, da wir den Grund zu dieſen Werken legten? Was iſt aus den Hoffnungen geworden, die damals vor uns aufſtiegen? Blonk hat die letzten mit ins Grab genommen.“

„Ihr ſeht allzutrübe, Freund! Wenn wir gleich allen Muth verlieren, was ſoll dann das gemeine Volk thun? Noch haben die Holländer unſere Kräfte nicht erſchöpft, trotz der unaufhörlichen Plackereien, womit ſie uns heimlich und öffentlich zuſetzen. Unſere verbündeten Neger halten treu zu uns, und ihr Fürſt, der König Cunny, iſt ein ſo eifriger Brandenburger, daß er nicht einmal die Flagge Sr. Majeſtät reſpectiren will.

„Dieſer Neger iſt es, der mir die meiſte Furcht einflößt. Sein Zorn iſt ſo gränzenlos, ſein Sinn ſo blutgierig, daß ich dieſem Bündniſſe mehr Unheil als Gutes entkeimen ſehe. Wenn man uns daheim aufgiebt, — und man wird es thun, gebt Acht! — müſſen wir über kurz oder lang den Holländern unterliegen, dann werdet Ihr ſehen, welche Früchte es uns trägt, der Bundesgenoſſe eines Negerhäuptlings zu ſein, den die Holländer blutig haſſen."

„Das müſſen wir abwarten."

„Es liegt den Holländern Alles daran, dies ſchwarze Unthier in ihre Gewalt zu bekommen; ſie bringen dafür gern ein namhaftes Opfer. Welche Verpflichtungen haben wir gegen dieſen Heiden? Kann man es uns verdenken, wenn wir ihn um unſerer Sicherheit willen opfern?"

„Darauf habe ich keine Antwort!“ entgegnete Selbing kalt. „Ihr ſeid krank, Walter, und aus einem kranken Kopfe kommen kranke Gedanken. In Euern geſunden Tagen hättet Ihr einen ſolchen Einfall nicht gehabt. Aber ſeht! Da haben wir unſern neuen Gaſt!“

Ein großer Dreimaſter ſenkte unter dem Donner des Geſchützes ſeinen Anker in den Grund. Von ſeinem Topp wehte der ſchwarze und weiße Wimpel, an der Gaffel zeigte ſich die Flagge mit dem preußiſchen Adler. Die Schaluppe war bereits über Bord gelantſcht und flog dem Lande zu. Die neuen Ankömmlinge wurden mit einem nicht endenden Freudenrufe begrüßt, das Jauchzen der Koloniſten begleitete ſie bis an das Thor der Citadelle, wo ſie der Gouverneur begrüßte.

„Willkommen, Capitain!“ rief Selbing dem Führer des Schiffes entgegen. „Doppelt ſeid Ihr's, da Ihr unter der Flagge des Vaterlandes erſcheint. Was bringt Ihr uns von der Heimath!“

„Gruß! Beiſtand! Hülfe!“ rief Gottlieb Schwalbe laut. „Hört es Alle! Wir bringen Hülfe. Das Schiff iſt angefüllt mit Allem, woran Ihr möglicherweiſe hier Mangel leidet, und dazu bringen wir uns ſelbſt,

mit Kopf und Herz und Arm! Sind wir Euch ſo willkommen?“

„Willkommen! Willkommen!“ erſcholl es ringsumher wie aus einem Munde.

Eilftes Kapitel.

Gottlieb Schwalbe ſtand auf dem Kirchhofe der Kolonie, neben den Gräbern ſeines Pflegevaters und ſeiner Braut. Sein ernſtes männliches Geſicht wies einen Zug tiefer Wehmuth, ſeine Bruſt ſchwellte ein namenloſes Leid.

Cunny ſchritt heran und legte die Hand auf die Schulter des Freundes:

„Weißer Bruder!"

„Willkommen an dieſem Orte. Hier erſt kann ich Dir für die Liebe danken, die Du mir erwieſen haſt. Du biſt ein treuer Hüter dieſes Grabes geweſen."

„Du darfſt nicht länger hier bleiben. Deine bedrängten Brüder rufen Dich."

„Und ich werde dieſem Rufe folgen. Aber auch das Herz hat ſeine Rechte und die ſoll mir Niemand verkümmern. In einer halben Stunde gehöre ich ihnen."

„Niemand ſoll Deinen Abſchied ſtören!“ ſagte Cunny ernſt und entfernte ſich.

Gottlieb Schwalbe kniete bei den Gräbern nieder:

„Einen Gruß ſende ich hinab in dieſe Tiefen, darin Euere irdiſche Hülle ruht! Einen Gruß ſende ich hinauf zu dem reinen Himmelsdache, wo Euere Geiſter Hand in Hand von Stern zu Stern ſchweben und ſegnend auf mich herabſchauen! Ich bin Eurer werth geblieben bis zu dieſer Stunde, und werde es auch ferner ſein. Eine blutige Schlacht bereitet ſich vor auf dieſen Feldern, überall rüſten ſie ſich zum langwierigen Kampf. Ich will nicht der Letzte ſein. Auch dieſe Stätte des Friedens wird den Donner der Geſchütze hören, der Krieg wird ſie mit verheerendem Fußtritt beſchreiten. So lege ich denn zum letzten Male auf dieſe Hügel meine Hand! Zum Abſchied für hier! Zum ewigen Wiederſehen dort!“

Die halbe Stunde war vorüber.

Cunny erſchien:

„Es iſt nun Zeit.“

„Ich folge Dir zu den Deinen. An Deiner Seite will ich fechten.“

„Cunny weicht nicht von Dir.“

„Das weiß ich, mein treuer Kamerad. Und

höre, Cunny. Das Glück der Schlachten iſt rund; ſeltſam rollt der Ball hin und her. Wenn mir etwas begegnet . . ."

„Meine Bruſt wird Dich ſchützen."

„Das weiß ich, mein Freund. Aber Deine Hand kann nicht das tödtliche Geſchoß abwehren, das von einer höhern Macht gerichtet wird."

„Ich verſtehe Dich nicht, mein Bruder."

„Das glaube ich Dir. Verſtehe ich doch in dieſem Augenblicke meine Gedanken und Empfindungen ſelbſt nicht. Aber es iſt etwas in mir, das ruft mir mit leiſer Stimme zu: Bis hierher und nicht weiter! Cunny, wenn ich heute erſchoſſen werde, — Cunny, — meine ganze Seele iſt bei den Todten dort unten."

„Du wirſt an ihrer Seite ruhen."

„Ich danke Dir. Und nun, da ich weiß, wie nahe mir der Augenblick des Wiederſehens iſt, jetzt wird mir der Abſchied von dieſer Stelle leicht. Ich eile Dir voran!"

Beide ſchritten dem Berge zu, wo Alles in der lebhafteſten Bewegung war. Das Feld rings umher war mit einzelnen Streifcorps bedeckt, die theils zur Parthei der Holländer, theils zur Parthei der Brandenburger gehörten; an dem fernen Saum des Waldes, weiter hinab an der Seeküſte und im Innern

der Dickichte, in welchen ſich einzelne Schwarze verſteckt hielten, begannen bereits die Plänkeleien. Das Schiff, welches Gottlieb Schwalbe hierher gebracht, hatte alle nur irgend entbehrliche Mannſchaft wohl bewaffnet an's Land geſendet, und dieſe harrte am Eingange des Dorfes Pokeſon der weitern Ordre ihres Capitains. Vor dem Thore der Citadelle ſtanden die kampffähigen brandenburgiſchen Koloniſten. Der Tod hatte die Reihen derſelben ſeit längerer Zeit bedeutend gelichtet; es war nur eine geringe Zahl aber die Meiſten waren voll des feſteſten Muthes, entſchloſſen, bis zu dem letzten Blutstropfen für ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu kämpfen. Ihr Muth, ihre Ausdauer riß auch die minder treu Geſinnten hin, und Jeder war bereit, dem Feinde ſein Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen.

In langen, ſtolzen Gliedern war die Hauptcolonne der Holländer im Angeſicht der Feſtung aufmarſchiert. Sie ſtand da mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, in trefflicher kriegeriſcher Haltung, als ſei ſie bereit, jeden Augenblick ihre Rieſenarme auszubreiten und das Häuflein der Brandenburger mit einer Umarmung zu erdrücken.

Der Ingenieur und der Baumeiſter traten bei

dem Gouverneur ein. Sie trugen Waffen und blickten ſehr ernſt:

„Wir treiben ein friedliches Gewerbe,“ ſagte Letzterer. „Unſer Wirken war für eine glückliche Bevölkerung beſtimmt. Ihr waren alle unſere Kräfte, unſere volle Neigung gewidmet. Aber ſo ſehr ſind wir nicht hinter unſern Baurißen verweichlicht, daß wir müßige Zuſchauer bleiben ſollten, wo die allgemeine Noth die Kräfte jedes Einzelnen verlangt. Die Hand, die den Zirkel und das Richtmaaß führte, iſt auch ſtark genug, den Degen zu halten und ihn zu gebrauchen. Wir bitten um die Ehre, in Eurer Umgebung fechten zu dürfen.“

„Ihr ſeid mir tauſend Mal willkommen, Ihr Herren! Reicher konntet Ihr mir den heutigen Tag nicht ſchmücken, als durch ein ſolches Geſchenk. Ja, wir wollen mitſammen fechten und einander treu gewärtig ſein. Laut ſchlagt mir das Herz vor Freuden, daß ich dieſen Gang unter ſolchem Geleite beginnen kann.“

Eine Trommel wirbelte.

„Was giebt's da?“

„Die Wache ſalutirt für Capitain Schwalbe.“

„Ah, mein braver Capitain! Ihr ſeid willkommen zu dem Ehrentage der Brandenburger. Es

gilt, die Macht und das Anſehn unſeres Königs auf dieſer Küſte zu vertheidigen und die Würde der Flagge Sr. Majeſtät aufrecht zu erhalten."

„Meine Leute und ich ſind entſchloſſen, Gut und Blut dafür einzuſetzen. Dort ſtehen ſie, eben ſo freudig bereit, mit dem Degen in der Hand dem Feinde in die Breitſeite zu fallen, als wenn auf hoher See die Enterhaken auf das feindliche Deck nieder fielen."

„Davon bin ich überzeugt, Capitain Schwalbe. Habt Ihr irgend einen beſonderen Wunſch auszuſprechen? Welche Stellung wäre Euch die liebſte?"

„Diejenige, wo es die meiſte Arbeit giebt. Meine Jungen ſind an das Aufräumen gewöhnt, und mein tapfrer Cunny wird mir treulich beiſtehen."

„Wo iſt er?"

„Euer Schatten folgt Euch nicht treuer, als dieſer wunderbare Menſch mir. Dort ſteht er."

Der Neger trat auf einen Wink ſeines weißen Bruders näher. Seine Geſtalt trug er hoch aufrecht, ſie ragte weit über die anweſenden Europäer weg; er war mit ſeinen Waffen geſchmückt und trug in der Hand eine Fahne, die im weißen Felde den rothen kurbrandenburgiſchen Adler zeigte.

„Willſt Du mit dieſer Fahne in die Schlacht ziehen, Cunny?" fragte Selbing.

„Ich bin nur Cunny für dieſen weißen Bruder!" ſagte der Neger ſtolz, ſeine Hand auf die Schulter Gottlieb Schwalbe's legend. „Für alle andern Europäer bin ich König Cunny, König der Congoküſte und Euer Bundesgenoſſe!"

„Und ein tapfrer Genoſſe! Aber, König Cunny, Ihr habt eine Fahne mit zur Stelle gebracht, die einer vergangenen Zeit angehört. Wir huldigen jetzt einem Könige, deſſen Banner Ihr dort hoch oben flattern ſeht. Ich will Euch eine Fahne mit dem ſchwarzen Adler reichen laſſen, die Ihr den Eurigen in der Schlacht vortragen könnt."

„Ich will nicht. Dieſer Flagge bin ich zugeſchworen; ſie hat meine Jugend beſchirmt, mich vor ſchmachvollem Tode gerettet. Zu ihr hat gehört, was ich geliebt habe in dieſer Welt. Sie iſt von dem Holländer beſchimpft und der Holländer iſt mein Todtfeind. Der Kurfürſt von Brandenburg iſt mein Bundesgenoſſe, für ihn will ich fechten."

Der Neger wandte ſich um und ging, ohne ſich weiter um die deutſchen Offiziere zu bekümmern, die lange Reihe der ſchwarzen Krieger hinab, die ihn mit lautem Freudengeſchrei empfingen.

„Laßt ihm ſeinen Willen!“ ſagte Gottlieb Schwalbe. „Er kann ſich in den Wechſel nicht finden und die Sache bleibt dieſelbe. Er iſt ein zuverläſſiger Freund!“

„So kommt! Wir ſäumten ſchon zu lange! Die Hitze nimmt ſonſt überhand und unſere Streiter ermatten vor der Zeit. Laßt uns den Angriff ordnen. Vorwärts! Es lebe der König!“

„Es lebe der König!“ rief es überall und Jeder wartete nur auf das Zeichen, um den Kampf zu beginnen.

Auf der Seite der Holländer war die Aufregung nicht minder groß. Schon lange harrte man auf den Befehl, gegen die Brandenburger vorzurücken, aber noch immer war dieſer nicht gegeben.

Hinter der Kolonne, welche die Hauptmacht der Holländer bildete, war ein leichtes Zelt aufgeſchlagen, in welchem ſich der Oberſt befand. Einige Offiziere gingen ungeduldig vor demſelben auf und ab.

„Begreift Ihr dieſe Zögerung, Jan Aartſen?“

„Ganz und gar nicht. Seit der Zeit, daß wir müßig ſtehen, hätten wir dieſe deutſchen Muffs mit Haut und Haar auffreſſen können.“

„Ihr traut uns einen ſeltſamen Appetit zu. Könnte nicht ſagen, daß mir eine ſolche Mahlzeit behagte, aber unter den Füßen möchte ich die Kerle

haben, ſie und den verdammten Neger, der uns ſchon ſo manchen braven Kameraden von der Seite geriſſen hat. Meint Ihr nicht, daß man dem Oberſten Vorſtellungen machen ſollte?"

„Ich ſchließe mich an. Aber da kommt Pieter Janſen, er weiß vielleicht Näheres. Was, zum Teufel, Pieter, iſt's mit dem Oberſten, daß er die günſtigſte Gelegenheit ungenützt verſtreichen läßt?"

„Es ſind Briefe aus dem Haag direkt hier eingetroffen; das Schiff, welches ſie überbrachte, hat eine überraſchend ſchnelle Reiſe gehabt. Der Inhalt der Depeſchen ſoll von der größten Wichtigkeit ſein."

„Würden auch Zeit gehabt haben, bis nach der Schlacht, denke ich. Die beſten Stunden ſind verloren und die Hitze fängt bereits an, unleidlich zu werden. Ich will eintreten."

„Die Zeltwand bewegt ſich! Es wird geöffnet. Treten wir etwas zurück."

Der Oberſt trat mit zwei Herren aus dem Zelte. Der Eine derſelben war Militair, der Andere ein Civil-Beamter:

„Ihr wißt meinen Willen, Ihr Herren!"

„Vollſtändig, Herr Oberſt!" ſagte der Civil-Beamte, „und Ihr werdet ſehen, wie bald wir ihn zur Ausführung bringen, wenn gleich ich nur wenig

Hoffnung habe, daß unſere Sendung von einigem Erfolge begleitet ſein wird."

„Indeſſen thun wir unſere Pflicht," ſagte der Oberſt kurz, „und vor dieſem Argumente ſchwindet jegliches Bedenken."

„Die beiden Männer entfernten ſich mit einer ſtummen Verbeugung. Ein kleines Corps von acht Bewaffneten ſchloß ſich ihnen an und ein ſtarker Accoda-Neger trug ihnen eine weiße Fahne vor. In dieſem Aufzuge gingen ſie geradesweges auf die Wälle von Groſsfriedrichsburg zu.

Die Brandenburger hatten ſie längſt bemerkt und Selbing ſchickte ihnen einen Boten entgegen, der nach der Urſache dieſer Geſandtſchaft forſchen ſollte. Die Holländer wünſchten zu dem Gouverneur geführt zu werden.

Selbing empfing ſie, von allen ſeinen Freunden umgeben. Zunächſt von Gottlieb Schwalbe ſtand Cunny mit ſeiner Fahne.

„Was ſteht zu Euern Dienſten, Ihr Herren?"

„Wir kommen mit einer Botſchaft des Friedens."

„Ihr findet uns gleich geneigt, Euch mit den Waffen in der Hand entgegen zu treten und mit Euch zu unterhandeln, vorausgeſetzt, daß es ſich mit unſerer Ehrenhaftigkeit verträgt."

„Die Geſinnungen der Brandenburger ſind uns ſeit zu langer Zeit bekannt, als daß wir den fruchtloſen Verſuch hätten wagen ſollen, ſie zur Niederlegung der Waffen vor dem Beginn einer Schlacht aufzufordern; auch hätte ſich wohl kaum Einer unter uns gefunden, der dieſe Zumuthung gegen Euch ausgeſprochen hätte," ſagte der holländiſche Offizier.

„Indeſſen", unterbrach ihn ſein Begleiter, „verändern Umſtände die Sache, wie man zu ſagen pflegt, und ſolcherlei Veränderungen liegen vor."

„Ich bin begierig!" ſprach Selbing.

„Werde mich möglichſt beeilen, Euch zu unterrichten. Wir ſtehen uns einander gegenüber, um auf Tod und Leben zu kämpfen. Dieſer Kampf iſt thöricht."

„Das heißt?"

„Er iſt thöricht, weil die Urſache deſſelben aufgehört hat, zu ſein."

„Ich verſtehe Euch nicht."

„Ihr kämpft für die Aufrechterhaltung der Herrſchaft des Königs von Preußen auf dieſer Küſte; — dieſe Herrſchaft beſteht nicht mehr."

„Seid Ihr toll?"

„Es ſind uns ſichere Nachrichten aus Europa zugekommen, die Euch zur Einſicht übergeben werden

ſollen. Se. Majeſtät der König von Preußen, der vielen Sorgen und Plackereien müde, die dieſe Beſitzungen ihm bereits verurſacht haben, der Verluſte gedenkend, die ſein Land durch dieſelben erlitten hat und noch erleiden kann, Verluſte, die ſo groß ſind, daß ſie mit dem Nutzen, den ſie gewähren, in keinerlei Verhältniß ſtehen, hat dem Anſinnen der holländiſch-weſtindiſchen Handels-Geſellſchaft nachgegeben, und iſt geneigt, derſelben gegen eine namhafte Baarzahlung ſeine Rechte abzutreten und zu verkaufen."

„Elendes Märchen!"

„Es iſt kein Märchen. Die Zeiten haben ſich mächtig geändert, ſeit Ihr unter der glorreichen Regierung des großen Kurfürſten die Mark Brandenburg verlaſſen habt. Aus dem Kurfürſtenthum iſt ein Königreich geworden, das ſich Geltung verſchaffen will in der Reihe der Großmächte Europa's. Man hat in der Heimath zu viel zu ſchaffen, deshalb kümmert man ſich nicht um die Kleinigkeiten, die jenſeits des Meeres liegen, und die man auf die Länge nicht behaupten kann. Darum trennt man, höchſt vernünftiger Weiſe, das kranke Glied mit einem kühnen Schnitte von dem geſunden Körper, ſtatt ſich an der nimmer heilenden Wunde zu Tode zu bluten."

„Und nun, Herr Abgeſandter? Und nun? Den

Zweck Eures Kommens will ich wiſſen, denn um mir dieſe Geſchichte zu erzählen, ſeid Ihr doch unmöglich hier erſchienen."

„Iſt Euch das noch nicht klar? Eure Rechte ſind durch Kauf und Verkauf erloſchen, Preußen hat in dieſem Augenblicke kein Eigenthum mehr auf der Küſte von Afrika. Indeſſen können Umſtände mancherlei Art das Eintreffen des Königlichen Kommiſſairs verzögern. Wollt Ihr — von dem wahren Stand der Dinge unterrichtet — eigenſinnig fortfahren, zu vertheidigen, was nicht Euer iſt? Schont das Blut Eurer Freunde und Eurer Soldaten und gebt vernünftigen Rathſchlägen Raum."

„Laßt hören, weil ich ſie doch einmal hören muß."

„Wir fordern Euch auf, Eure Truppen zurückzuziehen und die Waffen niederzulegen. Sobald Ihr dazu Euere Einwilligung gebt, werden wir ein Gleiches thun. Weshalb Krieg, wenn man auf friedlichem Wege Alles ausgleichen kann? Wir ſenden Euch darauf eine Commiſſion, man nimmt die preußiſche Fahne mit allen kriegeriſchen Ehrenbezeugungen ab und pflanzt an deren Stelle die holländiſche auf. Die Commiſſion übt die oberherrlichen Rechte aus, ſonſt bleibt Alles im statu quo, bis der offizielle Befehl zur Uebergabe eintrifft. Bis dahin ſeid Ihr

unſere geehrten Gäſte, die mit jeder nur denkbaren Zuvorkommenheit behandelt werden ſollen."

„Seid Ihr nun fertig?"

„Noch nicht. Holland ſpricht noch einen Wunſch aus, deſſen Erfüllung es zur Hauptbedingniß der gütlichen Ausgleichung macht. Es iſt ein Neger bei Euch, ein gewiſſer Jan oder Jean Cunny . . ."

„Was ſoll's mit ihm?"

„Dieſer Neger hat ſo viele grauſame Mordthaten verübt, daß wir auf ſeine Auslieferung vorzüglich dringen und ihn todt oder lebendig . . . ."

„Sprecht nicht weiter, Herr Abgeſandter!" rief Gottlieb Schwalbe, unwillig vortretend. „Entſchuldigt, Ihr Herren, wenn ich hier das Wort nehme, aber dieſe Zumuthung erregt meinen ganzen Zorn. Wir ſollten . . . Tod und Teufel, wie kann man ehrlichen Leuten eine ſo ehrloſe That zumuthen?"

Cunny war herzugetreten und ſagte mit der tiefſten Verachtung:

„Iſt ein Holländer!"

„Da iſt das blutige Scheuſal!" rief der Abgeſandte, mit allen Zeichen des Schreckens. „Wie vieles altniederländiſches Blut klebt an dieſen verfluchten heidniſchen Fingern!"

Der Neger richtete einen Blick des glühendſten Haſſes auf den Abgeſandten:

„Fehlt noch Dein Schädel zu meinem Fuß-ſchemel!“

Der Offizier, der den Abgeſandten begleitete, fühlte, daß es die höchſte Zeit ſei, dieſer peinlichen Lage ein Ende zu machen:

„Ihr habt uns auf unſere Sendung keine eigentliche direkte Antwort ertheilt, aber nach dem, was wir vernommen, erſcheint ſie mir überflüſſig. Wir kehren zurück und die Schlacht beginnt; mögt Ihr den Ausgang derſelben nicht zu bereuen haben.“

Die Holländer verließen die brandenburgiſche Feſtung in der höchſten Aufregung. Kaum hatten ſie die Ihrigen erreicht, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde, und bald darauf erbrauſte die Schlacht an allen Ecken.

Zwölftes Kapitel.

Der Angriff war abgeſchlagen. Die Holländer wichen nach einem mörderiſchen Gefechte langſam zurück. Den Brandenburgern blieb das Feld. Aber ſie hatten dieſen Sieg mit der äußerſten Anſtrengung ihrer letzten Kräfte erkauft, es war ihnen unmöglich, den Feind zu verfolgen, und den Vortheil des Sieges in dieſem Augenblicke weiter zu benutzen. Selbſt Cunny und die Seinen waren von dem hartnäckigen Kampfe erſchöpft. Die Neger ließen von den weitern Verfolgungen ab und begnügten ſich damit, den gefallenen Holländern die Köpfe abzuſchlagen, die als Siegstrophäen zum weitern Schmucke der Wohnung ihres furchtbaren Gebieters heimgebracht wurden.

Auch an den folgenden Tagen wurden die Brandenburger nicht weiter von den Holländern beläſtigt. Sei es nun, daß ſie eine zu bedeutende Niederlage

empfangen hatten, um mit Erfolg einen neuen Angriff wagen zu können, ſei es, daß ſie mit Beſtimmtheit erfahren hatten, die Herrſchaft der Brandenburger ſei ihrem Ende nahe, und daher jedes Opfer von ihrer Seite ein unnöthiges, — es blieb Alles ruhig und die Bewohner von Großfriedrichsburg begannen, nach langem und hartem Drucke, wieder frei aufzuathmen.

Die reichlichen Mittel, welche Gottlieb Schwalbe der Kolonie zugebracht hatte, trugen nicht wenig dazu bei, eine günſtige Veränderung herbeizuführen. Ueberall war heiteres Leben, freudige Bewegung. Vergeſſen ward bei dem plötzlichen Ueberfluß der bisherige Mangel und neue Hoffnungspaläſte, zum großen Theil trügeriſche Luftſchlöſſer, ſtiegen vor der Phantaſie der Koloniſten auf. An die Stelle des trägen Herumſchlenderns war eine raſtloſe, lebensfriſche Thätigkeit getreten und eine heitere Stimmung hatte ſich aller Gemüther bemächtigt.

Am unermüdlichſten, am thätigſten von Allen war Gottlieb Schwalbe. Er war mit dem feſten Vorſatze von Europa abgereiſt, das ſeinem Vater gegebene Wort einzulöſen und begann nun, ſeine Verheißungen zu erfüllen. Er war die Seele des Ganzen. Selbing und die Uebrigen waren nur dem Na-

men nach die Häupter der Kolonie; ſie nahmen die Vorſchläge des Seemannes mit größter Bereitwilligkeit an und ließen ſich die Ausführung derſelben eifrigſt angelegen ſein.

So kehrte, wenigſtens für einige Zeit, die frühere Lebendigkeit nach Großfriedrichsburg zurück und Gottlieb Schwalbe galt für den Schöpfer dieſer zweiten Periode des Glückes und der Fülle. Schon thürmte man Vorräthe auf, und erwartete ſehnſüchtig die alten Handelsfreunde unter engliſcher und däniſcher Flagge, damit ſie kämen und die gute alte Zeit vollends hierher zurückbrächten.

Allein ſie kamen nicht. Die letzten ſchlechten Erfolge, welche ſie in Großfriedrichsburg gehabt hatten, verleideten ihnen die Fortſetzung von Unternehmungen, die nur Verluſte mit ſich führten, und um den neugewonnenen Segen der Kolonie nicht ungenutzt verkümmern zu laſſen, beſchloß Göttlieb Schwalbe, ſein Schiff ſofort zu befrachten, um an andern Küſten neue Verbindungen anzuknüpfen und die alten Freunde zum erneuten Beſuch aufzufordern.

Schnell wurde Hand an's Werk gelegt. Man einigte ſich bald über den Geſchäftsgang. Die Magazine wurden geöffnet, die Ballen und Säcke und

Fäſſer gingen an Bord und bereits binnen wenigen Tagen war das Schiff ſegelfertig.

In dieſen Tagen der fortwährenden Unruhe hatte Gottlieb Schwalbe wenig Zeit gehabt, ſich um das zu bekümmern, was ſeinem Herzen zunächſt ſtand. Jetzt aber, da die Abſchiedsſtunde herannahte, empfand er das Bedürfniß, ſich ſelbſt genug zu thun, hieß eine Anzahl ſeiner Matroſen am Ausgange der Kolonie ihn erwarten und ging allein nach dem Friedhofe, wo ſeine ſchönſten Hoffnungen begraben lagen.

„Lebe wohl, mein liebes Leben, und dieſes Mal für längere Zeit,“ ſprach Gottlieb Schwalbe, nachdem er eine Stunde heiliger Erinnerung vor dem Grabhügel der Geliebten hingebracht hatte. „Wenn ich mich zu einem guten Werke, zu einer kühnen Unternehmung ſtärken will, komme ich zu Dir! Es iſt mein Stolz und meine Freude zu glauben, es geſchähe Alles um Deinetwillen! Und jetzt und immer halte ich das Gelübde, Deiner Liebe werth zu ſein.“

Er verließ den Kirchhof, ſammelte ſeine Leute um ſich und ging zu der Behauſung Jean Cunnys.

Gottlieb Schwalbe hatte ſeinen Freund nur in der Kolonie ſelbſt geſprochen; bis jetzt hatte er die eigentliche Wohnung deſſelben noch nicht betreten. Er

ſchauerte, als er ſie ſah, ſeine Kniee bebten, als er über die Schädel der Holländer wegſchritt, womit der Eingang zu derſelben gepflaſtert war.

An die Pfähle waren wieder zwei neue Opfer gebunden, die das tödtliche Blei, oder den ſicher treffenden Dolch ihres unverſöhnlichen Feindes erwarteten, der im vollen Schmucke der Waffen unter dem Portal ſeiner Halle ſtand. Als er Gottlieb Schwalbe ſah, winkte er dieſem mit der Hand einen ſtummen Gruß zu.

„Wenn Du willſt, daß ich Deine Wohnung betreten ſoll,“ rief Gottlieb Schwalbe mit lauter Stimme, „ſo ſchaffe mir dieſen entſetzlichen Anblick aus den Augen.“

Der Negerfürſt zauderte einen Augenblick, dann ertheilte er einem Schwarzen, der zu ſeinen Füßen lag, einen Befehl. Die Gefangenen wurden losgebunden und fortgeführt.

„Dein Wille iſt geſchehen,“ ſprach Cunny ernſt. „Tritt näher.“

„Wie war es Dir möglich, Cunny, Dein ſanftes, friedliebendes Herz ſo zu verleugnen und der grauſamſte Tyrann zu werden?“

„Schweig!“ entgegnete der Negerfürſt. „Du verſtehſt mich nicht; Du wirſt mich nie verſtehen. Die

Zeit, da ich Dir diente, da ich der weißen Blume diente, und in dem Glanze ihrer Schönheit mich ſonnte, iſt vorüber. Jetzt bin ich ein Anderer. Nicht mehr der Knabe, der nichts kannte als Euch, der Heimath, Vater, Freunde, Alles vergeſſen hatte, ſtehe ich vor Dir. Ich bin König meines Volkes, das mich wiedergefunden und an den Platz geſtellt hat, der mir gebührt. Mein Reich iſt weit und groß; ein Drittheil der Bevölkerung dieſer Küſte iſt meinen Befehlen unterworfen. Cunny, der Vater, war ein Bundesgenoſſe der trügeriſchen Holländer, Cunny, der Sohn, iſt ihr Verfolger, ihr Todfeind, der ihr rauchendes Blut trinken und ſich mit ihrem zuckenden Herzen nähren will."

„Um Gott, Cunny, was hat Dich ſo beiſpiellos verwandelt? Wohl ſchwurſt Du mir und Dir Rache, als ich von Katharinens Sarg mich trennte, aber nie hätte ich geglaubt, daß Du ſie bis zu dieſem Maße ausdehnen würdeſt."

Ein Lächeln des Mitleids ſchwebte um die Lippen des Negerfürſten; faſt war es auszudeuten wie leichter Hohn:

„Es verſteht Keiner den Cunny. Ich bin kein Knabe mehr. Ich bleibe Dein Freund bis zu dem letzten Athemzuge, aber mein Herz iſt nicht mehr von

Dir allein erfüllt. Es iſt erfüllt von dem Leiden meines Volkes, von dem Jammer, den es erduldet, ſo lange die holländiſche Flagge auf dieſer Küſte weht. Alles habe ich erfahren, was hier von dieſen Entſetzlichen Grauenvolles verübt iſt, und als ich dieſen goldenen Reif auf mein Haupt ſetzte, habe ich Rache geſchworen. Mir iſt jeder Holländer verfallen und jeder verrätheriſche Neger, der ſich zum Dienſt derſelben hergiebt."

„Jede Rache hat ihr Ziel."

„Das meine liegt endlos weit. Kein ſterbliches Auge kann es ſehen. Rache will ich für meinen Vater, für meine Mutter, meine Brüder und meine Schweſtern, die von ihren Streichen gefallen ſind, oder fortgeſchleppt, ich weiß nimmer wohin. Ich will Rache für meine geſtohlene Jugend, für die Freiheit, die ſie mir geraubt, für den Sclavenrock, den ſie mir angezogen haben, für den Peitſchenſchlag . . . den die weiße Blume von mir abgewendet hat . . . Dank ſei ihr! Ich will Rache für die Tauſende von meinen Brüdern, die ſie durch Liſt oder Gewalt in Feſſeln geſchlagen und an den Sclavenmarkt gebracht haben. Für jeden Tropfen Blut, den ſie vergoſſen, will ich auch einen vergießen. Das habe ich ge-

ſchworen, und Du ſiehſt ein, daß ich noch viele Holländer ſchlachten muß, bis dieſer Schwur erfüllt iſt."

Er trat an den Tiſch und ergriff den zu einem Pokal umgeſtalteten Schädel. In langen Zügen trank er, und das Gefäß dem Gaſte hinhaltend, rief er aus: „Matthias Cornel van Hagen!"

„Welchen längſt begrabenen Namen rufſt Du mir in's Gedächtniß zurück?"

„Das iſt ſein Schädel!" rief König Cunny wildlachend. „Wenn ich jemals in Furcht bin, meine Gelübde zu vergeſſen, dann greife ich nach dieſem Becher, und aus der Aſche ſteigt gleichſam die Gluth in doppelt verzehrenden Flammen auf."

„Menſch! Mir graut vor Dir! Es wird mir unheimlich in Deiner Nähe."

„So verlaß mich. Wir ſind Beide Männer; die Zeit der Kindheit liegt weit hinter uns. Ich könnte Dir jetzt nicht mehr dienſtbar ſein, und wenn mir Glied vor Glied mit glühenden Zangen abgeriſſen würde. Wer ſo für die Freiheit getauft iſt, wie ich, der läßt nicht von ihr ſein Lebelang."

„Und auch ich werbe um die Freiheit! Um die meine und die meiner Brüder! Allein iſt mein Arm zu ſchwach, ſie zu erringen, darum ſuche ich einen Mann, der mir, ſeinem weißen Bruder, geſchworen

hat, die deutſche Sache niemals zu verlaſſen, und Gut und Blut für ſie zu opfern."

„Das halte ich."

„Wie kannſt Du's, da Du dieſe Sache nicht kennſt, und jede Belehrung verſchmähſt?"

„So ſprich jetzt, ich will hören!"

Gottlieb Schwalbe begann nun, ſeinen Freund über die Veränderungen aufzuklären, die in Deutſchland vorgefallen waren; er ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß Brandenburg und Preußen Eins wären und daß Niemand einen Meineid beginge, der die dem Kurfürſten von Brandenburg geſchworne Treue auf den König von Preußen übertrüge, da dies eine und dieſelbe Perſon ſei.

Der Negerfürſt hatte ihn aufmerkſam angehört:

„Ich habe Dich verſtanden. Sei's d'rum. Haſt Du die Flagge mit dem rothen Adler beiſeite gelegt, und Dich zu dem ſchwarzen geſellt, ſo will ich dies Zeichen auch annehmen, obgleich es mir fremd iſt und keine Theilnahme in meinem Herzen weckt. Es bleibt dabei, König Cunny kämpft für den Adler, gleichviel ob ſchwarz oder roth, ſo lange dieſer ein Feind der Holländer bleibt.

„Ich empfange Dein Wort. Und nun lebe wohl! Wir ſehen uns fortan nur im Getümmel der Schlacht.

Daß es dahin kommen mußte! Wohin ſind jene Tage .... Genug, genug! Ich ſpreche Dir meine letzte Bitte aus, Cunny."

„Rede!"

„Um Dich geſchaart iſt Dein ganzes Volk, das Deinen Willen kennt und ihn blindlings vollzieht. Ich ſtehe allein, nur von wenig Getreuen umgeben, die mein Herz nicht verſtehen, denen ich es nicht vertrauensvoll öffnen kann. Wenn ich in der Schlacht falle, und Du findeſt meinen Leichnam ...."

„Er wird an hundert von Deinen Feinden gerächt werden!"

„Ich möchte nicht allein am öden Strande oder in der Wildniß verſcharrt ſein."

„Du wirſt an der Seite der weißen Blume in Frieden ſchlummern. Cunny hat es Dir verſprochen, er wird es nicht vergeſſen."

„Dank Dir, mein Treuer! Und nun — nein, ich kann nicht ſo von Dir ſcheiden. Ich beſchwöre Dich, Cunny, verlaſſe den Schreckenspfad, den Du jetzt wandelſt und gieb einem mildern Gefühle Raum. Cunny, kehre um!"

„Du ſprichſt verlorne Worte! Zwiſchen uns iſt Alles beendet, darum ſcheide!"

Mit blutendem Herzen riß Gottlieb Schwalbe

ſich von Cunny los. Er wechſelte kein Wort mehr mit ihm, aber er drückte ihn zum letzten Male feſt und innig an ſein Herz, der Thränen nicht wehrend, die über ſeine Backen rollten. Langſam ſchritt er aus dem Bezirke der Wohnung des Negerfürſten, wo ſeine Leute ſich ſchweigend an ihn anſchloſſen und erſt als ſie den Ausgang des Waldes erreichten, wo die Herrſchaft Cunny's endete, ſagte er mit ſchmerzerfülltem Tone:

„Nun habe ich auch den Letzten verloren. Jetzt ſtehe ich ganz allein."

Sie ſchritten langſam weiter. Die Sonne brannte glühend und erſchwerte das Athmen. Die Strapatzen des Marſches wurden immer läſtiger und Gottlieb Schwalbe mußte ſich gewaltſam von ſeinen Träumereien losmachen, um die Schwierigkeiten zu überwinden, und ſeinen Leuten Muth einzuſprechen. Allen klebte die Zunge an den Gaumen, ſie verſchmachteten in dieſem Meer von Sand, Geſtrüpp und Felſen.

Da tauchte vor ihnen in dieſer traurigen Wüſte eine Oaſe auf. Vor ihnen lag ein Hügel, an deſſen Fuß einige Tamarindenbäume ſtanden, deren volles Laub einen weithin reichenden Schatten verbreitete. Von ſeinem Gipfel bis hinab zur Ebene war der

Hügel mit dichtem, an manchen Stellen ſogar undurchdringlichem Buſchwerk bewachſen, das ſich von dort in faſt ununterbrochener Kette bis zum Meer hinzog.

„Capitain!“ rief der Führer der Matroſen. „Hier laßt uns einen Augenblick raſten.“

„Wir können nicht weiter!“

„Die Zunge verbrennt mir im Munde!“

„Und mir iſt, als ſäße mir ein Klumpen glühender Baumwolle im Schlunde.“

„Lagert Euch!“ gebot der Capitain.

Und mit einem Freudenrufe warfen ſich die Matroſen in den Schatten der Bäume nieder, durch die ein kühlender Luftzug ſtrich. Vor übergroßer Ermattung ſchloſſen ſie die Augen.

Ihr Capitain vermochte nicht zu ſchlafen.

Seinen Gedanken überlaſſen, die ihn fernab aus der Gegenwart entführten, ging er unwillkührlich weiter, ſelbſt nicht überlegend, wohin er ſich wende. Bald hemmte dichtverwachſenes Schlingkraut, das von Baum zu Baum ſich fortrankte, ſeine Schritte. Er hielt an.

Aus dem dichten Buſchwerk tönte leiſes Flüſtern zu ihm herüber.

Mit der äußerſten Vorſicht bog er die Zweige

und Blätter auseinander, nicht achtend der Dornen, die ihn empfindlich verletzten, noch der ſtechenden Inſecten, die aus ihren Schlupfwinkeln aufgeſcheucht, ihn umſummten.

Er gewahrte zwei Männer, auf dem Boden ſitzend, die ihm den Rücken zuwendeten und ſich lebhaft unterhielten.

„Horcht! Hört Ihr nichts?“

„Nicht doch. Iſt wohl eine Eidechſe, oder eine von den kleinen Schlangen geweſen, die hier in Unzahl herumkriechen. Sind ja ſchon zwei oder drei Mal auf dieſe Weiſe geſtört worden. Sprecht nur weiter.“

„Ihr könnt alſo denken, daß ich mir das von dem Herrn Gouverneur von Mina nicht zwei Mal ſagen ließ. Tauſend Gulden iſt kein unebener Verdienſt und dazu das Avancement. Teufel noch ein Mal, man kann ſein Bischen Feuerwerkerkunſt nicht immer ſo nützlich anwenden.“

„Und dann, Meiſter Hendrik, die Ehre. Wenn es heißt, Ihr ſeid es geweſen, der Großfriedrichsburg allein vernichtet hat, nachdem es der ganzen holländiſchen Militairmacht nicht hat gelingen wollen den Brandenburgern, oder wie ſie ſich jetzt nennen laſſen, den Preußen den Garaus zu machen. Gebt

Acht, ſie ſenden Euch aus dem Haag noch ein goldenes Ehrenkettlein oder ſo etwas dergleichen!“

„Wäre mir etwas! Geht mir mit dergleichen Firlefanz! Gulden und Gewalt ſind die beiden Dinge, die den Menſchen in der Welt vorwärts bringen und durch die er jedes Gelüſte ſeines Herzens befriedigen kann. Alles Andere iſt für die Narren.“

„Schon gut. Ich verzweifle daran, Euch zu einem honetten Mann zu machen. Ihr könnt nur wagehalſige Thorheiten treiben oder trinken und ſpielen; der Weiber nicht zu vergeſſen. Was ſoll's nun weiter?“

„Bisher habe ich die Arbeit, mit Hülfe von einem Paar dummen Negern allein vollbracht. Das Volk läuft überall hin, wohin es geſtoßen wird, ohne einen Begriff von dem Geiſt eines Unternehmens zu haben. Darum iſt es ſo leicht und doch auch wieder ſo ſchwer, mit ihnen fertig zu werden. Jetzt aber bedarf ich den Beiſtand eines geſcheuten Mannes, und da habe ich natürlich ſogleich an Euch gedacht.“

„Ueberaus gütig von Euch, mich und einen geſcheuten Mann für gleichbedeutend zu halten.“

„Ich würde himmelſchreiendes Unrecht thun,

wenn ich anders ſagte. Und da ich nun überdies Euern Patriotismus kenne."

„Darin habt Ihr recht. Der Patriotismus iſt meine ſtarke Seite. Aus Patriotismus laſſe ich mich zu den tollſten Streichen hinreißen, und wenn jemals ein Mann in den geſegneten Niederlanden den Namen eines Patrioten verdient hat, ſo bin ich es."

„Ihr ſolltet feierlich, vor allem Volke, ſo getauft werden. Kann ich auf Euch rechnen?"

„Verſteht ſich! Habe ich jemals verſchmäht, eine patriotiſche Handlung zu begehen? Und kann es eine höhere Art von Patriotismus geben, als dem ſicher ſchlafenden Feind das Dach ſeines Hauſes über dem Kopf zuſammen zu knallen? Ich bin dabei!"

„Ihr ſeid ſo voll edlen Eifers, daß ich es gar nicht wage, Euch für Euere Mühwaltung die ausgeſetzte Summe von zweihundert Gulden anzubieten."

„Aus Patriotismus ſetze ich mich auch darüber hinweg. Wenn mein dankbares Vaterland ſich getrieben fühlt, mir dieſe Belohnung aufzudringen, ſo werde ich die Empfindungen meines Herzens heroiſch mit einem Seufzer niederkämpfen und das Geld nehmen. Was wäre dafür zu thun?"

„Wie ſchon geſagt: Einen großen Theil der Arbeit habe ich mit den Negern vollbracht. Sobald

die Mitternachtsſtunde hereinbricht, ſteht die ganze brandenburgiſche Anſiedlung in Flammen. Auch iſt es uns gelungen, durch Beſtechung in das Innere der Feſtung zu gelangen, und an ſolche Orte einen tüchtigen Vorrath Pulver unterzubringen, wo derſelbe, wenn er zündet, bedeutenden Schaden anrichten kann. Schon iſt nach den bezeichneten Orten hin eine Lunte geführt, die zur beſtimmten Stunde angebrannt wird und Ihr habt das ſchönſte Feuerwerk vor Augen, das Ihr Euch nur wünſchen könnt."

„Ihr habt aber immer noch nicht geſagt, was ich thun ſoll, ſondern nur das erzählt, was bereits gethan iſt. Und dafür wollt' Ihr mir doch nicht zweihundert Gulden geben?"

„Das iſt eine weiſe Bemerkung, die von einer ſo ruhigen Ueberlegung zeugt, wie man ſie einem heiß-blütigen Patrioten nicht zutrauen ſollte. Zu Lande iſt allerdings das meiſte gethan, und Euer Beiſtand dabei nicht ſonderlich mehr vonnöthen. Aber . . ."

„So kommt endlich zur Sache".

„Sagtet Ihr nicht, Ihr wäret ein tapfrer Matroſe geweſen, und hättet Zeit Eures Lebens Wunderdinge verrichtet zur See? Wenn hier Alles in die Luft fliegt, wird doch Mancher entkommen und entflieht uns zur See. Das darf aber nicht ſein, ſondern der

ganzen brandenburgiſchen Herrlichkeit muß mit einem Schlage ein Ende gemacht werden. Als ein Kenner wißt Ihr, daß das auf der Rhede von Großfriedrichsburg liegende Fregattſchiff ein ganz tüchtiges Fahrzeug iſt, vom ſchönſten trocknen Holz erbaut, das gewiß . . . Nun, zum Teufel, jetzt müßt Ihr mich doch verſtanden haben."

„Ueber und über! Euer Projekt gefällt mir ſo ſehr, daß ich ſchon halb und halb geneigt bin, Hand an's Werk zu legen, wenngleich vorher zu ſehen iſt, daß ich leicht die Nock ihrer Fackraa zieren kann."

„Euer Patriotismus würde auch dieſe letzte Probe auf die glorreichſte Weiſe beſtehen. Allein . . ."

Gottlieb Schwalbe zog ſich langſam zurück. Der holländiſche Unterhändler und der von ihm verführte Patriot hatten Beide keine Ahnung davon, daß ihr Vorhaben dem Feinde bereits verrathen war. Vorſichtig weckte Gottlieb Schwalbe ſeine Leute, er ertheilte ihnen den Befehl, das nahe Gebüſch zu umzingeln, und die beiden holländiſchen Verräther, die ſich darin verſteckt hatten, unter keiner Bedingung entwiſchen zu laſſen.

Die Gefangennahme gelang über Erwartung, denn ehe die Holländer ſich deſſen verſahen, wurden ſie in ihrem Schlupfwinkel überfallen.

Gottlieb Schwalbe begann ſogleich ein ſcharfes Verhör, aber er hatte es mit zwei verſtockten Sündern zu thun. Weder durch Ermahnung noch durch Strenge gelang es ihm, ſie zu einem Bekenntniß zu bewegen.

„Daß ich ein Thor wäre, mit Euch die beſte Zeit zu verderben. Wollt' Ihr jetzt nicht reden, ſo wird man ſpäterhin ſchon Mittel finden, Euch den Mund zu öffnen. Bindet die Hunde und ſtoßt ſie vor Euch her! Vorwärts!"

Aber dieſen Befehl auszuführen, war nicht wohl möglich, da die Matroſen nicht das geringſte Endchen Tau zur Hand hatten. Man mußte ſich damit begnügen, die beiden Gefangenen zu umzingeln und im Vorwärtsſchreiten ſie keine Minute aus den Augen zu verlieren.

Sie erreichten jetzt das Seeufer. In der Ferne ſahen ſie auf der regelmäßig dem Strande zurollenden Diehnung die Fregatte ſich wiegen; der Wartthurm von Großfriedrichsburg ſchaute von der Spitze des Berges zu ihnen herüber. Aber noch war es ein weiter Weg, die Kräfte der Seeleute nahmen immer mehr ab; ſie hatten ſo viel damit zu thun, ſich ſelbſt vorwärts zu bringen, daß ſie die gefährlichen Gefangenen nicht mit der nöthigen Strenge beaufſichtigen konnten.

Plötzlich trat ein Ereigniß ein, das, obgleich täglich wiederkehrend, doch für Jeden, der es erblickt, ein ſtets überraſchendes Schauſpiel bleibt. Die Sonne tauchte unter, ihr heller Schimmer verſchwand hinter dem Saum des Waldes, und tiefe Dunkelheit herrſchte rings umher.

Die beiden Holländer, die längſt auf dieſen Moment harrend, geheime Zeichen mitſammen gewechſelt hatten, warfen ſich auf ihre achtloſen Wächter, ſtürzten die ihnen zunächſt Stehenden zu Boden, und rannten, des Terrains wohl kundig, nach verſchiedenen Seiten auseinander.

„Ihnen nach! Ihnen nach!" rief Gottlieb Schwalbe überlaut, des Unheils gedenkend, was über ſie hereinbrechen würde, wenn die beiden Entſprungenen ungefährdet ihr Ziel erreichten. Die Matroſen befolgten den Befehl ihres Gebieters, aber die Dunkelheit verhinderte deſſen Ausführung, und als ſie nach vielen fruchtloſen Verſuchen zu ihrem Führer zurückkehrten, hatten ſich mehrere von ihnen in der Finſterniß verlaufen.

Gefahr lag im Verzuge. Gottlieb Schwalbe befahl den Seinen, ſich dicht um ihn zu ſchaaren und genau auf ſeine Worte zu merken. Er erzählte ihnen, welches Bubenſtück er entdeckt habe, und wie

ſie alle Kräfte anſtrengen müßten, die Ausführung deſſelben zu verhindern, ſollte nicht Alles, was ihnen lieb und werth ſei, an dieſer Küſte für immer zu Grunde gehen.

Ein Schrei des Unwillens entfuhr den Matroſen; ſie gelobten ihrem Capitain, die bedrohte Feſtung, ſo wie das Schiff, dem ſie zugeſchworen, zu ſchützen, und ſchritten mit Anſtrengung aller Kräfte vorwärts, wobei das leiſe aufprallende Meer ihr Wegweiſer war, und die goldenen Sterne, die an der tiefblauen Himmelsdecke zu leuchten begannen, einen leichten Schimmer auf ihren Pfad warfen.

Mit frohem Muthe hatte Selbing ſich bei'm Einbruche der Nacht von den Seinen getrennt. Keine trübe Ahnung beſchlich ihn. Er ſtreckte ſich auf ſein Lager und ließ ſich von lichten Hoffnungsträumen umgaukeln, die ſich jedes Deutſchen bemächtigt hatten, ſeit Gottlieb Schwalbe ſo wirkſame Hülfe gebracht und auf die glücklichſte Zukunft vertröſtet hatte.

Es war tiefe Stille rings umher. Selbſt die Schildwache am äußerſten Baſtion ſtand träumend an der Bruſtwehr und ihre Gedanken flogen über das Meer der fernen Heimath zu.

Da riſchelte und raſchelte es am Boden, als ob eine Schlange durch das hohe Gras hinhuſchte,

und als der Soldat zurückſprang, und ſich niederbückte, um das Thier zu verſcheuchen, blitzte es auf wie Pulver, das von der Zündpfanne fliegt. Dann war es wieder ſtill und dunkler als zuvor.

„Das iſt ſeltſam!“ ſprach der Soldat, unwillkührlich zuſammenſchauernd, und drückte ſich an den Wall, als wolle er ſich wenigſtens den Rücken ſichern.

Plötzlich ward es in der Dunkelheit über ſeinem Haupte noch dunkler. Er ſah auf und gewahrte einen Schwarzen, der von Außen über das Baſtion gekrochen war, und ihn zähnefletſchend anblickte. Der Soldat packte zu, aber der Schwarze warf ſich nieder, und rollte den Wall hinab, von der Finſterniß beſchützt.

„Verrätherei! Hier iſt Verrätherei!“ rief der Soldat. Er feuerte ſein Gewehr ab und eilte nach dem Glockenſtrang, um zu läuten. Dieſer war abgeſchnitten. Noch unſchlüſſig, ob er bleiben, oder ſeinen Poſten verlaſſen, und überall Lärm erheben ſollte, lud er ſein Gewehr auf's Neue, da Niemand den Schuß vernommen hatte. Aber ehe er zum Feuern bereit war, knitterte und knatterte es unter dem Boden, die Erde hob ſich, ein furchtbarer Knall ertönte, eine himmelhohe Flamme ſtieg in die Luft empor, die von dem Rufe der Angſt, des Entſetzens, des

Schreckens durchſchnitten wurde; — Alles hüllte ſich in einen dichten Rauch.

Auch dieſes Mal ſchirmte die Vorſehung die Brandenburgiſchen und verhütete ihr Verderben. Nur die Sprengung der äußerſten Umwallung gelang den Feinden, dann war Gottlieb Schwalbe mit den Seinen zur Hand; die weitere Zerſtörung wurde gehemmt, Jedermann war auf ſeinem Poſten, um dem verſteckten oder offenen Angriffe zu begegnen.

Nur ein Opfer koſtete dieſe Nacht. Selbing, überall gegenwärtig, hatte zwei Schwarze auf friſcher That ergriffen, als ſie gerade eine brennende Lunte an das Proviant-Magazin legten. Die Schwarzen wehrten ſich verzweifelnd und ſtießen dem Offizier das Meſſer in die Bruſt, als Gottlieb Schwalbe mit einigen Matroſen herbei kam.

„Bleibt hier, Capitain!“ ſprach Selbing mit hinſterbender Stimme. „Laßt die Hunde laufen und hört mich an. Meine Herrſchaft iſt zu Ende, ſo befehlt hier an meiner Statt! — Ihr ſeid jetzt Gouverneur! — Wahrt die Ehre unſerer Flagge! — Es lebe der König!“ —

Der treue Offizier hatte vollendet.

Aber in dieſem Augenblicke rollte es wie ein furchtbarer Donnerſchlag vom Meere herauf, der ganze

Himmel glühte von feuriger Lohe, ein Kniſtern, ein Praſſeln, ein herzzerreißendes Geſchrei wurde aus der Luft herab vernommen.

Gottlieb Schwalbe ſtand betäubt:

„Mein Schiff! Mein ſchönes Schiff!“ rief er, und flog dem Strande zu.

Das Bubenſtück war zu Waſſer beſſer gelungen, als zu Lande. Wenig konnte es die Brandenburger kümmern, daß der wagehalſige Verräther ſeine ſchwarze That mit dem Leben bezahlt hatte; das Schiff, woran ſich ſo viele Hoffnungen knüpften, war rettungslos verloren.

Dumpfe Verzweiflung bemächtigte ſich Aller.

Der Reſt der Nacht ging ſtill vorüber. Der Morgen brach an und Alles ſtrahlte im ſchönſten Sonnenlicht. Die Seebucht war mit den Trümmern des in die Luft geſprengten Schiffes beſäet.

Von der Ebene herauf tönte Trommelſchlag. Fahnen flatterten im Morgenwinde. Die Holländer zogen heran, und nahmen in einiger Entfernung von der Feſtung eine ſichere Stellung ein. Von der andern Seite her wurden dichte Negerſchaaren bemerkbar; ihnen voran Cunny im vollen Waffenſchmuck, der raſch dem Thore der Feſtung zuſchritt.

Ein Haufen von ungefähr zwanzig Mann verließ die Reihen der Holländer und ſchlug, eine weiße Parlamentairflagge an der Spitze, dieſelbe Richtung ein.

Von der dritten Seite — dem Meere — kam ein Zug von Seeleuten; ſie trugen eine Bahre, die mit einer Flagge verdeckt war. Unter dieſer Flagge athmete bang und ſchwer Gottlieb Schwalbe, der von auf- und abwogenden Trümmern gefährlich verletzt worden, als er ſeinen Steuermann retten wollte, der unterzuſinken drohte.

Die Brandenburger öffneten mit Wehklagen das Thor, um den Trauerzug einzulaſſen. Faſt mit ihm zugleich langte der holländiſche Parlamentair an. Er ſtieß die weiße Fahne vor ſich in den Boden und ſagte:

„Man führe mich zu dem Gouverneur!“

Gottlieb Schwalbe erhob ſich mühſam und nahm eine ſitzende Stellung ein; ſeine Leute unterſtützten ihn:

„Hier iſt der Gouverneur!“

„Vergebens haben die holländiſchen Behörden Euch davon zu überzeugen geſucht, daß Eure Herrſchaft hier zu Ende ſei. Was Ihr mit Spott von Euch gewieſen, das vernehmt jetzt aus dem Munde eines Landsmannes. Hier iſt ein Commiſſair der

Königlich Preußiſchen Regierung, der die Uebergabe von Großfriedrichsburg ſammt allen Pertinenzien an die holländiſchen Behörden zu bewirken hat.“

„Nimmermehr!“

„Es iſt ſo. Ergebt Euch darein. Der König hat Euch verkauft!“

„Verkauft!?“

„Verkauft für ſechstauſend Stück Dukaten; keinen einzigen mehr und keinen einzigen weniger. Es mag bitter ſein, ohne Weiteres verhandelt zu werden, indeſſen iſt es einmal ſo, darum ergebt Euch darein und laßt uns zur Erfüllung der nöthigen Formalitäten ſchreiten.“

„Verkauft! O, wehe! —“

Gottlieb Schwalbe rief es mit herzzerreißendem Tone, dann aber ſchloß er die Augen; die Schwäche des Körpers ſiegte über die Erregtheit des Geiſtes; eine tiefe Ohnmacht hielt ihn umfangen.

Cunny trat an ſeine Seite. Das plötzliche Erſcheinen des Negerfürſten imponirte dem Holländer und er wich zurück, als Cunny den Matroſen befahl, die Bahre in den innern Hof der Feſtung zu tragen, und dann ſelbſt die Pforte klirrend zuwarf.

Gottlieb Schwalbe ward in Selbings Wohnung

gebracht. Das Gemach war mit trauernden Seeleuten angefüllt, die mit tiefer Bekümmerniß auf ihren ſterbenden Führer ſchauten.

Der Negerfürſt ſtand neben ſeinem Lager:

„Lebe wohl, weißer Bruder. Ich halte Dir Wort!'

„Ja, Cunny! Gieb dieſe Feſtung nicht in die Hände der Holländer! Streite für unſere Flagge!"

„Ich will's!"

„Mir haben ſie das Amt des Gouverneurs übergeben, ohne daß ich es verwalten konnte, ſo lege ich es in Deine Hände nieder. Jean Cunny, Gouverneur Sr. Majeſtät des Königs von Preußen zu Großfriedrichsburg auf der Weſtküſte von Afrika!"

„Treu bis zum Tode!"

„Das weiß ich — treu wie Gold — treu wie Du es mir geweſen biſt!"

„Nimm meine Hand!"

„Es iſt die Hand eines treuen Freundes. — Verdammt dieſe Holländer, die uns glauben machen wollen, unſer König wolle uns verkaufen."

„Ich ſchütze dieſen Wall!"

„So bin ich ruhig. Dank Dir — mein Bruder! — Das iſt unſer Abſchied für's Leben! — Gott ſei mit Dir!"

Ein Kanonenſchuß erdröhnte aus der Ferne.

Der Schwerverwundete fuhr auf:

„Sie kommen!“

„Ich will ſie empfangen! Ich will’s!“ rief Cunny flammenden Auges. Er bückte ſich zu Gottlieb Schwalbe nieder und ſchloß ihn feſt in ſeine Arme:

„Lebe wohl! Lebe wohl!“

Ein zweiter Kanonenſchuß fiel vor den Wällen.

„Ich komme!“ rief der Negerfürſt und eilte aus dem Gemache.

„Ihm nach!“ ſprach Gottlieb Schwalbe mit Anſtrengung ſich zu den Seinen wendend: „Schützt ihn, er ſchützt Euch! Ihm nach!“

Die Seeleute folgten dem Befehl.

Gottlieb Schwalbe blieb einſam zurück:

„Ich bin allein — und einſam bin ich geweſen mein Lebelang! — Was mich liebte, ſtand mir einen hellen Sonnentag lang zur Seite — dann verſchwand es für immer. — Nun iſt’s bald vorüber — aus der tiefen Einſamkeit trete ich in einen ſchönen Garten, wo ich Alle finde — aus der Dunkelheit in das reiche, volle Licht! — Herr — erbarme Dich mein!“

Ein himmliſches Verklären ſtrahlte von ſeiner

Stirn, ſein Auge glühte wunderbar. Noch regten ſich ſeine Lippen:

„Moſes! — Vater! — Katharine!“

Er war hinüber. —

Draußen begann die tobende Schlacht.

Epilog.

Die Schlacht brauſte heran und ſtürmte zurück; ſie ward auf's Neue begonnen und wieder zurückgeworfen. Der Kampf wurde endlos durch Monate und Jahre.

Längſt war der Verkauf der brandenburgiſchen Kolonien zu Berlin abgeſchloſſen, im Haag hatte man den Kaufkontrakt ratificirt, Kommiſſarien beider Regierungen waren abgegangen, um die Uebergabe zu bewirken; rings um die Feſtung war Alles holländiſch geworden, nur die Pforten von Großfriedrichsburg öffneten ſich nicht. Auf den Wällen dieſer Feſtung wehte noch immer die preußiſche Flagge, und als ihr Vertheidiger ſtand unerſchüttert der Negerfürſt Jean Cunny.

Dieſer Muth, dieſe Ausdauer, dieſe Entſchloſſenheit in der Vertheidigung einer Sache, die, von allen Betheiligten aufgegeben, keinen guten Ausgang haben

konnte; dieſes Halten an ein gegebenes Wort mit fanatiſcher Treue iſt ohne Beiſpiel.

Cunny's Kämpfe, ſeine Schickſale, ſeine Abentheuer ſind zu groß, zu bedeutend, als daß ſie hier noch mitgetheilt werden könnten; ich erſpare mir die Erzählung derſelben für eine ſpätere Zeit in einem beſonderen Buche. Hier nur dies Eine, daß er endlich der Uebermacht erliegen mußte, nachdem er ſieben Jahre lang für das Beſitzthum der Brandenburger auf der Weſtküſte von Afrika geſtritten hatte, ſieben Jahre lang ein muthvoller Vertheidiger des preußiſchen Adlers geweſen war.

Die Holländer waren gezwungen worden, ſolche ſeltene Ausdauer rühmend anzuerkennen; als die Thore der Feſtung ſich öffneten, verließ Jean Cunny dieſelbe mit allen kriegeriſchen Ehren. Er ging langſam fort bis zu dem Ufer des Baches, der ſich durch Pokeſon ſchlängelt, und an dem Friedhofe vorüberfließt, wo Gottlieb Schwalbe zwiſchen ſeinen Lieben ruhte. Er warf noch einen Scheideblick auf dieſe Stätte der Ruhe und ging dann, ohne ſich umzuſehen, in den Wald.

Er hat ihn nicht wieder verlaſſen.

Aber auch aus dem Walde drang keine Kunde von ihm. Er kehrte nicht wieder zu ſeinem Stamme

zurück. Man weiß nichts von ſeinem ferneren Leben, man weiß nichts von ſeinem Tode.

Jean Cunny, der Negerfürſt, blieb verſchollen.

* * *

Die preußiſche Flagge wurde herabgelaſſen. An ihrer Stelle erſchien die holländiſche. Sie wurde mit lautem Jubel begrüßt, und die wenigen Brandenburger wandten der heimlichen alten Stätte mit Wehmuth den Rücken.

Aber mit der holländiſchen Flagge zogen auch die Sitten und Gebräuche des holländiſchen Kolonial-Syſtems in die Kolonie ein. Vorbei war es mit der Ausführung eines Entwurfes, der in dem Haupte des großen Kurfürſten entſprungen, von ſeinen Dienern mit allem Eifer ausgeführt und von jedem Erfolge begleitet ward, der ſich mit den beſchränkten Mitteln, die ihnen zu Gebote ſtanden, erreichen ließ. Aber, was mit ſorglichem Eifer gepflanzt und gewartet worden, dies hatte, wenn auch nur klein, eine kräftige Wurzel geſchlagen und ließ ſich nicht ſo leicht ausrotten. Mit Bekümmerniß lieſt man in den Berichten eines Marchand, eines Boſsmann und Anderer von dem Geiſt der Geſittung, der Betriebſamkeit und Intelligenz, den man unter den Negern ge-

funden hätte, welche von den Brandenburgern erzogen worden wären; Eigenſchaften, von denen die Träger anderer Ideen die Eingebornen nur nach und nach mühſam hätten befreien können.

* * *

Seit jener Zeit iſt mehr als ein Jahrhundert verfloſſen. Die gewaltigſten hiſtoriſchen Ereigniſſe ſind über die Erde hingewandelt und haben Spuren zurückgelaſſen, die keine Zeiten, keine Umſtände vertilgen können.

Das Bewußtſein iſt in dem deutſchen Volke erwacht. Es weiß, daß es einem Geſammt-Vaterlande angehört, welches ſich von der Memel bis zum Rhein, von der Donau bis zur Elbe erſtreckt. Es weiß, daß es Alles kann, was es will, und es will das Höchſte, weil es berufen iſt, daſſelbe zu erreichen.

Frei will es ſein von allen fremden Einflüſſen, ſie mögen kommen über welchen Meeresarm, oder über welchen Strom ſie wollen. Es will nicht bevormundet ſein, wenn es auf die offene See hinausſteuert, ſei es von dem Georgenkreuze, dem Danebrogkreuze oder andern Kreuzen. Die deutſche Flagge findet den Weg allein über das Meer, ſo laßt denn

auch jenſeits des Oceans die deutſchen Schiffe an einem deutſchen Strande ihre Anker werfen.

Sind wir kein ſeefahrendes Volk, wir Deutſchen? Die Leute ſagen's.

Man irrt. Es ſind nicht die Leute, von denen man ſolche Aeußerungen vernimmt, ſondern die Leute ſagen es, die und jene, welche es entweder wirklich nicht begreifen oder die ein Intereſſe daran haben, es nicht begreifen zu wollen.

Blickt Euch im Nordweſten Eures Vaterlandes um, wo die Wellen der Oſt- und Weſtſee gegen die Ufer heran rollen, die Wellen eines Meeres, das vorzugsweiſe das deutſche Meer heißt. Unſere Ströme rauſchen mächtig in die See hinein und flotten den Kiel hinaus in die wogende grüne Fluth. An das Ufer dieſer Ströme, an den Strand dieſer Meere müßt Ihr gehen, zu den Frieſen-Inſeln der Weſtſee müßt Ihr hinüberſchiffen und den Menſchenſchlag anſehen, der Euch dort überall entgegen tritt: kalt, ruhig, beſonnen, von eiſerner Geſundheit, wettergebräunt, mit weißem Haare noch Jünglinge im Ertragen von Strapazen und Entbehrungen — das ſind deutſche Seeleute.

Und dieſe deutſchen Seeleute empfangen auf ihren Schiffen die deutſchen Brüder von Moſel und

Rhein, ſie bringen ſie hinüber nach dem amerikaniſchen Feſtlande, das ſich mit unſerm Geld- und Menſchenkapital bereichert, während unſere Dörfer vereinſamen und unſer materieller Wohlſtand ſich ſchmälert, denn was einmal in den Boden der geſegneten Union — ſei es am Delaware, am Miſſouri oder Miſſiſippi — geſenkt iſt, davon ſehen wir nichts wieder, daraus wächſt uns kein Strauch, der groß genug wäre, einen verſchmachtenden Wanderer mit ſeinem Duft und ſeinem Schatten zu erquicken.

Aber es hat einen Tag der Ausſaat gegeben, es wird ein Tag der Aerndte kommen. Wir werden jenſeits des Oceans deutſche Kolonien ſich erheben ſehen, die von jeder fremden Souverainetät unabhängig ſind. Man wird auf unſern Werften Kanonenſchiffe bauen, und eine deutſche Flagge wird die deutſchen Söhne des fernen Bruderlandes ſchirmen und ſchützen.

Ein Anfang iſt gemacht. Wie klein und unbedeutend er auch erſcheinen mag, er wird wachſen und voll Stärke ſein, wie aus der unbeachteten Eichel ein rieſiger Baum wächſt. Es muß, es wird der Tag kommen, wo eine achtunggebietende deutſche Flotte auf dem Meere erſcheint.

Heil dieſem Tage!

Ende.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.